Ueber die Vorsehung.

Von

Heinrich Sander,

Professor am Gymnasio illustri in Carlsruhe, der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, und der fürstl. anhaltischen dentschen Gesellschaft in Bernburg Ehrenmitglied.

Zweyter Theil.

Dritte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,
1795.

Vorrede.

So wie ich im ersten Theil zur Erläuterung der Lehre von der Vorsehung das Buch der Natur aufgeschlagen, und mich auf das, was jedem in der Welt zu nächst vor Augen liegt, berufen habe: so habe ich in diesem Bändchen aus der Geschichte der Völker, der Kirche, der Gelehrten, der alten und der neuen Welt viele und mannigfaltige Beweise für die göttliche Vorsehung gesammelt, und sie zur Bestätigung einiger biblischen Stellen angewendet. Der bekannte Grund für die Unsterblichkeit der Seele, für das Daseyn einer über alles wachenden, und alles einst richtenden Vorsehung, und also auch für die Gewißheit einer andern Welt erhält dadurch, wie ich glaube und wünsche, seine gehörige Stärke. Die Namen, die hier vorkommen, sind zwar alle sehr bekannt: aber wer sich bemühen mag, die Nachrichten, die ich hier zusammen gedrängt habe, zu lesen, der wird finden, daß ich meistens von allen abgeleiteten und trüben Bächen

 bis

bis zu einer guten Quelle zurückgegangen bin, und oft Urkunden und Sammlungen genützt habe, die entweder nicht in jedermanns Hände kommen, oder zum Theil wenigstens noch ganz neu sind. Ein großer Theil der Menschen liest, und liest doch immer nur Romanen, und erträumte Abentheuer. Aber wie vortreflich und wie unterhaltend kann man jede Stunde des Lebens ausfüllen, wenn man einmal an den Schönheiten der wahren und unerschöpflichen Geschichte Geschmack gefunden hat, und sie mit Kopf und Herz studiren kann! Ach, daß doch insbesondere die jungen Diener der Kirche die Geschichte ihres Glaubens lernen, und fleißig bey Mosheim, Semler und Walch in die Schule gehen möchten! Das Raisonnement, das ich zuweilen, wiewohl sparsam, in die Erzählung eingeflochten habe, wird keinen billigen Richter beleidigen. Ich spreche aus dem Munde der Geschichte, und für andere Aeusserungen ist die tägliche Erfahrung Zeuge. Ohne an irgend eine Stadt, Nation, Sekte oder Religionsparthie mit Vorliebe oder mit Bitterkeit zu denken, faßte ich immer, so viel als möglich, das Ganze der Menschenwelt, so wie es die Historie schildert, ins Auge;

und

und wie ist es möglich, bey dem schrecklichen Anblick so vieler häßlichen Begebenheiten, die im Archive der Geschichte aufgezeichnet liegen, die immer höher steigende Empfindung des Unwillens und des Mitleidens zurückzuhalten?

Ich würde diese Fortsetzung entweder gar nicht, oder nicht so bald geliefert haben, wenn nicht — ich darf es mit freudigem Dank gegen die Vorsehung, die ich verkündige, sagen! die Stimme derer, die den Anfang meiner Arbeit billigten, und dadurch erbaut worden sind, weit stärker gewesen wäre, als die Stimme der Tadler und der Lieblosen. Aber was lehrt die ganze Geschichte der Welt? Daß oft die besten, die brauchbarsten Menschen verkannt, und von ihren Brüdern verurtheilt worden sind; daß ungewohntes Leid früh oder spät jedes Herz anfüllt, und jede Seele beugt; daß Leidenschaft, verborgenes Interesse, und unredliche Absicht sich gar oft in das Urtheil der Menschen einmischt; daß kein Sterblicher je hoffen darf, von allen Zeitgenossen mit Beyfall aufgenommen zu werden; daß freye edle Denkungsart ohne sklavische Schmeicheley und blinde Unterwerfung immer ganz gewiß einem Theil der Menschen mißfällt; daß man oft an Menschen und Sachen etwas ganz anders öffentlich tadelt, als

das wodurch man eigentlich zum Unwillen gereitzt wird. Was sagt dagegen unser Glaube an eine Vorsehung; daß das Gute bis an das Ende der Welt nicht sterben wird, wenn es gleich von vielen, die sich weise dünken, gehaßt wird; daß noch immer fromme und liebreiche Menschen auf der Erde sind, die sich unter einander trösten und ermuntern; daß man nie, auch wenn der Himmel noch so schwarz aussieht, an einem guten Ausgang zweifeln müsse; daß eben die beschwerliche Unart anderer Menschen dem Tugendhaften ein Pfand für seine künftige Herrlichkeit ist; daß das ungewisse und unbedeutende Urtheil der Menschen nie die Richtschnur unsers Lebens werden kann; daß wir aber hoffen dürfen, einst von einem unbetrüglichen Wesen untersucht und gewürdigt zu werden. Und mit diesem tröstlichen Gedanken läßt uns dann ihr Christen! unser Gefühl für Wahrheit und Tugend, unsere Rechtschaffenheit und Unschuld erhalten, bewahren, unterstützen und verstärken!

Sander.

In-

Inhalt.

Ueber das vielfältige Unglück in der Menschenwelt.

I. Allgemein. S. 1
Ueber Psalm 90, 10. 6
Erläuterungen der Stelle aus Luthers letzten Lebensjahren. 11
Von Luthers Tode. 23
Von seiner Wittwe und Waisen. 25
Ueber 1. Cor. 15, 19. 29
Die Stelle kann allein von den Aposteln verstanden werden. 32
Erläuterung aus der Geschichte Pauli. 33
Auch kann man sie von allen Menschen verstehn. Beyspiele dazu aus dem gemeinen Leben. 36

Aus der alten Welt. z. B. Schotten. S. 47
Hottentotten. 47
II. Besonders.
A. Unter Bauern und gemeinen Leuten. 48
Anmerk. Goldschmiths Stelle davon. 49
Frohnden in der vorigen Zeit. 51
Ehemalige Plagen der Unterthanen in Schottland. 53
Schlechter Zustand der Bauern in Veltelin. 54
Auf Madera. 54
In Bergwerken. 55
Auf Leuchtthürmen. 56
Trauriges Leben der Matrosen. 57
In der alten Welt versäumte man die Bildung des gemeinen Mannes. 58
Flamines und Aruspices in Rom. 60
Vom Lotterieübel in unsern Zeiten. 62
B. Aus der Geschichte der Gelehrten. 67
Von Geßner. 72
Mosheim. 72
Mosheims letzte Krankheit und Tod. 78
Von Dichtern und schönen Geistern. 80
Samuel Buttler. 81
Winkelmann. 82
Rousseau. 82
Lope. 84
Torquato Tasso. 85
Zwingli. 86

Sein erbärmlicher Tod. S. 95
Ciceros Verdienste. 98
Seine Verfolgung von Clodius. 104
Sein trauriges Ende. 108
C. Daß man sich nicht auf Menschen verlassen könne. 111
Beyspiele aus Kaiser Carl V. Geschichte. 112
Zur Erläuterung von Psalm 146, 3, 4. 112
Geschichte des Cardinals Ximenes. 113
Seine letzten Tage. 119
Schlechte Regierung der römischen Kaiser. 122
Bernstorff und Sturz. 131
Olavides. 131
Anmerk. Hussens letzter Brief von Constanz. 135
D. Auch die Großen leiden zuweilen. 136
Stanislaus. 136
Zur Erläuterung von Psalm 76, 13. 137
Geschichte Ludwigs des Frommen. 139
Der Mutter K. Carls V. 144
Des Churfürsten Johann Friedrich. 146
Des Sohns von Solymann. 151
E. Unglück vieler Menschen in den Klöstern. 152
Sonderlich in den Nonnenklöstern. 157
Strenge Strafen und abscheuliche Gefängnisse. 163
F. Aus der Geschichte der Religionsverfolgungen. 168
Religionshaß verschont das väterliche Herz nicht. 169
Auch die schönste Liebe nicht. 170
Schicksale der Waldenser. 172

Ursprung und Beschaffenheit der Inquisition. S. 174
Ihre Folgen bis auf unsere Zeiten. 177
Wikleffs Geschichte. 178
Und seines Nachfolgers Lord Cobhams. 181
Joh. Hussens Geschichte. 183
Seine Behandlung in Constanz. 188
Seine Verhöre. 192
Sein Tod. 194
Anmerk. Aehnliche Geschichte des Hieronymus Faulfisch von Prag. 196
Bedrückungen der Protestanten in Deutschland. 200
In Italien. 201
In den Niederlanden. 201
Märtyrer aus Spanien. 202
Verfolgungen der Hugonotten in Frankreich. 207
Unter Franz I. 208
Unter Heinrich II. 208
Unter Franz II. 209
Unter Carl IX. 210
Pariser Bluthochzeit. 210
Edikt von Nantes. 213
Seine Aufhebung und ihre Folgen. 214
Anmerkung von Johann Calas in Thoulouse. 216
G. Schicksale der Juden unter den Christen. 218
In Spanien. 221
In Deutschland. 223
In Prag. 223

Fal=

Falsche Beschuldigungen. S. 225
Vertheidigung und Empfehlung des Volks. 227
II. Sklaverey in der alten und neuen Welt. 230
Unter den Griechen in Sparta. 233
Grausamkeiten der Römer gegen sie. 233
Ihre Menge. 234
Ihre Bestrafungen. 235
Mißhandlungen der Eingebornen in Amerika durch die Spanier. 236
Der Hottentotten in Afrika durch die Portugiesen. 238
Beyspiele von der guten Denkungsart der Wilden. 240
Zustand der Sklaven in Amerika. 243
Sklavenhandel in Amerika. 244
Ihre Arbeiten und Negernoffiziere. 245
Ihre Ernährung. 250
Sie bringen sich oft selber um. 251
Ihre wenige Erleichterungen. 252
Ihre Plagen in Afrika. 254
In St. Domingo. 256
Ihre schreckliche Züchtigungen. 256
Anmerkung von den Marrons. 259
Sharps Zeugniß dagegen. 260
Beantwortung der angeblichen Entschuldigungen. 261
III. Schluß aus allen diesen Erfahrungen. 266
Es muß eine andere Welt seyn. 267
Sonst wäre die Anlage in der Seele zur Unsterblichkeit vergeblich. 268

An=

Anmerkung von den sichtbaren Folgen der Tugend und des Lasters. S. 269
Die Bibel sagt es selber, 1. Thessal. 4, 13. 273
Anmerkung zur Erläuterung dieser Stelle von der Traurigkeit der Heiden. 275
Die christliche Religion verspricht Philipp. 3, 21. eine bessere Welt. 277
Und einen schönern Leib. 277
Also ist es Pflicht, Gott doch für alles zu danken mit einer himmlischen Gesinnung. 280
In unserm Stand und Amt alle Treue zu beweisen. 282
Selber immer bessere Menschen zu werden. 283
Nicht immer traurig zu seyn. 284
Seelengröße und Standhaftigkeit zu zeigen die der Religion Ehre macht. 289

I.

Ueber das vielfältige Unglück in der Menschenwelt.

Wer sich vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit unserer Seele, und von der Gewißheit einer andern Welt noch nicht überzeugen kann, der sehe nur in die Menschenwelt, und beobachte das schwere und traurige Schicksal, das sich so viele unserer Brüder gefallen lassen müssen. Wir brauchen die tiefsinnigen Spitzfindigkeiten einiger Weltweisen nicht, um von ihnen zu lernen, daß an dieser dunkeln Periode der Haushaltung Gottes noch ein anderer, hellerer und größerer Zeitraum hängen müsse. Wir brauchen auch nicht in die geheimsten Schönheiten der Natur einzudringen, oder ihre erhabenste Werke anzustaunen, um uns davon Gewißheit zu verschaffen. Unsere eigene Erfahrung, das Loos unserer Nebenmenschen, ein

Blick auf das Menschenleben, die Erinnerung an so viele harte und unvermeidliche Verhältnisse, die lange Reihe aller Gedrückten, aller Weinenden und Mißmüthigen auf Erden, und jener leere Raum, der bey allen, selbst bey den angenehmsten und vorzüglichsten Umständen doch immer in unserer Seele zurückbleibt, und durch nichts unter dem Mond ausgefüllt werden kann — das alles ruft uns gleichsam zu, daß die süsse Hoffnung auf eine andere bessere Welt, die noch die einzige Arzney des Unglücklichen ist, mehr als ein schmeichelnder Traum, daß sie wirklich ein wahres Gut sey, dessen Erwartung, und wenn sie auch aufs höchste steigt, doch der Größe des gehoften Gegenstandes nie entsprechen kann. Was bleibt dann vielen Menschen anders übrig, als aus einer Welt jenseits des Grabes Nahrung für ihre Tugend, und Trost im Leiden zu holen? Scheinen nicht viele dazu bestimmt zu seyn, daß ihr Leben immer im Trauerkleide dahingehen soll? Und ist es nicht ein weinenswerther Gedanke, daß diese Geissel fast immer mehr auf die Frommen und Guten, als auf rauhe und ungebildete Menschen schlägt? Die besten nnd würdigsten Sterblichen haben oft die traurigsten Tage in der Welt. Gerade die, die durch ihre Tugend, durch ihre Ergebenheit an Gott, durch ihre Thätigkeit, und durch ihre menschenfreundliche Geschäftigkeit an alle Freuden der Erde den gerechtesten Anspruch hätten, die sind es

oft,

oft, denen das Glück den Rücken zukehrt, und oft kaum das Nothwendigste zuwirft. Das Geld ist allmächtig in der Welt. Empfehlungen und glückliche Verhältnisse thun Wunder auf Erden. Geburt und Familie ist oft mehr werth, als sauer erworbene Verdienste. Wie lange ist es, daß man von darbenden Genies, von hungernden Weisen, von verachteten Gelehrten, von verlassenen Dichtern, von armen Staatsmännern, von dürftigen Kriegern, von verschmähten Patrioten, von seufzenden Priestern, von klagenden Lehrern, von geplagten und mit verdrüßlichen Geschäften ganz umringten Vätern, von kranken und immer siechen Müttern, von unglücklichen Kindern, von verwahrlosten Jünglingen, von verführten und betrogenen Töchtern, von hülflosen Wittwen, von vergessenen Waysen, von jammernden Bedienten in der Menschenwelt hört? Man braucht nicht finster, nicht milzsüchtig und übel gestimmt zu seyn, man darf nur ein fühlendes Herz, ein zartes Ohr haben, um überall die leise Klage der Noth und des Elendes zu hören. Thränen der Edeln und Guten fliessen überall. Seufzer erheben sich unter jedem Himmelsstrich. Es ist wohl nie ein Mensch auf Erden gewesen, der nicht zuweilen eine traurige Stunde gehabt hätte. Wir müssen alle zu gewissen Zeiten durch schwarze Wolken gehen. Der Weg des Lebens fällt oft plötzlich von einer lichten Höhe, wo die Luft rein, der Umkreis weit,

 und

und die Aussicht bezaubernd war, herab ins Thal der Dunkelheit und des bittern Leidens. Dort kommt ein alter Mann zum egyptischen König. Er war nun über alle irdische Wünsche weg. Er erlebte mehr, als er je glaubte. Sein Liebling war auch der Liebling eines Monarchen, und doch sagt er: Wenig und böse ist die Zeit meiner Wallfahrt! Es ist nur eine kleine Spanne, die wir zu leben haben: aber ists nicht ein ewiger Wechsel, eine tägliche Ebbe und Fluth, ein Schatten, der nie stille steht, eine Kette, die uns auf allen Seiten einschränkt, und die wir doch immer gerne tragen, und, wenn sie uns bald abgenommen werden soll, noch fester anziehen? Der Weise hat darinn vor dem Thoren nichts voraus. Sie gleichen einander in der Anhänglichkeit an das Erdenleben, so wie sie auch einerley Erfahrungen mit einander machen. Jener zieht freylich mehr Nutzen aus den gemeinschaftlichen Widerwärtigkeiten des Lebens, als dieser: aber er fühlt sie allemal; Schmerz verwandelt sich bey ihm nicht in Wollust, und wenn er auch von Unempfindlichkeit reden, und immer Göttersprache im Munde führen sollte. Das menschliche Leben ist mit unendlichen Schwierigkeiten umgeben, es mag aussehen wie es will. Das sind nicht nur die schwermüthigen Klagen derer, denen in der Armuth, oder bey einem siechen Körper, bey dicken und zähen Säften, alles düster vorkommt, und mit einem

schwarzen Flor überzogen erscheint. Das Wort Gottes selber vergleicht uns mit Tagelöhnern, die dem Abend entgegenseufzen. Der Apostel selber giebt den Christen mehr als einmal den Rath: Schicket euch in die Zeit; oft kommt eine böse Zeit: aber alsdann seyd fröhlich in Hofnung, betet allzeit, und seyd geduldig in Trübsal. Das sagt er ohne Zweifel auch zu denen, bey welchen das Elend größer ist, als man weiß, die in der tiefsten Armuth doch nicht betteln können. Ein großer Theil der Mühseligkeiten, die auf Erden sind, würde freylich wegfallen, wenn die Leidenschaften nicht, wie wilde Raubthiere, herumschwärmten, und überall die schrecklichsten Zerstörungen anrichteten. Aber es ist eben so wahr — ein anderer, und auch kein kleiner Theil des menschlichen Elends entsteht fast unvermeidlich aus der Einschränkung unsers Verstandes, aus so vielen zusammenstossenden Verhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft, aus den unzähligen Verwickelungen der vielfältigen Privatabsichten, aus der menschlichen Schwäche der Regenten und Vorsteher, aus der traurigen Nothwendigkeit, zuweilen Ein Glied zum Leiden, zum Wimmern, zum Untergang zu verdammen, damit der Körper erhalten werde. Wir machen alle nur Eine Familie, Ein Ganzes aus. Aber die vielen kleinen Gesellschaften die sich in der weiten Welt bildeten, und sich jetzt gegen das Aufkommen und Steigen

anderer Verbindungen erhalten wollen, veranlaßten nothwendig so viele schädliche Gegenbestrebungen, daß aus der Summe aller dieser innerlichen Zwistigkeiten und Kämpfe zuletzt ein allgemeiner Krieg, eine unverbesserliche Verwirrung, ein unheilbares Uebel entstehen mußte. Lauft man an der Hand der Geschichte durch alle Gegenden der Erde, und durch alle Epochen der Zeit, so muß man, leider! gestehen, daß die Vervielfältigung der souverainen Staaten auch das Elend unter den Menschen vervielfältigt hat. Wäre das Leben vom Anfang bis zum Ende gleich dem Regenbogen, der seinen Farbenglanz am Himmel ausbreitet, und von allen Geschöpfen mit Freuden gesehen wird, wir würden seine Flüchtigkeit vergessen, und über seine Kürze nicht weinen. Aber weg sind die Patriarchen, weg sind die Greise der ersten Welt! Das Leben ist von seiner Höhe herabgefallen; wir leben nicht mehr sieben- acht- neunhundert Jahre; unser Leben währet siebenzig, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre, und indem es so schnell, wie im Flug der Adler, dahin eilt, so ists Mühe und Kummer. (Psalm XC, 10.) Es ist Loos der Menschheit, daß ihr nichts zufallen soll, als nach einer langen und mühsamen Anstrengung. Alles, was wir haben, hat entweder uns selber, oder die Unsrigen, entweder unsere Vorfahren, oder die Zeitgenossen, Schweiß und Arbeit gekostet. Das Brod, das

wir

wir essen wollen, kommt erst nach manchen sauern Bemühungen aus der Erde in die Scheune, von der Tenne in die Mühle, und vom Becker auf den Tisch. Wie viele Hände müssen zu dem Hause beytragen, in dem ich vor Wind und Wetter sicher bin? Vom Schäfer, der das Schaf hütete, das die Wolle zu meinem Kleide hergab, bis zum Schneider, der das Tuch schnitt und wieder zusammennähte, wie viele Menschen arbeiteten zwischen diesen beyden daran? Wie viele saure Mühe, wie viele Schmerzen, wie viele schlaflose Nächte, wie viel Ueberlegung, wie viel Aufwand, wie viel Noth und Jammer, bis ein Kind nur halb aufgezogen und versorgt ist? Wie lange währt es, bis das gemeine Volk, bis der vornehme und niedrige Pöbel, bis eine Stadt, bis ein Dorf, bis ein ganzes Land an Ordnung, gute Sitten und weise Gesetze gewöhnt wird? Wie viele Mühe kostet es, bis löbliche Anstalten Beyfall finden, die ersten Schwierigkeiten überwunden, und die Wege geebnet sind? Muß man nicht oft ein ganzes Menschenalter aussterben lassen, und ein neues Geschlecht, den jungen Nachwuchs erwarten, um die besten Absichten auszuführen? Die Verfassungen der Welt haben das Gepräge ihrer Urheber. Sie sind fehlerhaft, unvollständig, oft hart und niederdrückend; oft stossen sie gegen unsere kostbarste Rechte der Menschheit an, verlangen oft ein Opfer von uns, zu dem sich die gereinigte Ver-

nunft, das Selbstgefühl des Weisen, und das zärtliche Gewissen des Christen ungern entschließt; und, wenn sie am besten sind, ist nicht ihr Einfluß auf unsere wahre Glückseligkeit immer sehr gering und unbeträchtlich? Wie viel gehört dazu, bis öffentliche Sicherheit, Ruhe und Friede in einem Königreich erhalten wird? Wie viele Menschen müssen Tag und Nacht darauf denken, wie man den Nahrungszustand der Bürger im Staat verbessern, allen Gewerben Absatz verschaffen, und den Handel in der Welt befördern wolle? Die in Wissenschaften arbeiten, müssen sie nicht von Jugend auf viele Ergötzungen zurücklassen, auf manche unschuldige Zerstreuung Verzicht thun, und jede Stunde ihrem Beruf weihen, wenn sie anders zum Licht gelangen, und die Finsterniß des Verstandes erhellen wollen? Der Bauer fängt den Tag mit schwerer Arbeit an, und die Morgensonne weckt ihn wieder zu seinem sauern Geschäft. Das Joch dieses Lebens drückt den Monarchen und den Tagelöhner, den Mann und die Frau, den Vater und den Sohn, den Greis und den Jüngling, den Reichen und den Armen. Wie viele tausend Menschen leben ohne ihre Schuld unaufhörlich im Getöse der Welt, und bringen ihre Tage im Dienst der Eitelkeit zu? Wie viele tausend Menschen werden alle Jahre, früher, als sie an ihre wahre Bestimmung denken können, aufgeopfert, um die Waaren, ohne die wir nicht le-

ben können, von einem Welttheil in den andern zu bringen? Wie viel tausend Menschen werden durch die Regiersucht anderer gezwungen, beständig im Raupenstande zu bleiben, und dürfen es nicht wissen, daß sie auch freye, vernünftige Geschöpfe sind? Wie viele müssen noch immer Leben und Glück hergeben, um den einmal erbauten Thron der Priesterherrschaft und der Tyranney zu befestigen? Die große Menge der Sklaven, die unter der Peitsche des Barbaren stehn — welch ein elendes und geplagtes Leben! Aber gar oft ist diese Mühe mit tausendfältigem Kummer verknüpft. Im Menschenleben ist gar viel Eitles und Leeres. Wir haben oft nichts, indem wir meynen, daß wir reich geworden seyen. Wir laufen oft dem Schein nach; die Schattenbilder, die uns immer vor den Augen tanzen, verführen uns; ein kurzer Besitz, der freye und ungehinderte Genuß, nur eine kleine Zeit überzeugt uns oft, daß wir durch unsere Phantasie betrogen, und durch alle die so sehr geliebten und gesuchten Dinge doch nicht glücklicher geworden sind. Und, wenn wir auch nicht ganz vergeblich gearbeitet haben, so ist doch immer die Ungewißheit und Unbeständigkeit aller menschlichen und irdischen Dinge eine fruchtbare Mutter von Unlust und Mißvergnügen. Was behalten wir lange? Was bleiben wir lange? Was sagt man lange von uns? Was geniessen wir lange? Was traut man uns lange zu? Wer-

sucht und verehrt uns lange? Wer bückt sich lange vor uns? Wer denkt noch lange an uns, wenn wir einmal aus der Welt geschieden sind? Das Gute der meisten Menschen sinkt mit ihrem Körper ins Grab. Es geräth in Vergessenheit, oft, ehe sie verwest sind; es ist oft nicht anders, als wenn man Namen und Verdienste mit dem Sarg in die Erde verscharrt hätte. Die Menschen sind flüchtig und veränderlich; das Neue gefällt uns immer besser, als das Bisherige; die Welt ist ein Schiff, das unaufhörlich von Wellen herumgeworfen wird, und wir treiben mit ihr im weiten Meere, das nie ruhig wird, herum. Oft betrügen wir uns in der Wahl unserer Freunde, verschenken das gute unvorsichtige Herz an schlechte unredliche Menschen, erweisen ihnen alle Liebe, und werden durch sie unglücklich. Wie viele Väter haben sich selber an ihren Kindern Verräther, Räuber ihrer Ruhe und Gesundheit, Diebe für das größte Vermögen, Mörder an ihrem Leben und Schlangen aufgezogen, die in ihren Busen krochen, und das beste Herz langsam abnagten! Leben nicht hie und da Menschen, die seit zwanzig und mehrern Jahren nicht wissen, was Gesundheit und Freude ist? Dort wartet einer mit Ungeduld auf sein Ende, weil er seine Schmerzen nicht vergleichen kann. Hier fühlt eine gute Hausmutter die Last der Erziehung für den Staat doppelt, weil sie beständig den Anfällen eines groben,

wilden, betrunkenen Mannes ausgesetzt ist, und läßt doch zur Ehre ihres Hauses ihre Thränen nur in der Stille, oder in den Schoos einer guten Freundin, die auch ein gutes Herz, und ein gleiches hartes Schicksal hat, fliessen. Der unschuldigste Mann entgeht der Verläumdung nie ganz; und wie peinigt diese beym Bewußtseyn der Rechtschaffenheit, bis man sich zur Stärke und Entschossenheit gewöhnt hat? Zuletzt verfällt der Körper, die Glieder werden unbrauchbar und versagen dem Geist ihre Dienste, wie ein im Hause alt gewordener Bedienter endlich auch seine Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit verliert. Der balsamische Schlaf entweicht, und flieht nach Mitternacht, um hellere, jüngere Augen zuzudrücken. Die unreinen Säfte häufen sich, und suchen bald im Kopf, bald im Unterleib, bald in der Brust, bald in den wankenden Stützen des Körpers, bald in geheimen Theilen, wo die Kunst nicht hindringt, einen Ausweg, und legen da den Grund zum gänzlichen Verfall der Maschine. Kann man auch oft fromme, arbeitsame, redliche und geschickte Christen, wenn sie das Alter niederdrückt, ohne Mitleiden ansehen? Luther wünschte nicht nur auf dem Krankenbette, auch wenn es ihm recht wohl war, aufgelöst und bey Christo zu seyn. Aber, als er die Zeichen des Alters und die Vorboten des Todes, die ihn an Verwesung erinnern sollten, am Leibe deutlicher, als sonst, wahrnahm,

da

da bat er Gott und seinen Erlöser recht ernstlich, daß er doch vor seinen Freunden durch den Vorhang zur Ruhe eingehen dürfte. Der große Mann schreibt (im Jahr 1541.) an einen seiner Freunde: er wäre doch in so vielen genug gedemüthigt und beunruhigt worden; seine Hütte sey abgenutzt, hätte ausgedient, und sey erschöpft. Gott möchte sie ihn doch ablegen lassen; die Kirche brauche jetzt andere Männer, andere Gaben; er suche gewiß dabey sein Vergnügen nicht; nichts als die Ehre Gottes liege ihm am Herzen. Seine Bescheidenheit redt aus ihm, wenn er sagt: Ich sehe wohl, daß ich jetzt keinen Nutzen mehr stiften kann. (S. D. M. Luthers bisher ungedruckte Briefe, v. D. Schüze, Th. I. Leipzig 1780. 8. S. 131. ꝛc.) An Melanchthon schreibt er, er werde allmählig durch Gottes Gnade alt. So ruhig, so gleichgültig war er bey dem herannahenden Ende seines Lebens. Er klagt seinen Freunden über allerley heftige Flüsse im Kopf, und über eine Schwäche im Gehirn; doch legte er seine Werkzeuge zum Bau des Reiches Gottes nicht aus der Hand. Aus den Ohren flossen ihm Unreinigkeiten, das Gehör nahm ab: aber er wünschte immer, daß seine Seele zum Heiland kommen möchte. Er will es für eine Gnade ansehen, wenn sein erstorbener Leib bald ins Grab kommen könnte. (S. a. a. O. S. 143.) Er verlor doch seinen Witz, seine Munterkeit nicht: aber alles heiligte er Gott. Die

Schmer-

Schmerzen wütheten öfters in seinem Kopf, wie die Winde (nach seinem eigenen Ausdruck) in der Höle des Aeolus rasen; und das war der Mann, der sich immer mit dem Leben Jesu Christi tröstete. Er fieng noch an einer neuen Ausgabe seiner Bibelübersetzung an, als ihm ein Ohr beynahe schon ganz abgestorben, und Schmerz von einem Stein in der Blase seine tägliche Plage war. Die Arbeitsamkeit dieses Mannes war unbeschreiblich. Sein großer Verstand breitete sich auf alles aus, was eine Angelegenheit des Menschengeschlechts war, oder werden konnte. Er schrieb auch vom Kaufhandel und Wucher, und warnte Deutschland vor der Seuche der ostindischen Gewürze, die damals anfieng. (S. Hrn. Schlözers Briefwechsel, Th. VII. Heft XLI. S. 265. ꝛc.) Er ruhte nicht eher, bis er vielen tausend Menschen, die man gezwungen hatte, ein andächtiges Spiel ohne Gedanken und Empfindung mitzumachen, und die Natur zu ersticken, geholfen hatte. Er hatte immer eine Last von Briefen in Religionsangelegenheiten zu beantworten; so viele arme Prediger, Frauen, Wittwen, Schullehrer und Studenten wandten sich an ihn, und baten um Fürbitte und Empfehlungsschreiben, und er schlug keinem Menschen seine Hülfe ab. Seine Freygebigkeit und seine Uneigennützigkeit war so groß, daß er oft selber Geld lehnen mußte, und in der größten Dürftigkeit starb — und doch hatte dieser

Edle

Edle mehr Feinde, Lästerer und Verfolger, als je ein Mensch gehabt hat. Wenn einer seiner Freunde schwermüthig und niedergeschlagen wurde, war Luther der erste, der ihn tröstete; an Melanchthon schrieb er: er sollte auf den trauen, der die Welt überwunden habe; selbst seine Feinde mußten ihm das nachrühmen, daß er der beste Tröster aller Blöden und Mißmüthigen war: *) und doch ließ es die Vorsehung zu, daß eine unzüchtige Weibsperson sich unter dem Schein der Heiligkeit in sein Haus einschlich, und zu großem Aergerniß Anlaß gab. (S. a. a. Ort S. 160.) Er freute sich über jeden Anschein von Ruhe und Friede in der Kirche: sein Herz klopfte stärker, wenn einmal ein Feyertag still und ordentlich konnte begangen werden: (s. a. a. O. S. 203.) aber je näher er seinem Ende kam, je mehr zog sich auch das Ungewitter über Deutschland zusammen, und seine gute Seele litt schon alle die schrecklichen Qualen des Kriegs, ehe sie wirklich ausbrachen. Der Wunsch, daß ihm Gott bald eine gute Stunde zum Abschied aus der Welt schenken möchte, wurde noch stärker bey ihm, als in seiner Nachbarschaft ansteckende Krankheiten die allgemeine

Noth

*) Auch von ihm gilt, was Herr Cramer von Melanchthon singt: „Auch dann noch fröhlich, wenn die Saat verunglückt, daß er doch gesäet hat.“ (S. seine Ode S. 7.)

Noth noch vergrößerten. Der Fromme wußte es aber wohl, daß Kreutz und Leiden das sicherste Kennzeichen aller Christen sey; und sein an allem, was vorfiel, theilnehmendes Herz läßt dieß einer Wittwe, die am Grabe ihres Mannes trauerte, durch seinen Freund sagen. (S. a. a. Ort S. 206.) Die Umstände verschlimmerten sich oft so sehr, daß er beynahe alle Hofnung aufgab: aber durch Gebet ermannte er sich immer wieder; und selten schrieb er einen Brief, ohne sich der ernstlichsten und angelegentlichsten Fürbitte seiner Freunde zu empfehlen. Sollte man nicht beynahe in Versuchung gerathen, vor der ganzen Welt die Augen zuzuschliessen, wenn so ein Mann, wie Luther war, so viele Drängungen erfahren mußte? Unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber — so ruft er seinem lieben Amsdorff zu, den das Bißthum Naumburg in viele unangenehme Dinge verwickelte; (s. a. a. Ort S. 213.) und doch war es immer sein liebster Gedanke, wie er die undankbare und gegen ihn so unbillige Welt erleuchten und unterrichten möchte. Kaum hörte er von einem Selbstmord, so will er mehrere solcher betrübten Beyspiele sammeln, darüber schreiben, und der Welt die Entstehungsart dieser schrecklichen Sünde zur Warnung vor Augen legen. (S. a. a. Ort S. 215.) Es zerriß ihm die Seele, wenn er sehen mußte, wie so schönes Papier verdorben, und so viele

Hände

Hände in den Buchdruckereyen mit schändlichen und schädlichen Büchern beschäftigt würden. Luther war aber nicht nur groß, wenn er unter andern Menschen, auf dem akademischen Katheder, auf der Kanzel, auf dem Reichstag stand, er war auch der allerzärtlichste Vater; und auch an dieser empfindlichen Seite griff ihn die ewige Vorsicht an. 1542. starb ihm noch eine Tochter, die ihm so lieb war, daß er nicht im Stande war, Gott für ihre Auflösung und Entfernung aus der Welt zu danken, wiewohl er einsah, daß das Kind bey dieser Veränderung gewinnen mußte. Er bittet daher seinen Freund, Justus Jonas, Gott in seinem Namen auch für diese Wohlthat zu danken. Ohne Schluchzen und tiefes Seufzen, sagt er, kann ich nicht an meine Magdalena denken. *) Die Kinder waren alle so wohl erzogen, daß man sie gerne alle in der Welt behalten hätte: aber Gott demüthigte den Mann, so lieb er ihm auch war.

*) Groß ist, was der Mann bey dieser Gelegenheit schreibt: Hærent scilicet alto corde fixi vultus, verba, gestus, viuentis et morientis obedientissimæ et reuerentissimæ filiæ, vt nec Christi mors, cuius comparatione omnium mortes quid sunt? penitus excutere possit, sicut oporteret. — Fuit ingenio, vt scis, miti, et suaui, et plane Pamphilo. (S. die bisher ungedruckten Briefe, Th. I. Leipzig 1780. S. 225.)

war. Luther konnte sich gegen seinen Freund rühmen, und sich getrost auf sein Zeugniß berufen, daß das Mädchen einen sanften, guten, lenksamen und gegen jedermann liebreichen Charakter gehabt hätte: aber er mußte ihr doch ein Grab bestellen. Ihr Bruder war auf der Schule in Torgau; der Vater wußte, daß er und die todtkranke Schwester sich zärtlich liebten; Magdalena wünschte auch sehnlich, den Bruder noch einmal zu sehen: Luther schickte also schnell einen Wagen hin, und schrieb dem Lehrer, er sollte den Sohn schicken, ohne ihn gleich mit der betrübten Nachricht niederzuschlagen. Der Vater fürchtete, das Gewissen möchte ihm nachher Vorwürfe machen, wenn er das unterlassen hätte, und hofte dabey, daß vielleicht der freudige Anblick des Geliebten etwas zur Erleichterung der Kranken beytragen könnte. (S. a. a. O. S. 223.) So überfliessend gut war sein Herz, und doch zog er sich dadurch nur neuen Kummer zu. Die Tochter starb; die Gegenwart bey diesem Tode, und die Klagen und Thränen der Mutter beym Abschied des Sohnes machten auf die weiche Seele des Johannes so einen mächtigen Eindruck, daß er in eine süsse Schwermuth verfiel, und die Schule verlassen hätte, wenn nicht Luthers männlicher Verstand allen übeln Folgen vorgebeugt hätte. (S. a. a. O. S. 236. ic.) Lange nachher stand ihm immer noch das Bild seiner Verlornen vor den Augen; seine

Frau mit nassen Augen machte den Schmerz wieder rege, wenn er eben an seine Freunde schreiben wollte, deren Tröstungen er immer mit den angreifendsten Ausdrücken der Sehnsucht nach seinem eigenen Tode beantwortete. (S. a. a. Orte S. 228. ꝛc.) Bald nachher, als er diesen schweren Streich des Schicksals kaum erduldet hatte, verlor Justus Jonas seine Gattin, und Luther und seine Frau verloren zugleich in ihr eine vertraute und schätzenswerthe Freundin. Ihm war dieser unvermuthete Todesfall desto schmerzhafter, weil er schon im Geheimen, wenn er an seinen Tod dachte, auf diese vortrefliche Freundin rechnete, und sie als die beste Trösterin seiner Wittwe und seiner Waisen ansah. (S. a. a. O. S. 234.) So ist das menschliche Herz! Wir zählen immer auf andere Menschen, und vergessen, daß sie eben solche hinfällige und vergängliche Menschen sind, wie wir. Wir bauen Häuser auf Sand, und denken oft nicht eher mit wahrer Zuversicht an Gott, als bis wir alles ausser Ihm verloren haben. Im Jahr 1543. wollte er seinen Freund Amsdorff besuchen, aber bald hinderten ihn seine beschwerlichen Zufälle, bald die Geschäfte der Universität, bald die strenge Witterung, bald ein Besuch vom Hof, bald andere Dinge an dieser kleinen Reise. Der Bischof hätte gerne seine Stelle wieder niedergelegt. Luther tröstete ihn aber immer damit, daß des Herrn Wille geschehen

hen müsse; daß es genug für uns sey, wenn unsere Thaten und unsere Leiden Gott gefallen; daß es unsere Pflicht sey, auch mit allerley unangenehmen Erfahrungen den Lauf des Bösen in der Welt aufzuhalten — und in eben diesem schönen und lehrreichen Brief wünscht der selige Mann, daß ihn Gott doch einmal zu sich nehmen möchte; noch gestern, sagt er, (s. a. angef. O. S. 268. rc.) sey er ohnmächtig niedergefallen, und habe seinen Tod vor Augen gesehen. Der Stein in der Blase plagte ihn so, daß er sich als einen täglich Sterbenden ansahe, und oft bewunderte, daß er noch am Leben sey. In dieser Lage wußte er am besten, wie einem alten Manne oft zu Muthe ist. Daher vertheidigt er den Spalatin, über dessen verdrüßliche Laune man bey ihm geklagt hatte. Er will, daß man im Alter Geduld mit ihm haben soll; die jungen Aeste könne man noch beugen, aber alte Bäume, sagt er, brechen entzwey, wenn man bey ihnen Gewalt brauchen will. (S. a. angef. O. S. 274. rc.) Der theure Mann Gottes mußte sich endlich ein Fontanell am linken Fuß setzen lassen: er erwartete wenig Linderung davon; es half auch, wie der Erfolg zeigte, nicht viel, aber er unterwarf sich den Aerzten, und wir können uns das saure und mühselige Leben bey dieser immer fliessenden Wunde, den täglichen Schmerzen, die unruhigen Nächte, den schwerfälligen Gang, das langsame und lästige Studiren mit

 die-

diesem Gebrechen am Leibe vorstellen. Er verglich es oft mit der Bürde, die Paulus trug, mit dem Satansengel, der jenen heiligen Mann, wie der Apostel sagt, mit der Faust ins Gesicht schlug. Im Jahr 1544. besserten sich zwar die Umstände seiner Gesundheit, aber man forderte so viele Arbeiten von ihm, daß er gezwungen war, in immerwährender Unruhe zu leben. (S. a. angef. O. S. 379.) Er glaubte, man sollte ihm, als einem durch lange und vielfältige Geschäfte ganz erschöpften Mann endlich Ruhe lassen; er wünschte nichts, als im Frieden zu sterben; es war ein großer Kummer für ihn, wenn er nicht Zeit finden konnte, ungestört zu beten, und sich zum Abschied aus der Welt vorzubereiten. Sehet da eine große Bestätigung dessen, was Moses im Psalm sagt: daß unser schnellverrauschendes Leben ein Gewebe von Arbeit und Mühe sey! Der Werth des Lebens ist der Segen, den wir auf andere Menschen verbreiten können. Luther genoß diese Gnade von Gott in reichem Maaße. Er war ein auserwähltes Rüstzeug Gottes; er hatte viel Aehnlichkeit mit dem Apostel Paulus, aber er glich diesem großen Gesandten Jesu Christi auch im täglichen Anlauf, in der Sorge für so viele Gemeinen, in der Kränklichkeit seines Körpers, in sichtbaren und verborgenen Leiden, in der Menge öffentlicher und heimlicher Feinde. War es zur Zeit des Erlösers und seiner ersten Bekenner wahr,

daß die Christen durch viele Trübsalen ins Reich Gottes eingehen müßten, so gieng das Wort des Heilandes, daß man in seiner Nachfolge auch das Kreutz tragen müsse, gewiß auch an ihm in Erfüllung. Allein er erkannte es für seine Schuldigkeit, daß er dem, der um unsertwillen arm worden und gestorben war, auch in der Armuth und Niedrigkeit dienen müsse. (S. a. angef. O. S. 313.) Wenn er Bücher schrieb, war es gar seine Absicht nicht, allen Menschen zu gefallen; er war zufrieden, wenn er nur etwas liefern konnte, das zur Frömmigkeit, zur Erbauung anderer diente, und den Beyfall der Guten, die freylich immer die kleine Zahl ausmachen, fand. (Modo sit pium, et vtile, idque placeat paucis et bonis.) Im Jahr vor seinem Tod konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß Kaiser Carl die Protestanten angreifen würde; es ist unbeschreiblich, wie seine Seele dabey trauerte: aber was sagte er? Es war sein redlicher Wunsch, daß Gott den Monarchen nicht in das schreckliche Gericht möchte fallen lassen, seine Hände mit dem Blut der Unschuldigen zu beflecken. (S. a. angef. O. S. 345.) Nun so falle dann dreyfache Schande und Verachtung auf die Unwürdigen und Schlechtgesinnten unter uns, die die großen Verdienste dieses Mannes entweder aus Trägheit nicht kennen wollen, oder sie unartig und lieblos herabsetzen, oder nur mit kalter Gleichgültigkeit überse-

 hen!

hen! Noch in der Mitte des Jahrs vor seinem Tod, wiewohl sein Leben damals schon mehr Krankheit als Leben war, war es sein fester Vorsatz, noch ein Buch gegen das Pabstthum zu schreiben, wenn anders Gott ihn noch nicht auflösen wollte; und indem er das mit seinem lieben Amsdorff überlegt, überfällt ihn der Geist Simsons. Er wünscht sich zu sterben, wie dieser Erretter seines Volks und Tyrannenbändiger. Ein Tod, der zugleich seinen, oder vielmehr den Feinden der guten Sache des Evangeliums, eine tödtliche Wunde beybringen könnte, wäre ihm angenehm. Damals machten ihm auch die Streitigkeiten mit den Reformirten, nnd die heftigen Schriften einiger schweitzerischen Gottesgelehrten gegen ihn das Leben sauer; der ruhige Mann aber, der es nicht einmal billigte, daß sein Name der Name einer Religionspartheie werden sollte, (s. seine bisher ungedruckte Briefe, B. I. Einleit. Abschn. I. S. 39.) nahm sich vor, auf Ausfälle von der Art gar nicht mehr zu antworten, und die Tage des Alters, die den stillen und frommen Betrachtungen gewidmet werden sollen, nicht mit unnützen Zänkereyen zu verderben. So sehr er alles unterstützte, was den Sturz des Pabstthums befördern konnte, so wenig billigte er doch ein beleidigendes und unzüchtiges Gemälde davon, wiewohl es die Meisterhand eines Lucas Cranach verfertigt hatte. Aber, wenn er kaum einen hei-

tern

tern und ruhigen Tag hatte, so folgten wieder die schrecklichsten Steinschmerzen, die ihn oft die ganze Nacht quälten, so daß er Gott mit Thränen bat, er möchte ihn, wenn es sein Wille sey, daß er überhaupt an dieser Krankheit aus der Welt gehen solle, doch mit männlicher und starker Fassung seiner Seele sterben lassen, wiewohl es kein sanftes Ende seyn könnte. Wer muß nicht den Mann bedauern, dem die Arbeit Vergnügen und Bedürfniß war, und der von einer schlaflos und unter Foltern zugebrachten Nacht aufsteht, und seinem Freund schreiben muß: Ich bin für diesen ganzen Tag zu allen Geschäften untüchtig? (S. a. angef. O. S. 351.) Dazu kam der Verdruß, den ihm seine Nichte, eine junge Wittwe, machte, die einen unbesonnenen jungen Menschen an sich zu ziehen wußte, und ihn gegen alle vernünftige Vorstellungen heyrathen wollte. Luther wollte auch hier Unglück verhüten, und sah mit seinem Falkenauge in die Zukunft: aber immer war Undank und Mißkennung sein Lohn. Ist es Wunder, daß er fast in allen Briefen nach seiner Gruft hinsieht, und nach Erlösung schmachtet? Die Beschäftigungen umringten ihn, und er war alt, hatte die wechselnden Gestalten der Welt genug gesehen, und wünschte nichts weiter, als selig zu sterben. Sein Eifer im Gebet wurde von neuem entzündet, als ein erklärter Feind der Reformation Canzler in Dresden werden sollte; alle seine Freunde

wurden noch wenige Wochen vor seinem Tode aufgefordert, ihr Gebet mit dem seinigen zu verbinden, damit es vor Gott komme, und nicht ohne Wirkung bleiben möchte. (S. a. angef. Ort. S. 375.) Dabey erwartete er immer sehnlich den Tag seiner Entlassung, und den Tag, wo der Pomp und die Bosheit der Welt ein Ende nehmen wird. Und endlich ließ ihn Gott nicht länger leiden. Auf der Reise nach Eisleben, wo er noch zuletzt den Grafen von Mannsfeld dienen mußte, schloß sich schnell die Wunde, die man ihm am Fuß durch ätzende Mittel bisher offen gehalten hatte, damit die Natur die unreinen Säfte nicht auf edlere Theile werfen sollte. Da der geschäftige Mann das nicht voraussehen konnte, so hatte er auch die nöthigen Arzneyen in seinem Zimmer zurückgelassen. Die Erlaubniß zur Rückreise nach Wittenberg war eben vom Hof gekommen, als er es doch für nöthig fand, die Arzney durch **Melanchthon** seiner Frau abfordern zu lassen; er dachte, sich damit zu retten, und wenn er sie auch erst unterwegs bekommen sollte. (S. a. angef. O. S. 381. ꝛc. Der Brief ist vom 14. Febr. 1546.) Allein seine Wünsche sollten gekrönt werden. Vier Tage nachher starb er, und fand im Himmel den Lohn seiner Treue. Da drey Könige in Dänemark, Friedrich I. Christian III. und Friedrich II. sich der Kirchenverbesserung mit Ernst annahmen, manchen guten Kopf auf die Wittenberger

Uni-

Universität schickten, den Theologen, z. B. Luthern, Bugenhagen, Melanchthon ꝛc. Jahrgelder gaben, ihnen über Hamburg und Lübeck Lebensmittel, Fische, auch Kleider und gute schwedische Füchse zu Pelzen schickten, die Jahrgelder auch ihren Wittwen versprachen, nnd wirklich nachher auszahlen liessen, sich auch alle Bücher von Luther, sobald sie nur die Presse verlassen hatten, kommen liessen, und den verzagten und verfolgten Männern mehr als einmal ihr Land, ihren Schutz, ihr Brod, ihre Dienste und wahrhaftig königliche Gnade anboten, so war es Pflicht, Luthers Tod sogleich nach Kopenhagen zu berichten. Justus Jonas, der Augenzeuge davon gewesen, schreibt an den König: er habe des lieben Vaters seliges Bekenntniß gehört, und er wollte das nicht für einen großen Schatz entbehren. (S. Schumachers Briefe gelehrter Männer an die Könige in Dänemark, Th. I. II. Kopenhag. 1758. Th. I. S. 336. ꝛc.) Er habe manchen Abend in frommer Freundschaft mit ihm zugebracht, er habe ihn immer zu seinem Lager geführt, er habe sein Gebet für die Welt, für die Kirche, für den guten König gehört, der Sterbende habe ihm oft die Hand dargeboten, womit er so viele gute und kostbare Bücher geschrieben. — Alle diese Erinnerungen waren ihm lieb; jede Reliquie von dem grossen Mann Gottes war schätzbar. Allein die Kirche hatte ihre sichtbare Stütze verloren. Es

währte

währte auch nicht lange, so empfand **Luthers** Wittwe das Elend dieses Lebens nur allzusehr. Die Freunde ihres Mannes, die entweder Liebe für die Religion, oder wahre brauchbare Gelehrsamkeit mit ihm verbunden hatte, thaten, was sie konnten. Sie konnten aber in den damaligen traurigen Zeiten, da der Religionskrieg anfieng, und zuerst so unglücklich für die Protestanten war, selber nicht viel thun. Die Wittwe war (1552. den 8. Januar) genöthigt, selber an den König Christian III. zu schreiben, und ihm ihre Dürftigkeit zu klagen. Segen und Friede ruhe noch jetzt auf der Asche dieser preiswürdigsten Monarchen, die sich nicht schämten, Pfleger und Säugammen der Kirche Jesu Christi zu seyn, und auch einer armen Predigerswittwe, die sonst so oft den Spott der vornehmern Welt mit ihren oft besser als Junker, Grafen und Prinzen erzogenen Kindern erfahren muß, den Zutritt zu ihrem Throne mit der simpelsten, ungeschmücktesten und offenherzigsten Bittschrift, als wahre Statthalter Gottes auf Erden, nicht versagten! Ja, Friede sey mit den Schatten dieser großen Könige, und noch um ihrentwillen thue Gott jenem Lande und seinen Einwohnern, seinen Armen und Dürftigen, seinen Wittwen und Waisen wohl! „Euer Königliche Majestät,“ dieß ist die gute, ehrliche Sprache der Betrübten, „werden mir, mir armen, und jetzt von Jedermann verlassenen Wittwen“ (ach, ihr Deut-

Deutschen! daß Luthers Frau so jammern muß! ihren Kummer über das Meer schicken, und vor fremden Thronen Erbarmung suchen muß!) „solch mein unwürdig Schreiben gnädiglich zu gut halten. Nach dem Abgang meines seligen Mannes“ (sie setzt zu seinem Lobe nichts hinzu; die Welt war voll von seinen Verdiensten, er trug von keinem Fürsten ein Ehrenzeichen, er ward nie über seine Geburt erhoben, er blieb gern in dem Stand, in dem er aufgewachsen war, aber sein Name ist größer, als alle Titel, die der Hof austheilt. — Wer ist je nach ihm Luther gewesen?) „hat man die Elenden gedrückt, Wittwen und Waisen gemacht, also daß es zu erbarmen. — Ein jeder stellt sich jetzt so fremd gegen mich, und niemand will sich meiner annehmen.“ Höret hier, wie es in der Welt zugeht! Man vergißt die Wittwe des Mannes, der Europa vom eisernen Joch der Priesterherrschaft befreyte, und den Fürsten ihre Rechte wieder verschafte. Sein Körper war kaum verwest, so muß die Frau, die ihn bey seiner unermüdeten Thätigkeit pflegte, wartete und erfreute, am Bettelstab herumgehen, und wird trostlos von einer Thüre zu der andern geschickt. O Welt! o Menschengeschlecht! kannst du es den bessern Seelen übel nehmen, wenn es ihnen oft unausstehlich wird, länger zu wohnen in dieser schlechten und lieblosen Gesellschaft? Glücklich ist der, der nicht alt wird, und nicht nöthig hat, das Mitleiden

anderer, das die meisten Menschen nur dem Namen nach kennen, anzusprechen! Die Wittwe starb, und die Kinder waren wie Schaafe, die keinen Hirten haben. Bey ihrem Namen dachte fast niemand an die großen Verdienste der Eltern. Sie mußten sich unter einander selber trösten, und im Verborgenen weinen. Die Welt genoß ruhig die Früchte, die ihr Vater gepflanzt hatte; aber man vergaß den Baum, der sie trug. Ihr einziger Trost war der Segen des Vaters, der auf frommen Kindern ruht, und der Gedanke, daß ihre verewigte Eltern auch im Himmel für sie beten würden. Indessen wuchs die Noth alle Tage, und die Bedürfnisse des Lebens häuften sich. Die jüngern Geschwister weinten, und suchten bey den ältern Hülfe. Da faßte der älteste Bruder, Johannes Luther, Muth, und schrieb wieder an den König (1553. d. 8. Januar,) der sich ihrer Eltern so großmüthig angenommen hatte. (S. Schumachers Briefe gelehrter Männer ꝛc. Th. II. S. 271. ꝛc.) „Nun finden sich," wimmert er, „wenig Freunde, die sich erzeigen, als wollten sie sich unsrer annehmen, da doch beym Leben unsrer Eltern jedermann sich in solchem Fall uns zu dienen hoch erbot, aber jetzt leider wenig sich erzeigen." Betrübte Erfahrung, die so viele Kinder verdienstvoller Eltern ebenfalls machen müssen! Kläglicher Beweis von dem Undank der meisten Menschen, und von der schnellen Vergessenheit,

in

in die die größten Menschen wenige Jahre nach ihrem Tode sinken! Was ist doch Ruhm und Ehre unter den Sterblichen? Wie thöricht, wie vergeblich, wie kindisch ist es doch, sich viele Mühe zu geben, um Unsterblichkeit unter seinen Mitbrüdern zu erlangen? Ihr Stolze und Ruhmsüchtige! leset doch die Geschichte der letzten Jahre eines Luthers, leset die Schicksale seiner Familie, und lernet daran, was ihr euch von euern Zeitgenossen versprechen könnt. Unser Leben währt einen Augenblick, jeder Tag hat seine eigene Plage, und unsere Größe stirbt insgemein mit dem Körper, der im Sarg zu Asche wird.

Das unübersehliche Elend in der Menschenwelt beweist uns am zuverläßigsten die Gewißheit einer andern Welt, und derjenige Apostel, der unter allen die meisten Arbeiten, aber auch die meisten Leiden hatte, schloß eben so. Gott wäre nicht weise und gerecht, er wäre nicht die Liebe, er wäre nicht der unpartheyische Schöpfer und Erhalter aller seiner Creaturen, wenn er dem Spiel der Welt ruhig zusehen, und es immer so fortgehen lassen könnte. Hoffen wir allein, sagt Paulus, in diesem Leben auf Christum, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen. (1. Cor. XV. 19.) Der Apostel streitet dort mit den Witzlingen in Korinth, die, wenn sie die ganze christliche Religion nicht umstossen konnten, doch einige Lehrsätze angreifen, und diese lächerlich machen

chen wollten. Die Nachricht, daß Jesus auferstanden und wieder lebendig sey, kam ihnen unbegreiflich vor. Paulus beweist daher am Anfang dieses Abschnitts die Erweckung des Erlösers von den Todten. Die Christen behaupteten, weil ihr Heiland nicht mehr todt, sondern lebendig sey, daß auch ihre Leiber einst aus den Gräbern wiedergebracht, und zu einem bessern Leben hergestellt würden. Jene Ueberkluge läugneten auch dieß, und spotteten über den Glauben der Christen. Der Apostel bringt deswegen eine Menge Gründe vor, um diese wichtige Lehre zu unterstützen. Unter andern beruft er sich auch auf die Ungleichheit, womit Glück und Unglück in der Welt ausgetheilt ist. Er bittet seine Gegner, in die Welt, in das Leben, in das Gewühl und Getümmel der Menschen zu schauen, und dann selber zu urtheilen, ob sie diese Verwirrung mit den höchsten Eigenschaften Gottes reimen können? Was wäre Tugend ohne diese Aussicht? Ihr dürft uns, sagt er, diese Hofnung nicht rauben, sonst fällt die ganze christliche Religion. Das ist der Sporn zur Tugend, das ist der stärkste Antrieb zu einem heiligen Leben. Die Ueberzeugung, daß noch eine Welt vorhanden sey, wo Gott jenen züchtigen und diesen belohnen wird, ist das stärkste Gewicht, das an allen Vorschriften der Sittenlehre hängen muß. Nehmt einmal an, die Christen glauben eine Auferstehung, ohne Gründe dazu zu haben,

und leben deswegen in dieser Welt vorsichtig, eingeschränkt, vernünftig, mäßig, keusch, gottselig, gerecht, liebreich, wohlthätig, thun sich sogar Gewalt an, um eine hohe Stufe in der Rechtschaffenheit zu erlangen, schlagen sich manchen Wunsch ab, zähmen ihre Leidenschaften, hüten sich auch vor heimlichen Sünden, vermeiden auch das Laster, das diesen Namen schon lange in der Welt verloren hat, und nicht mehr gestraft wird; und denkt nun hinzu, daß die andere Welt, um derentwillen sie so eifrig, so unermüdet in der Heiligung gewesen sind, daß diese ein Traum, ein leerer Schatten, ein Betrug der Einbildung seyn soll: wer ist dann unglücklicher, als gerade der fleißigste, der ruhigste, der beste Bürger der Welt? Auf Erden raubte er nicht, er erlaubte sich keine Schandthaten der Unzucht, er tödtete die Zeit nicht mit Spielen, Schwelgen und Saufen, er störte die Gesellschaft nicht durch Habsucht oder durch Stolz und Ehrgeitz, kurz, er war die Zierde der Welt, und ein nützliches Glied im Staat: aber das alles, womit andere ihre Lüste sättigen, ließ er zurück, es war für ihn keine Erquickung; beym Ausgang aus der Welt ist er also noch nicht belohnt, er erwartet alles von andern Verhältnissen und künftigen Veränderungen; und diese Aussicht soll nie eröffnet werden? Dieser Wunsch, dorthin zu kommen, wo der Fromme geschätzt und belohnt, der Niederträchtige für das, was er ist,

ausgezeichnet und ausgestossen werden wird, soll nie befriedigt werden? So ist kein Gott, so ist nichts wahr, so ist kein wirklicher Unterschied zwischen Tugend und Bosheit, so kommt es nur darauf an, daß wir den natürlichen Folgen der Sünde entweder ein fühlloses Herz entgegensetzen, im Schmerz fluchen, und geduldig tragen, was nicht zu ändern ist, oder daß wir dem Eigensinn des Schicksals durch List und Verschlagenheit so gut als möglich ausweichen; in diesem Fall ist es auch nicht der Mühe werth, sich für das Vaterland aufzuopfern, das, gleich einer schlechten Mutter, seine Edeln erst beweint, und schätzt, wenn Verwesung an ihnen nagt; was der Moralist von der innern Schönheit der Tugend so süß schwatzt, ist, genau besehen, nicht mehr, als eine Grille, wie viele in den Schulen und Köpfen müßiger Leute ausgedacht worden sind; der ist ein blödsinniger Thor, der sich nicht auf alle mögliche Art lustig macht in der Welt; und wer von Natur zum Unglück bestimmt ist, wessen Schicksal von Leuten abhängt, die für das, was jedem Menschen heilig seyn sollte, selber keine Ehrfurcht haben, der thut am besten, wenn er der Natur Trotz bietet, und mit dem Dolch in der Hand je eher je lieber seine Qualen endigt. — Es ist möglich, daß der Apostel besonders an sich und seine Mitarbeiter dachte. Wenn die Gesandten Jesu Christi keinen andern Lohn zu hoffen gehabt hätten, als den,

den

den ihnen diese Welt gab, so wären sie wirklich die Allerbedaurenswürdigsten unter allen Menschen gewesen. Schläge, Spott, Gefängniß, Fesseln, Staupbesen, Hunger, Durst, Blöße, Kälte, Reisen, Schiffbruch, Schlaflosigkeit, Verfolgung, Unsicherheit, Lästerung, falsche Anklage, Lebensgefahren, Todesurtheil — das war die gewöhnliche Beute, die Paulus, Petrus und andere Boten des Erlösers auf ihrem Lauf durch die Welt machen konnten. Das war die Waare, womit man sie für die Verkündigung des Evangeliums bezahlte. Paulus hat das lange Register seiner Leiden mehr als einmal vor den Augen seiner Zeitgenossen aufgestellt, und niemand widersprach ihm. (S. 2. Cor. IV. 7-9. VI. 5. 8, 9, 10. XI. 24-33. XII. 1. 9.) Sein Leben war immerwährende Tugend und Gottesliebe; aber es war auch eine Kette von Mühseligkeiten, Leiden und Beschwerden. Zuweilen stand er wie auf einem heitern lichtvollen Berg, trat alles Menschliche und Irrdische unter die Füsse, seine große Seele umfaßte Gott und den schönsten Theil der Schöpfung, er ergriff mit der Heldenkraft des Christenthums die Ewigkeit, und übertraf sich alle Tage selber, aber dieß Fest dauerte nur Minuten. Jene hohen und unbegreiflichen Entzückungen der Religion, jener plötzliche Uebergang seines Glaubens in Schauen und Geniessen war nur ein Zucker, eine süsse Erquickung, die ihm Gott zuweilen gab,

damit er wieder auf der rauhen Bahn fortlaufen könnte. Nach wenigen Stunden sank er wieder zur leidenden, duldenden Menschheit herab, ward uns wieder gleich, das gestärkte Auge fiel wieder auf die Erde, der Himmel verschwand, der Kummer drängte ihm wieder das Herz, die Thränen brachen wieder hervor, er gestand, daß er seinen Schatz in einem irdenen Gefäß tragen müsse. Er konnte sich gegen seine Lästerer darauf berufen, daß er ein Märtyrer seiner Lehrer würde; (2 Cor. XI. 23.) aber die falschen Apostel wurden von den Juden gemästet, und gut dafür bezahlt, damit sie dem feurigen Paulus Verdruß machen sollten. Alles, was die Apostel hier von dem Herrn, dem sie dienten, erhielten, war die Freude, zu sehen, wie hie und da eine Stadt nach der andern das Evangelium annahm, und ihren König anbetete. Allein man ließ sie dieses stille Vergnügen nie lange geniessen. Die beständige Gefahr, von Zusammenverschwornen überfallen und ermordet zu werden, jagte den Apostel immer aus einer Stadt in die andere; und wenn er Jahre lang im Gefängniß lag, da war der Feind geschäftig, streute Unkraut unter den Waitzen, veranlaßte Spaltungen und Trennungen, brachte den Geist der Factionen und der Menschengefälligkeit unter die Gemeinen, und richtete oft in kurzer Zeit ein so großes Uebel an, daß dem Apostel an der Kette die bittern Thränen vom Gesicht flossen.

Wie oft würden sie alle die Fahne Jesu Christi verlassen haben, wenn ihnen nicht sein Tag, der Tag seiner Erscheinung immer vor Augen geschwebt hätte? Paulus durfte sich nicht einmal aller der Rechte bedienen, die die andern Apostel hatten. Die Klugheit erforderte, daß er von den größten und reichsten Gemeinen keinen Sold nahm. Man beschuldigte diesen Mann auf eine äusserst ungerechte Art des Geitzes, wenn er nur that, was jeder andere Arbeiter auch thut; man war gegen ihn unbilliger, als gegen unvernünftige Thiere. (S. 1. Cor. 4, 4. 7=23.) Daher verdiente er sich seinen Unterhalt mit seinen eigenen Händen neben der Predigt des Evangeliums, (s. Apost. Gesch. 20, 33, 34.) und nahm nur zuweilen ein Ehrengeschenk von seinen lieben Philippern, denen er es nicht ohne Kränkung hätte zurückgeben können. (S. Philipp. 4, 14=19.) Da er nirgends lange bleiben konnte, beständig in Asien und Europa herumreisen mußte, des Lebens nie froh ward, und überhaupt alle Bequemlichkeiten und Erleichterungen des Lebens entbehren mußte, so konnte er nicht wohl heyrathen, und versagte sich um seines Amts willen auch dieß natürliche Recht, eine Christin zum Weibe zu nehmen. (1. Cor. 9, 5.) An seinem elenden Körper sah man immer Narben, Wunden, Striemen; er ward gleichsam immer, wie sein Herr, gekreuzigt; die Welt nannte ihn auch einen Thoren; man sah

ihn, und die, die mit ihm einerley Amt hatten, als die schlechtesten verworfensten Leute an; über sie giengen alle Wetter; der Jude und der Heide glaubte, daß man diesem Paulus allen Schimpf, alle Marter anthun müßte: (1. Cor. 4, 9-14.) und darüber klagte er nicht einmal; er erzählte es seinen Zuhörern nicht, um sie zu beschämen, (1. Cor. 4, 14.) er brauchte diese Leiden vielmehr dazu, sie zur Standhaftigkeit im Bekenntniß der Religion Jesu zu ermuntern, und seine ganze Erwartung war auf den Himmel gerichtet. Auch die ersten Christen wären freylich die allerseltsamsten und geplagtesten Menschen gewesen, wenn nach dem Tode die ganze Geschichte geschlossen wäre. Ihre Bekehrung zum Evangelium zog vielen den Tod zu. Ihr Abscheu gegen den Götzendienst ward als ein Staatsverbrechen angesehen. Sie gehorchten einem Kaiser, der in ihren Augen ein Abgötter war; und doch mahlte man diese arme Leute dem Monarchen als Rebellen ab. Sie beteten in ihren Versammlungen für die römischen Statthalter; und doch war einer unter diesen so ganz vom Geitz besessen, daß er ihren Lehrer, wiewohl er ihn selber für unsträflich hielt, lange im Kerker schmachten ließ, in der Hofnung, die Christen sollten Geld zusammenlegen, um den Apostel loß zu kaufen. (S. Apost. Gesch. 24, 26.) Ohne Zweifel war er auch von den Juden mit Geld bestochen worden, damit er den Lehrer der

neuen

neuen Religion festsetzen ließ: aber der Niederträchtige war mit einem ungerechten Gewinn nicht zufrieden; er wollte für seine schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, oder vielmehr der gen Himmel schreyenden Ungerechtigkeit, von beyden Partheien bezahlt werden. Christen! unser Lehrer hat Recht. Wüßten wir nicht, daß unser Vaterland weit weg von der Erde ist, wir wären wahrlich Thoren, und unglücklicher, als der Sklave der schwärzesten und schändlichsten Laster. Viele Kinder vergelten ihren Eltern die sauren Nächte, die sie um ihrentwillen durchwacht haben, nie durch ein vernünftiges und kluges Leben; und doch ermüdet der rechtschaffene Vater nicht, und die fromme Mutter steht um des jüngsten Kindes willen mehrmalen aus dem Bett auf, und holt oft da in der kühlen Nacht den Saamen zu Krankheiten. Werden aber nicht oft unschuldige Mädchen von verfluchenswerthen Müttern in großen und in kleinen Städten, bloß, weil sie schön und wohl gebauet sind, von Jugend auf zum Dienst der Unzucht aufgezogen, frech gekleidet, zu allen Leichtsinnigkeiten gewöhnt, und sinken, ehe sie ihre Vernunft brauchen können, in einen Abgrund von Schande und Elend? Reisen nicht oft arme Dienstboten an einem Strom durch ein ganzes Land auf und nieder, müssen ihre harten Verwandten aufsuchen, und finden doch keine Unterstützung? Leiden nicht oft schuldlose Mädchen an gewissen Theilen des

Körpers lange im Verborgenen schmerzhafte Krankheiten, scheuen sich, es zu entdecken, aus Furcht, dem Lästerer ihrer Ehre ins Maul zu fallen, und haben selten das Glück, bey einer Frau zu dienen, die Billigkeit und Verstand genug hat, ihnen beyzuspringen, und einen Ausweg zu zeigen? Wie viele bedaurenswürdige Kinder haben von Mitschülern, von Bedienten, von andern Abgesandten der Hölle die verfluchte Kunst der Selbstbefleckung, die ihnen jetzt am Mark des Lebens saugt, in früher Jugend gelernt, ehe sie wußten was sie thaten? Wie viele Jünglinge haben auf Reisen, aus Büchern, die man ihnen um der französischen Sprache willen in die Hände gegeben hat das Gift der Irreligion eingesogen, und haben alle Ruhe und Ueberzeugung gegen den Eintritt in die große und verfeinerte Welt ausgetauscht! Müssen nicht manche, die bey Ministern im Cabinet arbeiten, sich oft wider ihren Willen zu sündlichen Dingen brauchen lassen, und dürfen, wenn sie nicht Brod und Freyheit verlieren wollen, nicht einmal gegen ihre besten Freunde den Mund öffnen? Hat man nicht schon oft Leute, die in einer fremden Kanzley angestellt waren, ausgeforscht, sie durch Wein, durch Geld, durch Herablassung, durch Einladungen zu fetten Tafeln, durch große Versprechungen gewonnen, sie zu einem heimlichen Briefwechsel, zu Verräthereyen, zu wichtigen Entdeckungen, zur Auslieferung gewisser Aktenstücke,

Pa-

Papiere und anderer großer Unterhandlungen, zu vielen gewissenlosen Streichen verführt, und sie doch, wenn nachher das Geheimniß der Bosheit bekannt wurde, und die Furcht vor der Strafe des Meineides sie von ihrem Herrn verbannte, da, wo man sie zuerst zur Untreue verleitete, doch nicht aufgenommen, oder mit kleinen Geschenken wieder weggejagt, und sie ihrem Elend und der Verzweiflung überlassen? Wer kann den verwelkten Vater trösten, bey dem die Natur ihre Regel verlassen, und ihn mit grauen Haaren an das Grab seines letzten Kindes hinführt? Wer kann die Wittwe ermuntern, die den Mann, und mit ihm den Erwerber, Versorger, Freund und Beschützer unter dem Wimmern der Kinder in den Sarg verschliessen muß? Schlägt nicht oft ein roher Kerl, wenn er betrunken ist, seine Frau noch wenige Tage vor ihrer Niederkunft, und vergißt alle Menschlichkeit, mißhandelt die Arme, wie kein Tiger mit seinem Weibchen umgeht, und die Gequälte muß den Kummer in sich selber fressen, und nur dafür sorgen, daß nicht das Kind unter ihrem Herzen vom verdorbenen und durch Affekten angesteckten Blut krank wird, ehe es den Unmenschen sieht, den es Vater heissen soll? Was leiden manche Mütter, wenn acht, wenn neun Kinder auf einmal krank werden, und der Mann sein Tagelohn in der Schenke durchbringt, ohne sich im Geringsten um sein Haus-

wesen zu bekümmern! Wie viele Männer sind zu Hause grob, herrisch, gebieterisch, machen durch ihre Härte und Fühllosigkeit dem schwachen Werkzeug Verdruß, der am Herzen frißt, und wollen doch ihre Klagen nicht hören, ihre Thränen nicht fliessen sehen! Der Schöpfer gab dem andern Geschlecht eine gewisse natürliche Duldsamkeit, einen anständigen Stolz, ihre Leiden vor Fremden zu verbergen: aber ist es erlaubt, wenn wir das mißbrauchen? Harren nicht viele Sieche auf dem jämmerlichsten Stroh in einer kleinen Kammer bey Frost und Hunger aus, und werden Helden unter dem Dache, die niemand kennt, als der Allwissende? Entstehet nicht oft zwischen jungen Leuten von beyderley Geschlecht, sonderlich in vornehmen Familien, auch eine reine Liebe, die alle Engel sehen könnten, und um einer alten Zänkerey willen, weil schon lange zwischen diesen Häusern Eifersucht und eingewurzelter Haß ist, dürfen sich die guten Kinder keine Hoffnung machen, jemals verbunden zu werden? Ihre Zärtlichkeit könnte das Mittel werden, ein altes Feuer wieder auszulöschen: aber bald widersetzt sich der Stolz, bald der Geitz, bald der Religionshaß, bald das Wehen des Hofwindes, bald das Gift der Verläumdung, das eine Tante ausspeyt, bald der steife und unbiegsame Eigensinn der Mutter dem keuschen Wunsch der Liebenden; und zu welchen schrecklichen Mitteln hat in diesen traurigen

Fällen

Fällen schon oft die mißbrauchte Gewalt der Eltern Zuflucht genommen? Wie schwer wird es alsdann, der leidenden Tochter Gehorsam und Unterwerfung zu predigen, wenn sie entweder ohne eheliche Liebe verwelken, und die Qualen einer unbefriedigten Neigung, die innere Gluth ausstehen, oder die Hand einem andern geben soll, für den ihre Seele keinen Wunsch hat, weil ein anderer bereits das ganze Herz davon getragen hat! Muß nicht oft eine sittsame Tochter, die von Natur die besten Anlagen hat, das Glück eines Mannes zu machen, und eine gute Mutter zu werden, unter der Spielsucht, unter der Verschwendung, nnter dem Großthun und Schuldenmachen ihres Vaters leiden, und verliert dadurch die schönsten und angenehmsten Aussichten? Wie viele Kinder sind unglücklich, so bald sie in die Welt kommen, weil sie den schlechtesten Eltern in die Hände fallen! Giebt es nicht so gewissenlose Väter, die nicht einmal auf dem Todtenbett den verdorbenen Zustand ihrer öffentlichen Rechnungen, und der ihnen anvertrauten Cassen entdecken, aus der Welt gehen, als wenn sie die genaueste Ordnung in ihren Arbeiten beobachtet hätten, und doch durch Recesse und leichtsinnige Versäumnisse nach ihrem Tod die ohnehin gedemüthigte Familie ins größte Unglück stürzen? Wie viele Gemüthsunruhen begleiten oft einen Vater vom Geschäft zum Tisch, vom Essen ins Bett, wenn neben ihm eine Mutter,

ter, die den Kindern so nöthig wäre, fast in jeder Woche krank wird, und in beständiger Todesgefahr schwebt! Welche Aussicht für ein zärtliches Herz? Giebt es nicht ganze Länder, wo die Besoldungen der Bedienten viele Jahre nach einander nicht ausbezahlet werden, wo jeder, der nur etwas haben will, von seinem bestimmten Lohn zurücklassen muß; und der Regent denkt nicht daran, wie es möglich ist, daß seine Leute leben können? An Schulen und Kirchen stehen noch in allen Ländern viele Männer, die für ihre mühsame Arbeit nicht einmal den bestimmten Lebensunterhalt haben, und für die auch im Alter wenig Trost, wenig bessere Aussicht übrig ist. Oft stehen sie noch unter wunderlichen Gebietern, und müssen sich von Leuten, die ausser Glück und Geburt nichts haben, bey aller ihrer Brauchbarkeit und Geschicklichkeit hudeln lassen. Es giebt in der Welt Töchter, die täglich von der Mutter gezankt werden, in deren Wohnzimmern das Geschrey nie aufhört, die nie ein gutes Wort, eine sanfte Erinnerung, eine freundliche Miene bekommen, die alles schon können und wissen und machen sollen, ehe man es ihnen einmal recht gezeiget hat, die in der Küche und am Arbeitstisch nichts recht thun können, und die in Gefahr sind, von eben diesem Geist der Bitterkeit und der Unfreundlichkeit für ihr ganzes Leben angesteckt zu werden. Auf Universitäten verführt oft ein Nichtswürdiger

junge, unerfahrene Ankömmlinge zu allen Bosheiten, betrügt sie um ihr Geld, schwächt die guten Vorsätze, höhnt die frömmsten Entschliessungen aus, verwischt das zärtliche Andenken an Vater und Mutter in der Seele, füllt ihnen den Kopf mit Thorheiten und abgeschmackten Begriffen von Ehre und Vergnügen, führt sie in die schlechteste Gesellschaft, macht ihnen die würdigsten Lehrer verächtlich, erzählt von den für sie nützlichsten Männern gleich in den ersten Abenden allerley kleine, zum Theil ganz offenbar falsche, zum Theil mit Unverschämtheit vergrößerte und verdrehte Anekdoten, treibt vor ihren Augen Schandthaten, die sie noch nie gesehen haben, prahlt mit ehemaligen Siegen über Mägde und arme Töchter, die doch größtentheils erdichtet sind, verspricht, ihnen auch dazu Gelegenheit zu verschaffen, verleitet sie gleich anfangs zu ganz unnöthigen Ausgaben, führt sie in schlechte Häuser, wo der nächste Weg zum Abgrund ist, bezeugt ihnen daben immer sein gutes Herz, seine aufrichtige Freundschaft, und erbietet sich sogar, empfangene Beleidigungen für seine junge, noch ungeübte Freunde über sich zu nehmen, und sie mit dem größten Ernst, mit dem Degen in der Faust zu rächen. So wird der beste, wohlgezogenste Sohn, der mit der größten Hofnung das Herz der Eltern erfüllete, und beym Abschiede alles versprach, und die redlichsten Thränen weinte, in kurzer Zeit

durch

durch die Kunstgriffe jener Satane ein Taugenichts. Wie eine aufblühende Lilie, die den Garten schmückt, und der Schöpfung Ehre macht, gieng er aus seines Vaters Hause, und nun siehet er einer Leiche gleich, die schon einige Tage im Grabe gelegen. Die Wollust, die Schwelgerey, das Spielen bis gegen Mitternacht, der uneingeschränkte Genuß der sogenannten Freyheit, das unbeständige Herumschwärmen und Reiten, die Unordentlichkeit in Kleidern, Schlafen, Essen und Trinken, die Abhängigkeit von Juden und andern gewinnsüchtigen Personen, in die er schon gerathen ist, das alles hat ihn so verunstaltet, daß ihn Mutter und Schwester nicht mehr kennen würden. Und nun, wie weit ist es noch bis zum Meineid, bis zum öffentlichen Betrug der Unterthanen des Landesherrn, in dessen Staat er Wohlthaten und Vorzüge genoß, bis zur Rauferey, bis zur Ermordung, oder zur Gefahr, selbst ermordet zu werden? Was müssen öfters große, berühmte, und dabey treue Lehrer auf hohen und mittlern Schulen von ihren Zuhörern ausstehen! Werden nicht viele von den Undankbaren, wenn sie Unterricht empfangen, und ihre Hefte zusammengeschrieben oder gekauft haben, nicht mehr angesehen, und müssen vergeblich auf Bezahlung ihres Lohns hoffen? Indessen erhalten viele im Vaterlande die besten Versorgungen, und geniessen ihren Ueberfluß ruhig, ohne daran zu denken, daß noch

aus

aus der Brust ihrer Lehrer Seufzer zu Gott wider sie aufsteigen. Die Regierung verweist den öffentlichen Lehrer an seine Zuhörer, und die Zuhörer sagen laut, er sey vom Fürsten bezahlt, und könne von ihnen nichts fordern. Ernst Salomon Cyprian in Gotha sagte oft: Der Undank, den ich in meinem Leben habe verschlucken müssen, kostet mich mehr, als meine ganze Bibliothek. Lippert war in seiner Jugend ein Glaser, und im Alter verlor er das Gehör. Mit welchen kleinen Besoldungen müssen oft die Lehrer der Weisheit und Tugend zufrieden seyn! Und Sängerinnen, Gaukler, Schauspieler, Jäger und Hunde, Mahler, Stallmeister, kosten den Hof oft Millionen, und erhalten alles, was sie nur verlangen. Der Weise hungert, und der Seiltänzer, der Marionettenspieler, der destomehr gefällt, je närrischer er ist, jemehr er seine menschliche Würde verläugnet, jemehr er Stimmen der Thiere nachahmen kann, wird noch für seine Thorheiten bezahlt; aber an die guten und fähigen Köpfe, die in den Bauerstuben, unter den Handwerkern, auf dem Wald, in den Wohnungen der Armuth und des bittern Hungers verloren gehen, denkt niemand. Wer war so ganz Unmensch, daß er in unsern Tagen nicht mit den Unglücklichen in Gera geweint hätte? Am 18. Sept. 1780. verbrennt in drey Stunden eine ganze Stadt, die gegen 900 Feuerstellen hatte. Man sammelte damals

in

in ganz Deutschland, um mit dem Gelde der Mitleidigen diesen schrecklichen Aschenhaufen wieder aufzubauen. Oft kommt ein einziger Mann in ein Land, das vorher blühte, und seine zufriedene Einwohner wohl nährte. Der Mann verderbt durch sein schlechtes Herz die jungen Prinzen, nimmt dem Regenten das Zutrauen zu seinen bisherigen Räthen und Bedienten, macht alte, verdiente, im redlichen Dienst des Landes graugewordene Männer mißmüthig, will alles umstossen, ehe er die Verfassungen kennt, tadelt alles, und sollte doch noch viel lernen, spricht immer mit geschwätziger Zunge von großen Planen und andern Einrichtungen, und am Ende geschieht doch nichts, verschwendet das Geld der Unterthanen nur zu solchen Sachen, die dem Fürsten zur Unterhaltung dienen, macht sich durch Versprechungen seiner Gunst einen Anhang, will jeden Platz einnehmen, glaubt, er könne auf jedem Stuhl sitzen, zieht noch mehrere seines Gleichen nach sich, hebt seine Creaturen, verachtet Jedermann neben sich, und macht Verwirrungen im Land, die nicht mehr übersehen werden können. Dagegen sterben öfters Jünglinge, die der Welt die größten Dienste hätten leisten können. Cronegk, der Sänger der Religion, der sanften melancholischen Freuden, der reinen Unschuld und der sittsamen Liebe, starb, als er 26 Jahr alt war. Seine Freunde verloren viel an ihm, und jedes für Freundschaft und

Liebe geschaffene Herz trauerte um ihn. Von ihm gilt, was dort der Dichter vom gefallenen Jüngling singt: Wie eine purpurrothe Blume, vom Pflugmesser zerschnitten, welkt und stirbt, wie Klapperrosen, denen der Stengel zerknickt ist, das Haupt zur Erde senken, wenn sie vom Platzregen niedergeschlagen werden. (S. Virgils Aeneis B. IX. V. 435. ꝛc.) Mancher fleißige Student erfährt auf der Akademie den Tod des Vaters, und mit diesem allen Muth und Eifer niederschlagenden Brief kommt der traurige Ruf nach Hause. Die Mutter kann ihn nicht mehr in der Fremde erhalten; er muß die Werkstätte der Wissenschaften verlassen, im schönsten Lauf stille stehen, und die Wittwe mit den Schwestern durch Informiren ernähren. Sibbaldus erzählt, daß ehemals die alten Schotten die Gewohnheit gehabt hätten alle Rasende, Verrückte und Wahnwitzige mit Gewalt aus der Welt zu schaffen. Auch die, die mit einer Krankheit geplagt waren, wovon leicht andere Leute angesteckt werden konnten verschnitt man lebendig, damit das Volk nicht geschwächt würde. Weibspersonen, die die Krätze, oder sonst einen Ausschlag an der Haut hatten, verwies man von allen Mannsleuten; und ward eine unter ihnen doch schwanger, so vergrub man sie lebendig mit dem Kind. (S. seine Histor. Natur. Scotiæ.) Die Hottentotten haben noch jetzt die grausame Gewohnheit, ein Zwillingsmädchen le-

bendig, gleich nach der Geburt, in die Höhle eines wilden Thiers zu stecken, und alte Männer oder Frauen, wenn sie nicht mehr arbeiten können, von sich auszustoßen, im entfernten Wald eine Hütte für sie aufzuschlagen, nach einem Gastmahl von ihnen Abschied zu nehmen, und sie daselbst den Löwen oder der Hungersnoth zu überlassen. (S. Neue Beschreibung des Vorgeb. der guten Hoffnung, Leipz. 1779. S. 106. 110.) Sollten wir nicht zuweilen mit Dank und Freude vor Gott daran denken, daß durch die christliche Religion so manche Verbesserungen in der Menschenwelt zu Stand gekommen, und viele unnatürliche Gewohnheiten, viele Schandthaten und Greuel, viele grausame und unmenschliche Strafen abgeschaft worden sind? Wer dachte in der ältesten Welt an Waisenhäuser, Krankenanstalten und Spitäler? Man ließ die alle zu Grunde gehen, die nicht mehr im Stande waren, sich selber zu ernähren und zu vertheidigen. Wie viele Kinder wurden in Rom gleich nach der Geburt ausgesetzt, in die Tiber geworfen, oder auf irgend eine Art umgebracht! Und wie viele schreckliche Erniedrigungen der Menschheit liest man noch jetzt unter den wilden und uncultivirten Nationen!

Daß auch unter den Bauern, unter den gemeinsten Leuten viele gute Menschen sind, wird niemand läugnen, der viel mit ihnen umgegangen ist. Eine arme Frau, die den Hebammenmeister, der ihr bey-

beygesprungen war, nicht bezahlen konnte, brachte ihm noch lange nachher die ersten Aepfel, die ein gutes Bäumchen in ihrem Garten getragen. Eine kleine, aber redliche Dankerkenntlichkeit! Man irrt, wenn man sie für dumm hält. Lehrer, Prediger und Amtleute werden oft von ihnen hintergangen, und müssen erst durch lange Erfahrungen ihre Schleichwege kennen lernen. Aber viele unter ihnen sind wirklich arbeitsam, lassen sich gerne mit guten Worten lenken, verstehen besser, als viele Vornehme in den Städten, die Kunst zu sparen und wirthschaftlich zu seyn, lassen sich manches gefallen, gestehen gerne, daß sie den Herren folgen müssen, sind es gewohnt, daß sie fast alles hergeben, und alles, was sie wollen, bezahlen müssen, daß die Namen der Steuern und Abgaben unzählig sind; sie machen aber mit ihrer Tugend kein Gepränge: sie schwatzen nicht viel davon, sie prahlen nicht mit ihrer Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit, sie führen die Sprache der Affekten nicht, die wir immer reden; aber unter ihnen ist noch mehr Wahrheit und Natur. Indessen ist es gewiß, daß auch unter ihnen sehr viele wahrhaftig unglückliche und geschlagene Menschen sind. Aber der Dichter sagt mit Recht: Auf das Elend des Armen giebt niemand Acht. *) Wie oft

*) Oliver Goldsmith sagt: Die eine Hälfte der Menschen weiß nicht, wie die andere lebt. Indeß das klein-

oft werden sie von ungerechten und brutalen Amtleuten beynahe geschunden! Handeln nicht viele, auch wenn sie in der Gerichtsstube sind, bloß nach ihrer Laune, und befolgen keine sichere Grundsätze? Wer leidet früher, wer leidet mehr unter jedem Ungewitter, das die Natur erregt? Wen drückt Theurung, Mißwachs, Hitze, Kälte, Ueberschwemmung, Ungeziefer, Seuche, und die unübersehbare Noth des Kriegs empfindlicher, als gerade den nützlichsten, den arbeitsamsten, den ohnehin geplagten Stand der Bauern? In vielen Län-

kleinste Ungemach der Vornehmen zu einem Unglücksfalle vergrößert, und die Welt aufgefordert wird, die edeln Leidenden anzustaunen, giebt niemand auf das Elend des Armen Acht; und doch leidet mancher von der niedern Klasse der Menschen mehr hartes Leiden in einem Tage, als die Vornehmen oft in ihrem ganzen Leben. Es ist unbegreiflich, wie viele Mühseligkeiten die gemeinsten unserer Matrosen und Soldaten ohne Murren und Widerwillen ausdauren. — Jeder Tag ist für sie ein Tag des Elends, und doch ertragen sie ihr hartes Schicksal ohne unhalten zu werden. — Viele Mitgeschöpfe wandeln ohne Trost und Beystand eines Freundes dahin, ausgesetzt ohne Schirm der Rauhigkeit des Wetters. S. seine Versuche. Aus dem Englischen. Basel 8. 1781. S. 226. — Viele schöne Bemerkungen über das Schicksal der Menschheit in der alten Welt, s. in dem Buche: Ueber die Glückseligkeit der Völker. Aus dem Franz. Leipz. 8. I. II. 1780.

Ländern werden die Bauern noch immer von den Sachwaltern ausgezogen, von ihnen zum Prozeßführen verleitet, durch allerley Vorspiegelungen immer mehr angetrieben, und so verlieren sie oft beynahe das ganze Vermögen. Oft muß der Bauer sogar für den guten Rath bezahlen, den man ihm giebt. Oft ist der Advokat, und der, der im Gericht die Sache vorzutragen hat, mit einander einverstanden, und der Prozeß wird mit Fleiß in die Länge gezogen; wenn er bald ausgehen sollte, von neuem angefangen, mit unnützen Nebensachen verwirrt, und überhaupt so getrieben, daß dem Ober- und Unterrichter die Auster zufällt, und für die streitenden Parthieen die leeren Schalen übrig bleiben. Der große Geist des preußischen Monarchen sah noch am Ende des Lebens nach vielen großen und schönen Thaten auf diese betrübte Verfassung mancher — Gottlob! nicht aller — Gerichtshöfe, und gab sich viele Mühe, sich auch dieß wichtige Verdienst, die Rechtspflege verbessert und erleichtert zu haben, um die gedrückte Menschheit zu verschaffen — ganz anders, als die egyptischen Könige, die den Schweiß und die Thränen ihrer Unterthanen fliessen liessen, um unnütze Lasten von Steinen auf Steine zu häufen, und Pyramiden aufzuführen. Die Last der Frohnden und der Herrendienste drückt die deutschen Bauern von den ältesten Zeiten her. Die Geschichte zeigt, daß man ihnen fast mit jedem

Schritt zur Cultur eine neue Beschwerde aufgeladen hat. (s. H. Schmidts Geschichte der Deutschen, 1ter Th. S. 362. ꝛc.) Je mehr sich die Bedürfnisse der Herren vermehrten, desto grösser wurden die Abgaben. Es war eine alte Erfindung, daß der Bauer drey Tage in der Woche nicht für sich arbeiten, sondern seines Herrn Güter bauen mußte. Man zwang ihn sogar, zu diesen Gütern noch einen Theil des Saatkorns herzugeben. Die Herren nahmen die Erndte weg, und der Bauer mußte ihnen die Felder wieder mit seinem eigenen Getraide besäen. Zur Zeit der Aussaat, der Erndte, und des Herbsts mußte der Bauer allezeit den andern Tag seine eigene Angelegenheiten bey Seite setzen, und für seinen strengen Gebieter arbeiten. Und hatten die Bauern gar das Vieh ihres Herrn im Stall, und konnten damit ihre Felder bestellen, so waren sie ohnehin gezwungen, zu frohnden, so oft und so viel der kleine Tyrann verlangte. Das war das Schicksal der Bauern, die zu den Kirchen gehörten, und man kann daraus schliessen, wie es den andern gegangen ist. Ueberall sieht man noch in Deutschland Bergschlösser und Festungen, die auf den höchsten Felsen angelegt waren: uralte und bleibende Denkmale von dem Mißbrauch, den ehemals jeder Edelmann, der doch vom Strassenraub lebte, und oft von seiner Räuberhöle den Namen hatte, von seinen Bauern machte; und

von der unmenschlichen Last, die man ihnen auflegte. Schon vor Kaiser Karl des Großen Zeiten nisteten die Adelichen, gleich den Stoßvögeln auf den Bergen, und stürzten von dort in die Thäler und auf das ebene Land mit ihren Reisigen herab, wenn unten Kaufmänner, oder sonst Leute, bey denen man etwas erobern konnte, vorbeyreisten. Zu diesen beynah unzugänglichen Wohnungen mußten die armen Bauern Holz, Steine, Kalk, alles nöthige Bauzeug im Frohndienst auf die höchsten Berge hinaufschleppen, und manches mußte funfzig Meilen weit hergebracht werden, (S. Schmidts Geschichte der Deutschen, a. angef. O.) Wie viele tausend Menschen müssen noch jetzt neben dem Lärm der großen Städte, an eben dem Abend, wo die Freude alle Kammern des Ueberflusses öffnet, und die Pracht Millionen verschwendet, Millionen verdampfen lässet, zu eben der Zeit, wo Ergötzung, Mißbrauch und Unmäßigkeit einerley ist, auf hartem Stroh, unter einem Dach, das beständig den Einsturz droht, zwischen Wänden, die der Kälte nicht widerstehn, sich vergeblich noch einmal, ehe sie sterben, ein Labsal wünschen! Der schottischen Königin Maria zu gefallen, ließ der Graf von Athol 1565, zwey Monate lang durch zweytausend Bergschotten das Wild aus der ganzen Gegend zusammentreiben. (S. Pennants Reisen durch Schottland, 2ter Th. S. 39.) Als wenn Gott die Bauern

nur dazu in die Welt gesetzt hätte, daß sie beständig zum Vergnügen eines großen müßigen Herrn, dessen er nach wenigen Stunden doch wieder überdrüßig wird, vorarbeiten sollten! Der Ausgang zeigte auch, wie abentheuerlich die ganze Anstalt gewesen war. Das Wild, das in Menge zusammen kam, und zum Theil schon lange eingesperrt war, ward, als es endlich abgejagt werden sollte, scheu, und drang durch den dicksten Haufen von Bergschotten durch. Dabey wurden viele Leute gefährlich verwundet; und die Königin selber, die an solchen kostbaren, grausamen und übertriebenen Unternehmungen Freude hatte, gerieth selber in Lebensgefahr. Das Veltelin in der Schweitz ist eines der gesegnetsten Thäler. Man kauft dort einen ganzen Tragkorb von den kostbarsten Pfirschen um einen guten Groschen. Der türkische Waitzen geräth vortreflich, und man kann viel Wein ausführen. Aber die Grundstücke gehören den Bearbeitern nicht eigenthümlich; der Zins ist sehr groß; Religion und politische Verfassung sind im erbärmlichsten Zustand; der Bauer muß oft im Winter die getrockneten Weinreben mit dem Vieh, dessen Futter sie sind, theilen. (S. H. Pr. Beckmanns in Göttingen Beyträge zur Oekon. Technol. ꝛc. 4ter Th. S. 43. u. s. w.) Die Reisenden beschreiben freylich die Bauern auf vielen Inseln der heissen Länder, z. B. in Madera, als faul und träge: aber sie sind es des-

wegen, weil sie voraus wissen, daß alles, was sie bauen könnten, ihnen doch nicht gehört. Sie würden durch ihren Fleiß nur noch unglücklicher werden, als sie bereits sind. Bald nehmen die reichen Herren, die dort Pflanzungen angelegt haben, ihnen den Lohn des Schweisses weg; bald holen es die Gouverneurs; bald will der Geistliche alles haben, für die Kirche und für das arme Gotteshaus. Was Wunder, daß sie sich dem Müßiggang ergeben, und sich auch durch die Schrecken einer Hungersnoth, die schon oft unter ihnen entstanden ist, nicht zur Arbeitsamkeit treiben lassen? Die Insel trägt freylich ungebaut viele nährende Pflanzen. Aber, weil keiner unter ihnen Vorrath sammelt, so müßten sie alle sterben, wenn der Regen nur ein einzigesmal ausbleiben sollte. Der Geist des Volks ist dort durch die schlechte Regierung so gelähmt, daß die Leute nicht einmal zum Heyrathen Lust haben. Sollen wir Kinder in die Welt bringen, sagen sie, damit sie eben so tief in die Sklaverey gerathen, wie wir? Es giebt in allen Ländern Gegenden, wo wegen eines reissenden und alle Dämme durchwühlenden Stroms das Frohnden der Bauern nie ein Ende nimmt, wo sie oft mehr Wochentage auf öffentliche Anlagen, als auf ihre Felder wenden müssen. Die Tyroler Bergleute leben beynahe das ganze Jahr in der Gefahr, von Schnee und Eis begraben zu werden. Oft können sie in

14 Tagen nicht nach Hause gehen. (S. Schriften der Berl. Gesellschaft, I. S. 171.) Es giebt Posten in der menschlichen Gesellschaft, von denen sich Unannehmlichkeiten und Gefahren nicht trennen lassen, und die doch auch mit Menschen besetzt werden müssen. So beruht bey vielen Fischern ihr und ihrer Familie Unterhalt, und das Glück eines Tags, der Erwerb einer Woche, auf der Richtung des Windes, auf dem Zug der Wellen, auf der Abwechslung der Witterung. Auch in Schottland sind die Arbeiter in Bleygruben und die Bleyschmelzer, wie überall, dem Bleyübel, oder der sogenannten Hüttenkatze ausgesetzt, die ihnen Lähmungen, Anfälle von der Raserey, und oft in zehen Tagen den Tod verursacht. (S. Thom. Pennants Reisen durch Schottland, 1ter Theil. S. 26.) In den österreichischen Quecksilbergruben bleibt keiner von den Bergleuten länger, als 6 Stunden unter der Erde; und doch werden sie alle paralytisch, und sterben an der Auszehrung. Nach einem halben Jahr hat mancher so viel Quecksilber im Leibe, daß ein Stück Kupfer in seinem Munde gleich weiß wird. (S. Abhandlung aus den Philos. Transact. I. 2. S. 113.) In Spanien und in England sind Leuchtthürme hie und da zum Besten der Seefahrer gebaut. Da setzt man von Zeit zu Zeit andere Wächter hin: aber drey bis vier Monate müssen sie oft dort sitzen, ehe sie abgewechselt wer-

werden, von aller Gemeinschaft mit dem festen Lande, von allem menschlichen Umgang, von jeder Gesellschaft und Unterhaltung abgeschnitten, und müssen fast immer in der Höhe, und wegen der strengen Winde Kälte ausstehen. Dazu kommt die Einförmigkeit der Lebensart, und das Einerley der Nahrungsmittel, nebst der ermüdenden beständigen Aussicht in ein gränzenloses Meer, das nur zuweilen von einem Schiff durchkreuzt wird. Man verlanget, der Krämer und Handwerksmann soll ein Vermögen sammeln, und seine Kinder versorgen. Aber wie ist für ihn ein Wohlstand möglich, wenn er an vornehmen Schuldenmachern aus allen Klassen immer einen Theil seiner Foderung nachlassen muß, wenn er oft alles verlieret, wenn er sein Geld nie zu rechter Zeit erhält? Man weiß, wie man insgemein mit den Matrosen umgehet: und doch ist ihre Lebensart äusserst beschwerlich, und ihr Geschäft mühsam; und doch peitscht man sie oft am Mastbaum angebunden ganz entsetzlich, wirft sie oft viermal ins Meer, zieht sie unter dem Schiff durch, und wirft sie auf der andern Seite wieder hinein. Forster sagt, es kämen zuweilen Stunden auf dem Meer, wo nur allein der entschlossene Muth und der gute Wille des Schiffvolks retten kann. (S. seine Reisen, 1ter Th. S. 67.) Die englische Regierung war so billig, und gab ihnen auf die Reise noch wollene Ueberkleider mit, die sie zuweilen

höchst

höchst nöthig hatten: aber die französischen Matrosen werden nicht so geschont. Der zweyte punische Krieg währte nur 14 Jahr, und doch fraß er mehr als zwey Millionen Menschen. (S. Ueber die Glückseligkeit der Völker I. S. 200.) England hatte in dem Kriege von 1756 - 1762, hundert und achtzigtausend Matrosen im Sold; der Krieg war glorreich, allein diese Siege kosteten hundert und drey nnd dreyßig tausend Matrosen das Leben: und waren diese nicht alle in den besten Jahren? (S. Lindemann Ursprung des Kriegs, Leipzig 1780.) Die Griechen und Römer waren weiser, als andere Völker in der alten Welt, und doch ward auch unter ihnen der gemeine Mann ganz vernachläßigt. Für die Aufklärung des Volks ward nicht gesorgt. Wer nicht zu den edelsten und reichsten Familien gehörte, der wuchs in der größten Unwissenheit auf, und behielt die ganze Unart und Wildheit der Natur. Der ungebildete Charakter der niedern Menschen mußte nothwendig noch mehr verdorben werden, je schlechter, je wollüstiger und sittenloser die vornehmern Leute in Athen und Rom selber waren. Von einer Religion, wie sie diese Völker hatten, ließ sich für die Besserung der Gemüther nicht viel erwarten. Sie erweckte den Verstand nicht, man mußte vielmehr das Nachdenken ersticken, wenn man nicht gleich das Lächerliche und Abgeschmackte darinn entdecken, und die ganze Religion wegwerfen wollte. Sie

be-

beschäftigte das Herz nicht. Denn die Gottheiten der alten Welt verlangten nur Opfer und Weihrauch. Ihre Dichter sagten selber, Jupiter liesse die zum Schleudern der Blitze schon aufgehobene Hand sogleich sinken, sobald sein Altar von Rauchwerk dampfte. (S. Ovidii. Fast. L. V. v. 301, 302.) Dabey konnten alle Leidenschaften ruhig im Herzen wohnen. In einem Tage ließ Mithridates 150 000 Römer umbringen. In Italien und Sicilien wurde allein im Sklavenkrieg eine Million Menschen ermordet. Der Krieg mit den Bundesgenossen kostete allein in Italien 300,000 Menschen. In Cäsars Schlachten blieb eine Million auf dem Felde, und eine andere Million machte man zu Sklaven. (S. Ueber die Glückseel. der Völker. I. S. 209.) Die Gegenwart ihrer Gottheiten unterdrückte nicht einmal die gröbsten Ausbrüche des Lasters. Vielmehr war es ein Stück des Gottesdiensts, unzüchtige Tänze anzufangen, und dadurch einander zu den wollüstigsten Vermischungen anzufeuren. Es gehörte zur Frömmigkeit in Korinth, von Zeit zu Zeit den Tempel der Venus zu besuchen; was jetzt unter gesitteten Leuten Hurenhaus heißt, war ehemals der Gottheit geweiht. Mit welcher unersättlichen Lüsternheit werden denn alle die, die nie angeführt worden waren, ihre Vernunft zu gebrauchen, und über Sinnlichkeit und ihre Folgen nachzudenken, an diesen unreinen Quellen zu ihrem eigenen

Ver-

Verderben geschwelgt haben? Wie viele böse Eindrücke muß jede junge Seele dabey aufgefaßt haben? Wie wenig konnte da jugendliche Keuschheit, jungfräuliche Zucht und Wohlanständigkeit aufwachsen? Warnungen, Unterweisungen, öffentliche Anleitung zur Religion und Tugend fehlten ganz in diesen Staaten. Es ist niederschlagend, wenn man selber von ihren besten Köpfen die Erklärung aller ihrer heiligen Gebräuche, und den Ursprung ihrer unzähligen Feyertage liest, und meistens lächerliche, leere, viele ganz kindische und sinnlose, andere ganz dunkle und für den größten Theil der Zuschauer ganz unverständliche Ceremonien findet, aber nie eine Spur von öffentlichem Unterricht, von vernünftigen Belehrungen über den eiteln Pomp, von guten Regeln, die so vielen Sklaven und Bedienten gegeben worden wären. Die Schmeicheley errichtete den schlechtesten Leuten Statuen, warf sie bald wieder um, und setzte andere an ihre Stelle. Das ward so gemein, daß man endlich nur den Kopf der Bildsäule absägte und das Haupt eines neuen Tyrannen aufheftete. (S. Ueber die Glückseligkeit der Völker, 1ter Theil S. 188.) Priester waren in Menge vorhanden, aber kein einziger ward ein Lehrer des Volks. Ihre Flamines und Aruspices liebten ein weiches, üppiges, müßiges Leben. Mit vielen Feyerlichkeiten beobachteten sie den Flug der Vögel, die Wolken am Himmel, und

das

das Wehen des Windes. Sie liefen herbey, wenn ein Opferthier geschlachtet wurde, und sahen nach, ob blaue, violette, oder rothe Flecken in den Gedärmen waren. Aber die besten Stücke vom Fleisch verzehrten sie, und täuschten schändlich das blinde abergläubische Volk mit ihren Lügen, die sie Orakel nannten. Um auch dem wohlgemästeten Fleisch seinen Kützel zu verschaffen, wurden eigene Ordnungen von Priesterinnen aufgebracht. Deswegen mußten viele Religionsfeyerlichkeiten in der Nacht angestellt werden. Deswegen mußten viele von diesen sogenannten Götterverehrungen nackend vorgenommen werden; daher war allemal Wein und gutes Essen dabey. Solche Schwelger und Wollüstlinge waren die meisten unter ihnen; sie konnten nicht sagen, wie unser Apostel: **Wir meiden alle heimliche Schande, wir sind Gott offenbar.** (S. 2. Cor. 1, 12. 4, 2.) Die römischen Philosophen waren greuliche Schmeichler der Großen, damit sie oft von ihnen zur Tafel geladen würden. **Lucian** wirft ihnen selber vor, daß sie eitel gelebt, und in alle Schauspiele gelaufen wären. (S. seinen Nigrinus, auch französ. von M. D'Ablancourt, Paris, 8. T. I. 1733.) Er selber sagt, es wäre nicht wahr gewesen, wenn sie von ihrer Unerschrockenheit im Tode so viel Worte machten. Er macht selber ihre ganze Götterlehre, ihre Theologie lächerlich. Mit Jupiters öftern Verwandlungen, um die Ehe zu

bre-

brechen, mit seiner Liebe zum Ganymedes, mit dem ewigen Zank der Juno, mit den Hurereyen der Venus mit dem Mars, treibt er ungescheut Scherz. Was mußten nun die andern von ihren Lehrern denken? In ihren Versammlungen hörte man freylich viel Schönes und Erhabenes: aber sie schlossen ihre Schätze nicht jedermann auf; es war keine Volkslehre, keine populaire Philosophie; aus ihrem Munde sollten lauter Weisheitslehren fliessen für schon erhöhete und veredelte Seelen; dabey hatten sie auch viele unnütze Streitfragen, viele Subtilitäten, die für niemanden, als für speculativische Köpfe Werth haben konnten, das Elend der untern Classen im Volke rührte sie gar nicht. Daher ward Rom zuletzt nothwendig eine Stadt voll Wollust und Unordnung; daher waren so viel Mörder, Giftmischer, Ehebrecher, Schwelger und Betrüger darinnen. Der Prätor Mänius entdeckte im Jahre 572, in Rom und zehen Meilen in der Runde 3000 Giftmischer; so ungefähr, wie etwa in Paris, besonders unter den Bedienten, Lackeyen, Kutschern, Haarkräuslern, Kinderwärterinnen ꝛc. die Menge der Leidenden, der Mißbrauchten, der Verdorbenen, der Unausgebildeten und der Unverbesserlichen unzählbar ist. Daher konnten auch die schlechtesten Menschen in Rom eine Zeit lang herrschen. Das Volk ward bald feig. In neuern Zeiten hat sich ein schreckliches Uebel auch unter dem gemeinen Mann ausge-

gebreitet, das desto schrecklicher ist, je weniger es insgemein für das angesehen wird, was es ist. Das sind die Lotterien, die in den Städten anfangen, sich auf die kleinsten Dörfchen verbreiten, und durch die Hofnung des Gewinns allen Fleiß tödten, und die Sparsamkeit ersticken. Man spiegelt den ärmsten Bauern vor, daß die Einlage klein sey, und die Hofnung, etwas ansehnliches zu gewinnen, nicht immer fehlschlagen könne. Dadurch wird die Habsucht, von der kein Sterblicher frey ist, rege in der Brust; die Bauern geben in der Schenke, von den Collecteurs und Subcollecteurs, die alle ihren Nutzen davon haben, beschwätzt, und durch den Wein, durch einige Exempel vom großen Loos, die mit vielen Zusätzen erzählt werden, und durch das Zureden anderer mit großen Erwartungen erfüllet, das Geld her, das sie, wenn auch die öffentlichen Abgaben nicht darunter leiden, zur Erziehung der Kinder, zur Verpflegung in Krankheiten, zur Erleichterung des Alters anwenden sollten. Die richtige Ueberzeugung, daß nur allein Arbeitsamkeit das wahre Mittel sey, ein irdisches Vermögen zu sammeln, geht dadurch nach und nach verloren. Selbst Staatsmänner sehen es ein, daß Lotterien eine Pest des Staats sind. Die Beyspiele sind nicht mehr selten, daß Leute das größte Vermögen auf diese Art verloren haben, und zuletzt arm geworden sind, weil sie immer noch reicher werden wollten.

ten. Die Gewinnsucht der Unternehmer bestimmt oft einen sehr kleinen Einsatz; aber eben dieser gute Schein verführt noch mehrere. Dadurch wird sogar der Dürftigste herbeygelockt; man weiß, daß Hausbediente, die sonst treu und ehrlich waren, ihre Herrschaft bestohlen haben, nur um in die Lotterie zu setzen. Der große Lehrer des Menschengeschlechts hat schon gesagt: Der Geitz, oder das heftige Verlangen nach mehrern Gütern, ist die Wurzel alles Uebels, (S. 1. Tim. 6, 10.) Auch kommt unter dem Landvolk noch der Aberglaube dazu. Man wählet besondere heilige Zahlen aus, man läßt sich die Zahlen von der Hand eines andern, den man für rechtschaffen, und für einen glücklichen Menschen hält, aufschreiben, und hoft dadurch das Glück zu zwingen. Im Anfang beredet man sich selber, daß man nur das Geld, das man etwa entbehren könne, zum Lotto bestimmen wolle: aber wo ist irgend ein Spiel, wozu nicht in kurzer Zeit eine unüberwindliche Leidenschaft seine Liebhaber hinreißt? Man will sich nicht gleich niederschlagen lassen, man schämt sich gleich wieder abzutreten, und so thut man sich zuletzt wehe, um die Lotteriekasse zu bereichern. Denn das ist doch wohl unläugbar, daß der Gewinn, den die Meister des Lotto davon ziehen, beträchtlich groß, und äusserst ungerecht ist. (S. H. Geh. Justitzrath Pütter im Göttingischen Magazin der Wissenschaften und der Litteratur, 1ter

Jahr-

Jahrgang, 3tes Stück, N. I. S. 339. rc.) Auch kann der strengste Verfechter dieses gefährlichen Spiels der allgemeinen Erfahrung nicht widersprechen, wenn der Gottesgelehrte, und der vernünftige Staatsmann Lotterien für eine heimliche Quelle des Verderbens auf dem Lande und in den Städten erklärt, weil dadurch dem Reichen, dem Mittelmann und dem Dürftigen eine Menge Kräfte entzogen werden, mit welchen manches Gute gestiftet werden konnte. Für den Staat ist offenbar die ganze Summe des Geldes, das an auswärtige Lotterien geschickt wird, verloren. Denn nur die Allerwenigsten können gewinnen; die Natur der Sache leidet es nicht anders; die Gesellschaft, die das Lotto anfängt, könnte nicht bestehen, ohne eine weit größere Anzahl Nieten als Treffer; und man zeige uns doch die Capitalisten, oder die Landwirthe, die durch Lotterieglück reich geworden sind. Für die meisten wird der Gewinn wieder ein neues Werkzeug zum Unglück. Der Bauer, der auf einmal viel Geld in die Hand bekommt, läuft gemeiniglich damit nach dem Weinhause hin, und will sich nun einmal im starken Getränk für seine bisherigen Mühseligkeiten schadlos halten. Nur im allerseltensten Fall wird das auf diesem unsichern und gefährlichen Wege erworbene Vermögen wirklich ein Segen für den Besitzer und seine Familie; oft stürzt der Mißbrauch, der damit getrieben wird, sie noch in an-

dere unangenehme Verhältnisse, bis endlich den Betrogenen die Augen aufgehen, und sie zur stillen Abwartung ihres Berufs, und zur weisen Genügsamkeit zurückkehren. Herr May in Eberstadt hat sich durch seine Predigt gegen die Lottosucht ein wahres Verdienst um die Menschheit gemacht. (gedruckt Darmstadt, 1780.) Noch soll in Europa Rußland und die Schweitz von diesem Uebel frey seyn. (S. Ephemerid. der Menschheit, J. 1778. 12tes St. S. 20. ꝛc.) In allen andern Ländern verkauft man überall die schädlichen Billets, und beynahe in allen Zeitungen werden die Leute aufgefordert, ihr Geld freywillig einigen wenigen in den Schoos zu werfen. Um zu verhüten, daß die, die sich nicht belehren, nicht warnen lassen, ihr Eigenthum nicht dem Vaterlande entziehen, hat man beynahe in allen Ländern unter dem Schutz der Obrigkeit solche alles verschlingende Comtoirs errichtet. Aber was ist daraus geworden? Je näher man etwas haben kann, je leichter es ist, seine Wünsche zu befriedigen, je mehr man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, desto williger ist man auch. Die Unterthanen kommen, opfern dem Götzen, der viel verspricht, und wenig hält, und der Staat sieht das als ein neues Einkommen an. Im Grund ist es eine wahre, aber schrecklich drückende Auflage für den größten Theil der Bürger im Staate. Aber man weiß, daß große Herren das Capi-

pi-

pital hergegeben haben, gegen einen Theil des Gewinns, damit ein fremder Staat ein Lotto anfangen konnte. Man rechnete, daß das Lotto in Frankreich dem Könige jährlich dreyßig Millionen Livres eintrug. Ach, wie gut ist es, zufrieden zu seyn mit dem, was da ist, zu arbeiten, und mit stillem **Wesen** sein **Brod** zu essen, (s. 2. Thessalon. 3, 12.) ohne Neid und Mißgunst, ohne Geitz und Unzufriedenheit!

Die Geschichte der Gelehrten ist ebenfalls voll von traurigen und schmerzhaften Zufällen, die oft die besten, die würdigsten Männer getroffen haben. Wie viele seltsame Urtheile müssen sie über sich ergehen lassen? Wagt nicht jeder Schmierer in seinen Charteken Ausfälle auf die nützlichsten Gelehrten? Was für wunderbare Forderungen macht man öfters an sie? Wie wenige schätzen ihren Fleiß? Wie viele große Herren unterstützen sie? Wie spottet man oft über ihre Sitten, über ihre Lebensart, und vergißt, daß jede Beschäftigung gewisse Formen nothwendig macht, und in jeder Seele ihre eigene Stimmung zurückläßt? Den wenigsten Gelehrten wird auch ein irdisches Glück zu Theil. Ein Zimmer voll Bücher, und ein elender Körper ist oft ihr ganzes Erbtheil. Der Rang, den man ihnen in der Welt anweist, ist keine große Aufmunterung für junge Köpfe. Aristoteles hat schon die richtige Bemerkung gemacht, daß fast immer etwas Melancholie im

Temperament der großen Menschen liege. Die meisten unter ihnen wenden ihr ganzes Vermögen, und die Kräfte des Körpers auf, um nur den Weg zu lernen, auf dem sie studiren wollen; und wenn sie die Karte vom Reich der Wissenschaften studirt haben, werden sie oft vom Tode übereilt. Wie mancher geschickte Arzt leidet unter der Menge der Stümper, hat Nahrungssorgen, weil er nicht Charletan seyn mag, und kann aus Mangel an Unterstützung das Neue nicht studiren? Fast alle Gelehrten müssen die besten Jahre mit dem Unterricht junger Leute zubringen; und wo ist dann in Europa und in Asia der Staat, der dieß von so vielen guten Menschen schon so oft beseufzte Geschäft nur so belohnt, daß man es mit freudigem Muth verrichten könnte? Haben nicht viele große Gelehrte alle Wirkungen des Neids, des Hasses und der Verläumdungssucht erfahren müssen, und haben es mit blindgewordenen Augen beklagt, daß sie nicht, als sie noch wählen konnten, eine andere Lebensart ergriffen haben? Wie viele müssen ihre bessern Einsichten zurückhalten, und den Schatz verschliessen, weil sie von andern wegen Verbreitung einer gesündern Denkungsart verfolgt und gequält werden würden! *) Die Wenig-

*) Das neueste Beyspiel dazu sind die Heidelberger und Straßburger Beurtheilungen der Lehrsätze aus der praktischen Philosophie, die Herr Prof. Whirl in Baden vertheidigte. 8. 1781.

nigsten dürfen sich schmeicheln, daß man sie im Leben und nach dem Tode als Erfinder, als Verbesserer, als Lehrer in ihrem Fach ansehen, und ihren Namen stets mit Ehrerbietung nennen werde. Wer denkt an so viele junge Gelehrte, denen es an Mitteln zum Studiren fehlt, die Schulden machen müssen, um sich Bücher anzuschaffen, wenn sie nicht stille stehen, und hinter ihren Zeitgenossen zurückbleiben wollen? Ist es Wunder, wenn endlich aus so vielen ängstlichen Sorgen und Ueberlegungen Mißvergnügen, Ungeduld und finstere Schwermuth entsteht? Müssen sich nicht oft herrliche Köpfe auf ein schlechtes Dorf, in ein finsteres und ganz unaufgeklärtes Städtchen verweisen lassen, wo sie keine Gelegenheit zum Zunehmen in der Erkenntniß haben, wo ihre Talente nothwendig rosten müssen, wo sie keine vernünftige Seele zum Umgang finden, und kaum Nachrichten erhalten können aus der Republik der Gelehrten? Fordert man nicht in manchen Ländern das Wenige wieder von der kleinen Besoldung zurück, das man einem fähigen Kopf auf den niedern Schulen gegeben hat? Raubt nicht jetzt eine ganze Zunft von Nachdruckern den fleissigsten Männern ihre Bücher, und handelt ohne Scheu mit dieser ungerechten Waare? Giebt es nicht noch Fürsten, die sich wenig darum bekümmern, ob in ihrem Lande Wissenschaften blühen oder nicht? ob hie und da ein brauchbarer Ge-

lehrter ist, der Unterstützung verdient? Haben nicht viele, die die Ausländer schätzen, mit Vergnügen lesen, und überall gerne aufnehmen würden, die gerechteste Ursache über ihr Vaterland zu klagen, weil sie als einheimische Propheten (Lucä 4, 24.) nicht geschätzet werden, und hinter manchem andern gehen müssen, der doch den Fleiß in seiner Jugend nie bewiesen hat? Die dankbaren Schüler lassen sich auch nach vielen im Schulstande zugebrachten Jahren leicht zählen. Manche verdiente Schulmänner würden es als eine Gnade ansehen, wenn man ihnen eine Landpredigerstelle, die im Durchschnitt allemal ruhiger, bequemer sind, und ihren Mann mit der Familie besser ernähren, zur Belohnung der vieljährigen Arbeit geben wollte; und doch können sie diesen Wunsch nicht erlangen. (S. ein Beyspiel in der allgem. deutsch. Bibliothek, XLII. Theil, 1tes St. S. 255.) Die Beschwerlichkeiten der Gelehrten im Umgang mit großen Herren, die entweder keine Kenner, oder keine Freunde und Beförderer der Wissenschaften sind, hat Lucian schon vortreflich geschildert. (S. I. Th.) Durch das falsche Lob der Gecken und der Schmeichler werden viele Prinzen nur immer mehr zum Stolz gewöhnt. Viele, nicht alle, bedecken ihre Unwissenheit mit der Pracht. Oft muß man noch, ohne die Schuld der Herren, im Vorzimmer die üble Laune der Bedienten ausstehen. Große Herren können manches geben; aber

glück=

glücklich machen können sie nicht. Neid und Mißgunst nagt auch bey Hofe am Genie; indessen ist doch das Genie durch sich selbst unsterblich. Boerhave war ein Mann, dergleichen in einem Jahrhundert nicht viele geboren werden. Er ward an die vornehmsten Höfe in Europa gerufen: aber er schlug alles aus; er zog Religion und menschliche, wahre, reine, ungekünstelte Freuden, und die Freyheit, seine Zeit für sich und seinen Beruf anzuwenden, dem blendenden Schimmer vor. (S. Epist. Herrm. Boerhave ad Joh. Baſſandum. Vindob. 1778. 8.) *) Wie war mir am Eingang in den Tempel der Wissenschaften in G — — im Kreis der besten Lehrer so wohl, so lang ich unbekannt mit dem schlechten Erfolg guter Absichten, und mit der Fluth von heimlichen und öffentlichen Hinderungen das ganze Geschlecht meiner Brüder noch innig und aufrichtig schätzte, von dem ich mich jetzt oft mit stummen Seufzern, die nicht einmal aus der Brust hervorbrechen dürfen, je eher, je lieber, wegwünsche! Ihr Würdige und Unbelohnte! die ihr oft vergeblich an euern Zeitgenossen arbeitet, behaltet doch immer den Trost,

 daß

*) Nihil plus fugio, schreibt er, quam Principibus innotescere. Mihi ne quid contingat tale, in extremum fugerem Getuliæ angulum. — Vah! exeat aula, qui vult esse pius.

daß das, was wahr und gut ist, in der Haushaltung Gottes nicht verloren werden kann, daß es oft noch lange im Dunkeln nach euerm Tode wirkt, und für euch selber seine Folgen in die Ewigkeit erstreckt! Der ehrwürdige Greis Bodmer schreibt am Ende seines Lebens: „Ich habe vielfältigen Tadel mit Geduld gelitten.“ (S. T. Mus. 1781. Dezemb. S. 525.) Mancher vortrefliche Jüngling wird gezwungen, Arbeiten zu übernehmen, für die er gar weder Genie noch Lust hat, und wird auf diese Art verdorben, ehe er sich ganz entwickeln kann. Geßner war in seiner Jugend so unglücklich. Wie jammerte er oft in Mosheims Schoos, bis ihn die Vorsehung von der Kette lossprach! (S. Epistolæ amœbeæ Moshemii et Gesneri. Edid. Klozius. Lipsiæ, 1770. 8.) Aber eben der große und vortrefliche Mosheim dem jener Gelehrte oft sein Leiden klagte, litt selber manches Unangenehme in seiner Jugend. Als er noch in Kiel studirte, und einer knospenden Blume glich, erwachte in ihm die unersättliche Begierde nach den Wissenschaften; und schon damals lief er die Bahn der Ehre und des Ruhms mit schnellen Schritten, aber der Weg war oft rauh und mit Dornen belegt. Mosheim hatte damals ein geringes Einkommen; die Aussichten, die er entdecken konnte, versprachen noch wenig: er studirte also mit der größten Anstrengung, nicht sowohl, um berühmt

zu werden, als vielmehr um sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Indessen vergaß man doch in seiner Vaterstadt, das Geschenk, das die Vorsehung Lübeck mit diesem herrlichen Kopf gemacht hatte, nach seiner Größe zu schätzen, und ließ ihn so lange warten, leiden und kämpfen, bis er in auswärtige Dienste gerufen ward. *) Eine Krankheit, die ihn in Helmstädt überfiel, nöthigte ihn, einen

*) S. Memoria Joh. Laur. a Mosheim, Gött. 1755. fol. von Matth. Geßner und Richter. — Ii, sagt Geßner, ad quos præcipua cura spectabat, provido ingeniorum delectu rebus patriæ consulendi, licet quæ ab eo sperari possent, inter tot non ambiguæ fidei experimenta facile cognoscerent, optimum tamen virum, ad modica adspirantem, sibi vindicare nimis cunctati, aliorum demum votis cedere coacti sunt, qui e longinquo plenius didicerant, omnibus eum, ad quos accessurus erat, decori et præsidio fore. — In der Geschichte der Gelehrten hat man Beyspiele, daß rechtschaffene und geschickte Männer, die schon Frau und Kinder hatten, wenn sie auf hohen Schulen neben andern Gelehrten keinen Beyfall finden konnten, um sich als ein ehrlicher Mann zu ernähren, schon ein anderes Studium, z. B. die Arzneywissenschaft ergriffen haben; und als auch diese Schwierigkeiten überwunden waren, raffte sie eine Krankheit weg. Zweymal wurden sie Schüler; und nun gebot die Vorsehung, sie starben schnell von der trostlosen Familie weg!

einen Reiseplan fahren zu lassen, dessen Ausführung ihm ohne Zweifel viel Vergnügen würde verschaft haben. Aber eben dieser an sich unangenehme Vorfall mußte die Gelegenheit werden, daß Mosheim in ein Land kam, wo er an jungen und an alten Leuten, als Professor und als Prediger, als Vorsteher von Kirchen, Schulen und Klöstern, und als Schriftsteller großen Nutzen stiften, zugleich immer höher steigen, und die ganz besondere Gnade vieler hohen Personen geniessen konnte. Zwar ward sein Leben bald ein Gewebe von Arbeiten, Leiden und Beschwerden. Der große Mann lernte aus der Erfahrung, daß eine weitläufige Bekanntschaft, ein berühmter Name, ein ausgebreiteter Ruhm zuweilen wahre Lasten sind. Er pries das stille Glück der unbekannten Tugend und der verborgenen Rechtschaffenheit. Sein heller Kopf sah bald das Nichts, das am Hofe, in der großen Welt, und im Reich der Wissenschaften ist; und gar oft wünschte er sich, besonders als mit dem Alter die Gebrechlichkeit des Körpers zunahm, Ruhe und ein stilleres Leben, ohne daß er gezwungen wäre, immer an den Hof, zu den Landtagen, zu den Sitzungen und Berathschlaguugen, und dann wieder in seine Abteyen, oder zur Universität zurück zu reisen. Ich fürchte, sagt er, bey diesem mühvollen Leben, ich möchte sterben, ehe ich mich selber recht kennen ge-

gelernt habe. *) Als er noch nicht lange sich in dem fremden Lande niedergelassen hatte, verlor er in kurzer Zeit Mutter und Gattin durch den Tod, und litt dabey mehr, als man äusserlich merken konnte. Sein vielfältiges Amt nöthigte ihn, den Schmerz in der Brust zu unterdrücken, und als ein christlicher Weltweiser zu handeln. Die Arbeitsamkeit dieses fruchtbaren Genies ist bekannt. Er leistete schon in frühen Jahren, als er in Cudworths neuer Ausgabe das Beste aus der Philosophie der alten Welt zusammen drängte, mehr als mancher Greis. Auf seinen kleinen Reisen, in Angelegenheiten des Landes, hatte er immer ein Nebengeschäft, immer seine Papiere, seine Lectüre, seine Lieblingsarbeit bey sich, und jede Minute, die man ihm frey ließ, widmete er ganz seinem Gott, der Kirche, der studirenden Jugend, dem Predigtamt, dem Studium der Bibel, seinem Amt und seinen Freunden geweihten Beschäftigungen. Man weiß den Beyfall, mit welchem alles, was er that und herausgab, aufgenommen wurde. Er durfte nur schreiben, nur reden, nur den Mund öffnen, so sah jedermann auf ihn, und hörte ihn gerne. Wie ein sanfter Strom

*) Quietem et tranquillitatem appeto, hominumque consuetudinem, ne ignotus mihi moriar, quantum fieri potest, fugio. S. Epist. amœb. Edit. Kloz. p. 131.

Strom floß ihm die Rede vom Munde; seine Lieblichkeit gewann alle Herzen; die Natur hatte ihn zum Redner gebildet; in einem kleinen und gebrechlichen Körper wohnte doch eine unerschöpfliche Seele, seine weitläufige Belesenheit, sein schneller Verstand, seine richtige Beurtheilungskraft, sein Witz, sein Scharfsinn, sein Gedächtniß, seine Bekanntschaft mit allen Wissenschaften, seine ganz ausserordentliche und damals fast unbegreifliche Fertigkeit, nicht nur in der Sprache der Gelehrten, sondern vorzüglich auch in der Muttersprache, die durch ihn zuerst gereinigt, bereichert und gebildet wurde, und die glückliche Leichtigkeit, womit er alles that, die Simplicität, die Popularität, womit er sich und seinen Vortrag gleich ankündigte, der reine gefällige Schmuck, womit er alles, auch die schwersten Wahrheiten zu bekleiden wußte: das alles erwarb ihm nicht nur eine Menge Leser, Zuhörer, Gönner, Freunde und Verehrer unter denen, die einerley Amt und Fach mit ihm hatten; sondern jedermann, der im Krieg oder auf Reisen in die Stadt kam, wo dieser schätzenswerthe Mann lebte, versäumte gewiß die Gelegenheit nicht, ein Zeuge seiner natürlichen und herzeinnehmenden Beredtsamkeit zu seyn. *) Mit Recht sehen es viele als das Glück, als

*) Richter, der von Jugend auf sein Freund war, und wer hätte es nicht seyn sollen? sang von ihm beym

als den Stolz ihrer Jugend an, daß sie zu seinen Füssen gesessen, und ihn gehöret haben, wenn er die Schicksale der Kirche erzählte. Dabey blieb er aber der bescheidenste Mann, der sich alle Lobeserhebungen verbat, und sich erinnerte, daß er ein Mensch sey, und ein menschliches Herz habe, das sich gar leicht erhebt, wenn ihm von andern Schmeicheleyen dargeboten werden. Er schämte sich nicht zu gestehen, daß er gegen den Ehrgeitz, wozu ihm der Saame im Grunde der Seele liege, kämpfen müsse: aber seine wahre Frömmigkeit, und sein Wandel vor Gott half ihm, diesen Feind zu unterdrücken. „Warum loben Sie mich denn so lange," schreibt er an Geßner, „bis ich verdorben, und vom Hochmuth angesteckt bin? Erinnern Sie sich, so oft Sie an mich schreiben, daß ich ein armer Sünder bin, der bloß durch Gottes Vorsehung zu der Stelle gekommen ist, auf der Sie ihn jetzt sehen." (S. Epist. amoeb. Edid. Kloz. Lipsiæ, 1770. 8. n. XVIII. p. 82. 83.) Wenn man ihm neue Arbeiten absorderte,

dachte

beym Tode: Heu, quæ lingua silet! quam lactea copia fandi! Nuper adhuc tanquam nectar ab ore fluens. Sive pateret ei sacra suggestus in æde, Sive scholis, quanti signa vigoris erant! Pulpita flos juvenum circumdedit agmine denso, nec rerum vacuos hausit ab ore sonos. (Haud caput, haud pectus vis morbi) prima incessit; Visa est tam sanctis parcere Parca locis.

dachte er an seine Hinfälligkeit, und an die Vorbereitung zum Sterben. *) Und Gottes verborgene Weisheit hatte ihm noch manches schwere Leiden vorbehalten. Er sollte lange alle Folgen des zerstörten Baues seiner Gesundheit, die Qualen eines verstopften Unterleibes erfahren, und endlich an einer harten Krankheit sterben. Der letzte Winter seines Lebens war besonders schmerzhaft. Jede Stellung und Lage des Körpers that ihm wehe. Selbst am Stocke konnte er nicht mehr gehen, und wenn er sich niederlegen wollte, mußte er gegen die Natur auf dem Bauche ruhen. Unter vielen schrecklichen Foltern erlebte er das Frühjahr. Der Tod wäre Wohlthat für ihn gewesen: aber Gott gebot, Mosheim sollte auch noch den ganzen Sommer durch auf dem Schmerzenbette angefesselt seyn. Im Junius stieg die Marter so hoch, daß endlich seine Vernunft selber wankte; doch dauerte dieser betrübte Anblick nicht lange. Das Licht erholte sich wieder, und flammte, ehe es auslöschen sollte, noch einmal stark. Auch die Begierde, durch Arbeit nützlich zu seyn, konnte wieder befriedigt werden. Man erdachte eine eigene Maschine, einen beweglichen Stuhl, auf wel-

*) Admonet, schreibt der Liebenswürdige, senescens corpus, vt sarcinas colligam, antequam proficiscar e vita. S. Epist. amoeb. p. 148.

welchem die Trümmer des verfallenden Mannes mit einiger Erleichterung hin und her geschoben werden konnten. Allein vom immerwährenden Sitzen und Liegen entstanden endlich an den äusserſten, ohnehin schon lange angegriffenen, und aus ihrer natürlichen Lage verrückten Theilen des Körpers auf beyden Seiten schmerzende Geschwüre, deren scharfer Eiter um sich griff, die festen und weichen Theile verzehrte, und endlich selbst die Knochen anfraß! Wem schaudert nicht die Haut, wenn er nur von solchen Qualen, die auf gute und fromme Menschen warten, hört! Und wer kann den immerwährenden Schmerz beschreiben, den dieser Kranke ausstehen mußte, wenn scharfe faulende Materie immer alle Nervenspitzen aufsucht, und sie langsam durchnagt? Indessen ruhte seine Zunge nicht; Arbeit war für ihn Erholung; und herzlich freute er sich, als seine Familie, zum Theil aus fernen Gegenden, zusammenkam, um ihn noch einmal zu sehen, und seinen Segen aufzufassen. Dem Gott, der ihn zu solchen schweren Duldungen bestimmt hatte, unterwarf er sich vollkommen; und immer war sein Herz voll Dank gegen Gott, weil er ihm zu seinem Leiden solche gutgesinnte Verwandte, geschickte Aerzte, und hülfreiche Freunde, die nicht müde wurden, ihn zu pflegen, gegeben hatte. Hände und Füsse schwollen endlich; die Geschwulst breitete sich bis zum Körper aus, und beraubte ihn völlig des Vermö-

mögens, sich selber zu bewegen. Zuletzt trat der innere Brand auch zu den edelsten Theilen; Mosheim verlor alle Empfindung und an einem Morgen (den 9. Sept. 1755.) war Mosheim nicht mehr. So schwärzt sich oft der Abendhimmel mit Donnerwolken, die Blitze zünden die höchsten Bäume an, der Wald raucht, und im dampfenden Wald gehet die schönste und feurigste Sonne von der Erde weg. Großer Gott! wir verstehen freylich deine Haushaltung nicht: aber wir zittern oft vor den Gewittern, die du noch verborgen hältst, und bald über diesen, bald über jenen Frommen ausbrechen lässest! Wie oft wissen wir arme Sterblichen nichts zu sagen, als: Herr der, den du lieb hast, und der dich auch lieb hat, ist krank. —

Selbst die, die sonst Munterkeit predigen, und immer leichte, oft lose Scherze im Munde führen, sind nicht immer die Glücklichsten auf Erden. Selten zollt ihnen das lesende Publikum so viel daß sie sich einer beständigen Sorglosigkeit überlassen, und bloß für ihr Genie leben könnten. Die Welt vergnügt sich an ihren unterhaltenden Werken; aber sie fragt selten, wie dem Mann zu Muthe ist, der so reitzend schreiben kann. Die Nahrungssorgen drücken auch die meisten schönen Geister, und ersticken oft das beste Genie. Man thut ihnen Unrecht, wenn man alle Dichter nur für Sänger der Liebe und des Weins ansieht. Es waren zu allen Zeiten Poeten in der Welt, die durch ihren Gesang

sang auf die Denkungsart des Volks wirken, und den großen Haufen durch ihre Zauberstimme bald von moralischen, bald von politischen Irrthümern zurückbringen wollten. Und wären wir ihnen nicht schon deswegen alle Verehrung schuldig, weil sie das Gefühl ihrer Leser schärfen, den Geschmack veredeln, der Natur ihre Rechte wiedergeben, ihre Reitze mahlen, ihre sanften Freuden schildern, das Laster züchtigen, die Tugend empfehlen, dem von ernsthaften und verdrüßlichen Geschäften ermüdeten Mann durch ihre Einbildung Vergnügen machen, und überhaupt das Grobe, Rohe und Unnatürliche verbannen? Das feine göttliche Vergnügen, alle Werke Gottes, Menschen, Thiere, Blumen, die Gestalt der vorigen Welt, die Bewegungen des Firmaments, und die mikroscopische Schöpfung kennen zu lernen, kauft man insgemein sehr theuer, mit dem Verlust des Gesichts und der Gesundheit. Als in England unter Karl I. der Geist der Rebellion so viel Böses stiftete, erschien das bekannte satyrische Gedichte Hudibras, wodurch den Independenten, und den falschen Religionen die Larve abgezogen wurde. Samuel Buttler war Verfasser, und man konnte ihm den Ruhm nicht nehmen, daß er dadurch Gutes gestiftet, und die Heuchler in ihrer Blöße dargestellt habe. Das Gedicht ist ohnehin, als Gedicht betrachtet ein wahres Meisterstück. Indessen war Buttler ein

armer Mann, und blieb arm bis zu seinem Tode. Seine Grabschrift ist: Er hatte ein fruchtbares Genie, aber wenige Belohnungen. (Operibus ingenii, non item præmiis felix.) Noch trauert der feine Geschmack und die schöne Litteratur um ihren enthusiastischen Verehrer Winkelmann. Er reiste um der bildenden Künste willen in Europa herum. Er war nicht bloß Liebhaber, oder Sammler von allerley Schönheiten; er war Kenner, und beschaute alles mit dem Auge des Richters. Seine Werke sind unsterblich im Tempel der Wissenschaften, und sein Name unvergeßlich. Aber, wie war das Ende dieses Mannes? Das Land, das von je her wegen dem mörderischen und verrätherischen Charakter seiner Einwohner bekannt ist, für Winkelmann aber das Land der Alterthümer und der Kunst, sein Erndtefeld war, kostete ihn das Leben. Die letztverstorbene Kaiserin hatte dem fleißigen Manne etliche goldene Münzen zum Geschenk gemacht. Franz Archangely, ein schlechter Vicentiner, sieht die Goldstücke bey dem Abt, und macht sogleich Plane, sie zu erhaschen. Er windet sich wie eine Schlange um ihn; endlich wagt er es, die höllische That zu vollführen. Er wirft ihm die Schlinge um den Hals; mit sieben tödtlichen Stichen wird Winkelmann ermordet; der Mörder raubt das Geld, und entflieht. (S. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, 6ter Th. S. 369.) J. J. Rousseau

war

war ein guter, aber unglücklicher Mann. Er meynte es gewiß mit der Menschheit, mit der Tugend, mit der Religion, mit der Erziehung, und den Wissenschaften gut; aber er ward oft nicht verstanden. Wenn er über manches spottete, das keinen Spott verdiente, so geschah das auch von seiner Seite aus Irrthum und Mißverstand. Denn zu dem niederträchtigen Gedanken, andern Menschen grausam die letzte Hofnung und den stärksten Grund der Ruhe wegzureissen, war er nicht fähig. Sein stillschweigender Charakter ward immer düsterer, weil er fand, daß die Menschen durch ihre gesellschaftliche Verbindungen verdorben, und durch ihr Interesse bösartiger gemacht würden. (S. seine Briefe an Malesherbes. Aus dem Französ. Braunschw. 1779. 8.) Wenn er manche Paradoxien und Bizarrerien machte, und schrieb, so war gar oft sein Feuer, und wieder oft seine üble Laune, seine Hypochondrie, seine Kränklichkeit, manche kummervolle Auftritte, Mißhandlungen von andern Schriftstellern und Proben menschlicher Bosheit Schuld daran. Aber dadurch verdiente er noch nicht, daß ihn Staaten und Geistliche verfolgten. Zuletzt wollte er unter den Alpen Ruhe suchen, und sammelte Pflanzen. Sturz sagt, die Gewächse gefielen ihm besonders, weil sie so friedsam und verträglich sind. (S. seine Schriften, Samml. I. Leipzig, 1779. S. 129. ꝛc.) Es war aber gewiß ein Zeichen eines

Mannes mit grosen Gaben, daß er sich noch im Alter nach so vielen unangenehmen Ereignissen entschloß, Linne's Botanik zu studiren. Seine eigene Vaterstadt stieß ihn aus; man hat ihn auf alle mögliche Weise beunruhigt; seinen Schlummer, den man doch dem Mörder gönnt, störte man; alle seine redlichsten Handlungen machte man verdächtig, bis er endlich in Ermenonville auf der Pappelinsel Ruhe für seine letzten Tage, und stillen Schatten für seine Gebeine fand. Ist es nicht traurig, daß fast alle, die sich durch Talente, Absichten und Handlungen auszeichneten, und vom Himmel bestimmt waren, die Menschheit wieder an ihre Würde und ursprüngliche Reinigkeit zu erinnern, durch Leiden und Verfolgungen in kurzer Zeit so kleinmüthig, so schüchtern gemacht worden sind, daß sie selber den schönen Plan aufgaben, kein Wort mehr von Verbesserungen in Gesellschaft ihrer Brüder fallen liessen, und Gott dankten, wenn sie irgendwo in einer friedlichen Hütte sich vor Afterrichtern und Ketzermachern verbergen konnten? *) Im Jahr 1562, ward in Madrit ein vortreflicher spanischer Dichter, Lope, geboren, der ebenfalls für sein Talent in

*) Um unpartheyisch zu seyn, muß ich auch sagen, daß des Engländers Bemerkung richtig ist: „Die Gelehrten sind nicht allemal unglücklicher, aber sie fühlen ihre Widerwärtigkeiten stärker als andere.“

in der Welt wenig Ermunterung, und für seinen Fleiß keine Belohnung finden konnte. Man rechnet, daß er in seinem Leben ein und zwanzig Millionen 316,000 Verse geschrieben hat. Was möchte man dem Manne wünschen, dem die Vorsehung dieß reichhaltige Genie giebt, und der mit dieser Zierde des Menschengeschlechts einen anhaltenden Fleiß verbindet? Allein in seiner Jugend seufzete er wegen der bittern Armuth der Familie; als Jüngling zeigte er seine große Gaben; die Nation verschlang seine Werke, und ließ den Dichter hungern. *) Es blieb zuletzt für Lope nichts anders übrig, als daß er auf der Flotte, die Philipp II. damals ausrüstete, um England zu bezwingen, Kriegsdienste nehmen, und also Seesoldat werden mußte. (S. Bertuchs Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur. I. Weimar, 1780.) In eben diesem sechszehnten Jahrhundert lebte in Italien einer der größten Poeten, Torquato Tasso; aber er war auch von Jugend

*) Man findet daher gar oft, daß er über sein Schicksal klagt; z. E. in seiner Gotomachia S. 149. ꝛc. am angef. O. „Wissenschaft und Tugend sterben unbelohnt, in Hospitälern und in Schenken; die Lorbeerkränze der Virgile welken; Genie und Tugend kommen um.“ In allen Ländern sieht man oft die würdigsten Menschen mit Staub bedeckt, die der Welt die wichtigsten Dienste leisten würden, wenn sie ein Ehrenzeichen trügen.

auf einer der unglücklichsten Menschen. Schon sein rechtschaffener Vater ward verfolgt, und eben dieser Zorn des Schicksals traf auch den Sohn. Ein schlechter M nsch stürzte ihn am Hofe. Kleine menschliche Schwachheiten machten ihn unglücklich auf die ganze Zeit seines Lebens. Der Mann, der der Natur so viele schöne Seiten absehen konnte, mußte lange gefangen sitzen, und, als er wieder frey wurde, in der Welt herumirren. War es unter diesen Umständen Wunder, daß endlich ein trauriger Schatten auf seinen Charakter fiel, und wilde Schwermuth ihn ergriff? (S. sein Leben in Iris, 1ter B. 1. 2. St. Düsseldorf. 1775.) Als Tasso dem Tode nahe war, da wollte man ihm noch Ehre anthun. — Da schämten sich seine Zeitgenossen, daß sie diesen Mann so gering geschätzt, so mißhandelt hatten. Man wollte dem Genie noch geschwinde Opfer bringen, damit es nicht im gerechten Unwillen über so viel reiche und glückliche Stockfische von der Erde wegeilen sollte.

Luther war, wie ich oben erzählt habe, bey seinen großen Verdiensten ein geplagter Mann, und Ulrich Zwingli in der Schweitz war es nicht weniger. Sein Jugendfleiß war so groß und anhaltend, daß er ohne alle Anleitung die griechische Sprache lernte, damit er seinem edeln Triebe, Gottes Wort aus der Quelle rein und ungetrübt zu schöpfen, Genüge thun könnte. Weil er auch

nicht

nicht reich war, und gedruckte Bücher damals noch im höchsten Preis standen, so schrieb sich Zwingli die Briefe des Paulus, in welchen er am meisten Nahrung fand, mit eigener Hand ab, lernte sie auswendig, und sammelte sich zu seinem Exemplar einen Schatz von Anmerkungen und Erläuterungen, die er aus den besten Bibelerklärern mit täglicher Mühe zusammentrug. Möchte das für euch Beyspiel seyn, ihr jungen Lehrer und Diener der Kirche! Schämt euch, wenn ihr die besten Jahre mit dem unnützen Lesen der Romanen und Schauspiele, an denen unser Jahrhundert zum Unglück für unsere Jugend so unmäßig fruchtbar ist, zubringt, und in dem Buche, woraus ihr allein brauchbare Weisheit für euer Herz und für euer Amt lernen könnt, wahre Fremdlinge bleibt! Das Licht, das ihm unter dieser frommen Arbeit aufgieng, ließ Zwingli auch mit vieler Klugheit leuchten, und als er durch seine übrige Fähigkeiten, durch Musik und Poesie, bey vielen vornehmen Leuten Eingang fand, und von der Vorsehung nach dem Kloster Einsiedlen als Prediger geschickt wurde, redete er freymüthig gegen das unnütze und schädliche Wallfahrten, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß einige Klosterfrauen statt des Mettesingens die heilige Schrift in ihrer Muttersprache lesen, und einige Mönche, die die Regungen der Natur fühlten, heyrathen durften. (S. Lebensgeschichte be-

rühmter schweitzerischer Gottesgelehrten, 1ter B. Zürich, 8. 1776. S. 11.) Mit dem Jahre 1519, trat er sein öffentliches Lehramt in Zürich an, und predigte nicht die dürre Scholastik, nicht gelehrten Kram, nicht unnütze weithergeholte, und von den Zuhörern weitabliegende Sachen, nicht immer Evangelien und Episteln; er nahm das ganze Wort Gottes, stellte sich die besten Lehrer der ältesten Kirche zum Muster vor, und ward seiner Gemeinde nützlich. Wahrlich eine Heldenthat in jenen Zeiten! wahrlich, ein großes Verdienst, der Erste zu seyn, der troz des Geschreyes von Unwissenden und Trägen den alten Weg verläßt, und eine bessere Methode einführt! Wer unter uns den Gewissenszwang nicht aus eignen Erfahrungen kennt, wer die Macht des Aberglaubens und der falschen Religion nie gesehen hat, der kann auch die Größe der Kirchenverbesserer, und den freyen, edeln, kühnen Muth, der zu jedem Schritt gehörte, nicht beurtheilen. *) Zwingli fürchtete sich nicht, Luthers Schriften auf der Kanzel seinen Zuhörern zu empfehlen, und predigte unerschrocken gegen die Ablaßkrämer, die um eben diese Zeit auch in der Schweitz Geld sam-

*) Er that das, sagt Zwinglis Biograph, zu einer Zeit, da man dem das größte Verbrechen, die Sünde wider den h. Geist Schuld gab, der dem Augustin nur im Geringsten widersprach. S. S. 16.

sammelten und mit der vollen Börse nach Italien zurück giengen. Damals stand der Mann auch die Pest aus, die in Zürich wüthete; er setzte aber demungeachtet sein Studiren beständig fort, und weihte nun dem alten Testament eben den Fleiß, den er vorher an die Schriften der Evangelisten und Apostel gewendet hatte. Dabey war er auch für das äussere Beste des Staats, der ihn zum Lehrer berufen hatte, besorgt, und warnte den Rath und die Bürger vor allen auswärtigen Verbindungen, die sie immer nur Gut und Blut kosteten. Indessen breitete sich die Reformation auch in Helvetien immer mehr aus; Zwingli ward als das Haupt derselben angesehen, daher suchte man ihn in Rom zu gewinnen; Pabst Hadrian schrieb selber an ihn, schmeichelte ihm, und bot ihm alles an, wenn er aufhören wollte, dem Interesse des römischen Hofs zu schaden. Allein nur Gottesliebe und Menschenliebe war sein einziges Thun und Dichten. Er lebte ruhig und zufrieden, ohne daß äusserer Ruhm ihn umschwebte, wiewohl er unter den Seinigen sehr geschätzt war. Durch seine Bemühung wurden viele Klöster wieder geöffnet, beym Gottesdienst viele Mißbräuche abgeschaft, manches Aergerniß in der Kirche gehoben, und viele tausend Menschen mit der lautern und vernünftigen Milch des Worts Gottes erquickt. Freylich ward er auch gelästert und geschmäht. Auf einer ansehnlichen Versammlung, wo man

über

über das Meßopfer und über die Verehrung der Bilder eine neue Entschliessung fassen wollte, gab man Zwingli, der für die Herstellung des Kelchs, und für die völlige, reine, und dem Evangelium gemäße Haltung des heiligen Abendmahls stritt, so grobe und leichtsinnige Absichten Schuld, daß er und viele andere vor Wehmuth weinen mußten. (S. sein Leben am angef. O. S. 68.) Auch auswärtige Verfechter des katholischen Glaubens schrieben gegen ihn, und streuten allerley falsche Gerüchte aus. In Zürich selber griff man einmal in der Nacht sein Haus an, störte ihn, und rief ihm Schimpfwörter zu — weil er für Wahrheit und Gerechtigkeit so muthig kämpfte. Aber eben dieser Gedanke erhöhte ihn immer, und war ihm ein stärkender Engel für vielfache Mühe und Kummer. Seinen fünf Brüdern schreibt er: Wisset, daß dieß Leben ein Elend ist, nicht eine Seligkeit. Zu seinen vielen Geschäften konnte er kaum Zeit finden. Augenblicke waren es, die er auf seine Schriften wenden durfte. Er war zugleich der Vater von der ganzen Jugend in der Stadt, der Freund und Fürsprecher aller deren, die beym Rath in Zürich etwas suchen mußten; seine Fürsorge erstreckte sich auch auf die Kirchen und Schulen des Landes; dabey hörte er doch nicht auf, täglich für sich zu studiren, stand deswegen sehr frühe auf, und theilte seine Zeit sehr vorsichtig ein. Doch nöthigten ihn oft die Ge-

schäf=

schäfte, bis Mitternacht Briefe zu schreiben. Wegen seiner Uneigennützigkeit durfte er sich getrost auf das Zeugniß seiner Feinde berufen. Auch in den weitläufigen Unruhen, die die Wiedertäufer und andere Schwärmer veranlaßten, handelte Zwingli mit vieler Kaltblütigkeit, als ein weiser und duldender Christ. Bald nachher wollte man den eifrigen Glaubensreiniger zu einem Religionsgespräch aus seiner Stadt weglocken, damit man im katholischen Gebiet mit ihm umgehen könnte, wie mit Hussen in Constanz. (S. sein Leben, S. 147. ꝛc.) In Bern erschien er aber mit einem ansehnlichen Geleite zu einer sehr feyerlichen Unterredung, und doch ward einmal auf der Reise aus einem Wald nach der Reisegesellschaft geschossen. Man wollte ihnen nachher den Rückweg versperren, und Zwingli, der vorzüglich das Ziel dieser Nachstellungen und Verfolgungen war, mußte immer unter einer starken Bedeckung, und in der Mitte von obrigkeitlichen Personen seinen Weg zu Pferde fortsetzen. Doch noch mehr, als das alles, schmerzte ihn die unglückliche Trennung, die zwischen ihm und dem deutschen Glaubenshelden Luther wegen der Erklärung des h. Abendmahls entstand. Seine von Liebe zu Gott und der Wahrheit ganz erfüllte Seele ward dadurch um so mehr angegriffen, weil die gute Sache der evangelischen Kirche durch diesen höchst bedaurenswürdigen Zwist nothwendig leiden mußte; und

ach,

ach, daß der Herr doch die Zeit bald kommen lassen wollte, wo dieser Riß in den Mauern Zions geheilt, und überall Eine Heerde seyn wird! Die beyden großen Männer wechselten eine Zeit lang Schriften gegen einander: allein die Uneinigkeit und die Verbitterung ward dadurch nur vergrößsert. Auch lief die freundschaftliche Unterredung, die der Landgraf von Hessen veranstaltete, fruchtlos ab, und Zwingli hatte, als er nach Hause kam, noch den Verdruß, daß er sehen mußte, wie viele Leute in der Schweitz das Pabstthum wieder einführen wollten, deswegen mit den Feinden des geläuterten Christenthums in ein Bündniß traten, und ernstliche Anstalten machten, die bisherigen Uneinigkeiten durch einen bürgerlichen Krieg zu schlichten. Zürich mußte endlich selber seine Kriegsvölker zusammennehmen, aufbrechen, und Zwingli war genöthigt, sich in die traurigen, verwickelten Umstände zu schicken, und als Feldprediger mitzugehen. Zwar währte die Sache nicht lange, aber Ränke und Bosheit zeigten sich auf beyden Seiten; man that einander die besten Versprechungen, aber die Gemüther waren doch feindselig. Bey Gelegenheit der Glaubensbekenntnisse, die 1530, dem deutschen Kaiser übergeben werden mußten, ward Zwingli selber bey dem Monarchen angeschwärzt; und die Feinde der Reformation in der Schweitz wurden von vornehmen Personen aufgewiegelt, sich gegen den neuen Glau-

ben zu setzen. Indessen suchte Zwingli durch gelehrte Schriften selbst den französischen König für die Reformation zu gewinnen. Aber auch dieß Buch, das ihm wirklich Ehre macht, ward mißverstanden, und zog ihm unverdiente Beschuldigungen zu. Es war dem Geist der damaligen Zeiten gemäß, daß man jede neue Schrift so lange prüfte und zergliederte, bis man irgendwo ein verdächtiges Wort, eine Stelle fand, woraus man dem Verfasser irgend eine von den alten und längst verdammten Ketzereyen beweisen, und seine Lauterkeit im theologischen System bestreiten konnte. (S. die Stelle von der Seligkeit der Heiden am angef. O. S. 198. rc.) Der Religionshaß ward aber oft noch sichtbarer. Man machte mehr als einmal Anschläge auf das Leben dieses Mannes, wiewohl er nun schon eilf Jahre auf einem großen Schauplatz vor Gott und Menschen mit gutem Gewissen gewandelt hatte. Die Bosheit wollte ihn einmal in der Nacht aus seinem Hause rufen, als wenn er einen Kranken besuchen sollte. Die wahre Absicht aber war, ihn wegzunehmen, ihm den Mund zu stopfen, und ihn gleich auf einem Schiff fortzuführen. So lauerte die Arglist auf das Leben dieses Werkzeugs Gottes: aber die Vorsehung zernichtete den Plan, der ihrer Meynung nach so klug angelegt war. Seine Zärtlichkeit gegen kranke und sterbende Zuhörer sollte für ihn ein Fallstrick werden. — Schreckliche

Wir-

Wirkungen der Intoleranz und des blinden Religionseifers! Zwingli sah auch, daß viele Glieder des großen Raths selber nicht mit redlichem Herzen für die Kirchenverbesserung besorgt waren. Diese und viele andere betrübte Wahrnehmungen machten ihn so mißmüthig, daß er um seinen Abschied bat. Den Anblick der Verwüstungen, die man wieder in dem schönen Garten geschehen ließ, ehe er recht eingerichtet war, konnte er nicht ertragen. Er ließ sich zwar wieder bewegen, bey der Gemeine zu bleiben, aber die Unruhe im Gemüth begleitete ihn von der Zeit an unaufhörlich. Eine Erklärung des Propheten Jeremias, die er noch damals anfieng, war für ihn Trost, und erfüllte ihn wieder mit guten Hoffnungen. *) Indessen fien-

*) Eine Stelle in diesem Buche ist zu schön, als daß ich sie nicht auch, wie Zwinglis Lebensbeschreiber, hieher setzen sollte. „Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg zu machen hat, verliert und nützt vieles von seinem Wagengeräth ab, doch bringt er damit die Waaren an ihren bestimmten Ort. So sind wir Werkzeuge Gottes. Keins ist, das nicht abgenutzt, zerbrochen oder geplagt werde. Werden wir aber gleich dabey zerbrochen, und gehen für die Welt zu Grunde, so führt doch unser großer Führer seine Absichten durch diese Mittel aus. Wir sollen bey allen diesen Mühseligkeiten nicht muthlos werden. Das kommt dadurch zu Stande, was Gott will. Wird es uns nicht so gut, daß wir Zuschauer von dem glück-

fiengen fünf Cantone einen offenbaren Krieg an, und die Züricher waren genöthigt, gegen sie auszurücken. Auch dießmal mußte Zwingli mitreiten. Wenn es einige im Rath verlangten, in Hoffnung, daß sein Ansehen das Volk aufmuntern würde, so wünschten es andere in der schlechten Absicht, den Mann in Gefahr zu stürzen, und seiner los zu werden. So lohnte man dem Frommen den reinen Patriotismus, den er bey allen Gelegenheiten bewiesen hatte, und die vieljährigen Verdienste. (Damals war er 47 Jahr und 9 Monate alt.) Zwingli wußte alles, und dachte an nichts weiter, als an seinen Tod. Die Freunde sammelten sich bey seinem Abschiede, schluchzten,

glücklichen Erfolge seyn können, so müssen wir denken, wir haben gleiches Schicksal mit den Kriegern. Die erfechten allemal den schönsten Sieg, die in dem Treffen bleiben, die Personen des Schauspiels, nicht Zuschauer sind. — Muthig also, wenn wir Mühseligkeiten und Gefahren auszustehen haben, wodurch die gute Sache des Christenthums wieder in Aufnahme gebracht wird; wenn wir gleich seinen blühenden Zustand niemals mit unsern Augen sehen werden! Es ist Einer, der uns sieht, und der die Streiter werthet (würdiget.) Andere mögen auf Erden sich über die Früchte unserer Arbeit freuen, indem wir der himmlischen Belohnung geniessen." S. M. Ulrich Zwingli Lebensgesch. und Bildniß, Zürich 1776. 8. S. 207. ꝛc.

ten, weinten, und merkten die verschwiegenen Ahndungen seiner starkbewegten Seele. Er eilte davon, als wenn er nicht wieder kommen würde, betete immer zu Gott, und weinte über das undankbare Geschlecht. Den andern Tag kam es gegen Abend zur Schlacht; die Feinde der Evangelischen siegten; Zwingli blieb standhaft auf dem Schlachtfeld, ward aber von einem Stein zu Boden geworfen, richtete sich wieder auf; die Menge der Fliehenden stürzte ihn etlichemal nieder; die Sieger kamen, plünderten, quälten die Halbtodten, wollten auch Zwingli, der mit gefalteten Händen auf dem Rücken lag und in den Himmel sah, der ihn nun bald aufnehmen sollte, noch zur Anbetung der Heiligen zwingen: er aber schüttelte den Kopf, überhörte die schrecklichen Flüche und die Ketzernamen, die man ihm gab, betete still zu Gott, empfieng endlich von einem Hauptmann aus Unterwalden mit dem schrecklichen Schwert den letzten Stoß in den Hals, und starb! Erst, als die Sonne wieder über der schandvollen Scene aufgieng, fand man die Leiche des Edeln, der im Streit den schönsten Tod für Religion und Vaterland, für Wahrheit und Pflicht gestorben war. Noch hatte der Tod nicht alle Farbe vom Gesicht verwischt. Man kannte noch den Ehrwürdigen, und selbst ein vornehmer Katholik hielt ihm hier, wo sein Blut auf die Erde geflossen war, die Lobrede: daß er ein redlicher Eidgenoß gewesen sey.

Aber

Aber andere schäumten noch voll Wuth und Zorn, und trieben unmenschlichen Muthwillen mit dem entseelten Körper. Sie hielten Ketzergericht über den Todten, verurtheilten den, der nun schon vor Gottes Thron stand, und im Kreis der Engel Lohn empfieng; der Scharfrichter von Lucern mußte den Leib verviertheilen, die Stücke zu Asche verbrennen, und noch in diese Asche mischte man, damit sie nicht etwa von seinen Freunden möchte erhalten werden, allerley Unreinigkeiten, die man im Schweinstall geholt hatte. — O da stehts zur Schande des Menschengeschlechts! Da stehts zu unserer Demüthigung, zu unserer Warnung! Jünglinge! wenn ihr warmen Eifer in der Brust habt, euch durch menschenfreundliche Thaten auszuzeichnen, so folget dieser Stimme Gottes, aber rechnet nicht auf Dank und Lob! Rüstet euch vielmehr zur eisernen Geduld, und erwartet alles von einer andern Welt. Vielleicht gönnt man selbst den Gliedern, die sich unter der Last der Arbeiten zusammenkrümmen, den kleinen Platz in der Erde nicht, auf dem sie ruhen könnten. Was sollen wir wünschen? Daß uns Gott viele rechtschaffene Männer aus seinem Himmel schicken möchte? oder daß er sie alle der Welt entziehe, die sie nur quält, und endlich öffentlich oder still hinrichtet?

Ist es nicht begreiflich, daß mancher Jüngling in frühen Jahren den Muth verlieret, und daß

bey manchem Mann alle Thätigkeit stirbt, wenn er einmal durch ungerechte Behandlungen schüchtern geworden, und den Undank der Welt, den Undank großer Herren, die Nichtachtung und Geringschätzung des sogenannten Publikums erfahren hat? Der beste, der würdigste Mann kann in unserer Welt nicht alle die großen und kleinen Umstände zusammenketten, wie sie mit einander vereinigt seyn müssen, wenn er wahrhaftig und in allen Verhältnissen glücklich und ruhig seyn will. Hundert und drey Jahre vor Christi Geburt ward auf einem Landgute nahe bey Rom Cicero geboren, ein Mann, der an Gaben und Fähigkeiten in der ganzen Geschichte der Menschheit, vor ihm und nach ihm, wenige seines Gleichen, und keinen hat, der ihn übertraf. Wenn der größte Kopf unserer Zeit Voltairen eine Lobrede hält, und sich umsieht, mit welchem Genie in Griechenland oder Rom er seinen Dichter ohne Erniedrigung vergleichen kann, so weiß er keinen andern zu finden, als den Mann, den Italien gebar, den Italien wirken sah, und reden hörte, der Italiens größte Stadt und schönstes Land vom Untergang rettete, der Italien mit den Schätzen der griechischen Weisheit bereicherte, die ihm noch fehlten, den aber auch eben dieß Italien, das er so lobte, so liebte, (s. Orat. ad Quir. post Redit. Cap. I. n. 4. Ipsa autem &c.) von sich wegtrieb, und zuletzt ermordete. Nicht viele große Köpfe haben

sich

sich von ihrer zartesten Jugend an so gebildet, sich gleich so ganz zum Gelehrten, zum Richter, zum Redner, zum Sachwalter, zum Philosoph, zum Staatsmann vorbereitet, wie Tullius that. Nicht viele Genies haben den Fleiß, das mühsame Sprachstudium, die anhaltende Emsigkeit bewiesen, von andern Gelehrten zu lernen, sich nach ihnen zu formiren, ihre Bücher in andere Sprachen zu übersetzen, und sie so lange zu studiren, bis sie gleichsam ihr Eigenthum waren, wie Cicero bewies. Er handelte nicht nach der Sitte unserer Kraftmänner, und würde das Geniewesen unserer Zeit, und das Spielierische in unserer Methode zu studiren, lächerlich gefunden haben. Wenn er nur einen Brief schrieb, oder wenn er gar öffentlich redete, so erkannte man gleich in ihm den Mann, der die Geschichte des Vaterlandes und der auswärtigen Staaten, die Götterlehre und ihre Religionsbegebenheiten, die römischen Gesetze in ihrer Folge und Entstehung, die ganze Summe der Philosophie nach allen ihren Sekten und Abweichungen von einander nicht nur mit Eifer und Ernst studirt, sondern auch diese Menge von Kenntnissen aufs beste geordnet hatte, alles zu übersehen, zu beurtheilen, in sein Fach zu stellen, und noch überdieß durch seine Bekanntschaft mit allen Dichtern in Griechenland und Italien alles, was er vortragen wollte, zu würzen und zu verschönern

wußte. *) Die Vorsehung stellte diesen Mann ohne Zweifel damals auf, wo die republikanische Verfassung ein Ende nehmen, und in eine Monarchie übergehen sollte, damit er durch seine Beredsamkeit, durch seine Unerschrockenheit und Freymüthigkeit die stolzen Tyrannen, die das römische Volk wechselsweise plagten und fast auffrassen, einigermassen in Schranken erhalten, und vor weitern Wirkungen ihres ungebundenen Ehrgeitzes zurückhalten sollte. Er fiel in eine Zeit, wo Rom durchaus verdorben war: aber er war für alle Jünglinge ein gutes und lockendes Beyspiel; er verläugnete die wahre Philosophie nie; er empfahl überall Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Nüchternheit, Ordnung, er war für alle Wollüstlinge eine strenge Geissel, und tadelte das Laster auch an den vornehmsten Personen im Staate. Was seine Lehrer, und jeder, der seine ersten Versuche in der Dichtkunst und Beredsamkeit las, von ihm weissagten, daß er der Stolz der Nation werden, und den Griechen den Kranz, den sie bisher allein getragen, entreissen würde, das ward in kurzer Zeit er-

*) Daher sagt auch Quintilian, ein sehr zuverläßiger Richter, von ihm: *Cicero* jam non hominis, sed eloquentiæ nomen habetur. Hunc igitur spectemus, hoc propositum nobis sit exemplum: ille se profecisse sciat, cui *Cicero* valde placebit. S. Institut. Rhet. L. X. c. 1.

erfüllt. Denn, weil sein Leben eine einzige Arbeit war, so war er auch noch nicht alt, als man ihn ohne Widerspruch für den größten und beredtesten Römer, überhaupt für den Ersten unter den damals lebenden Gelehrten erklärte. Er lief die Bahn, die alle römische Jünglinge gehen mußten, war aber in jedem Fach mehr als sie alle; und so stieg er bis zur höchsten Würde in der Republik, bis zum Consulat auf. Lange vorher hatte er manche ruhmvolle That verrichtet. Oft hatte er den verworrensten Prozeß, den andere Advokaten nicht nehmen wollten, glücklich ausgeführt. Ohne Belohnung hatte er manchem vor Gericht mit seiner Weisheit gedient. Seine fertige und honigtriefende Zunge empfahl oft dem Volk ein Gesetz, oder einen Vorschlag, der sonst verworfen worden wäre. Wenn die edelsten Familien in der Stadt mit einander im Streit lagen, und endlich Mord und Todschlag aus der Eifer- und Rangsucht entstand, so vertheidigte er oft den Unschuldigen, der von dem Gewicht der mächtigern Familie erdrückt werden sollte. Als er die Rede für den Roscius hielt, bewies er wahren Muth. Denn Sylla war damals unumschränkter Herr in Rom. Kamen Abgeordnete aus den Provinzen zu ihm, und beklagten sich über den Geiz, über die Brutalität, über die Wollüstigkeit ihrer Landvögte und Beamten: so fürchtete Cicero in Rom den Anhang des Ungerechten nicht; er trug mit freyem Muth und

Biedermannssinn dem Senat die Sache vor, nahm sich der Unterdrückten und Beraubten an, und drang nachdrücklich auf Bestrafungen. Verres war aus der Cornelischen Familie, und wurde vom Adel unterstützt: aber Cicero klagte doch öffentlich gegen ihn. Doch zu allen diesen ehrenvollen Bemühungen für das Vaterland und seine Landsleute kam noch das große Verdienst, daß er als Consul eine weitläufige Verschwörung, die viele vornehme und reiche Männer gegen ihn, gegen die Stadt, gegen viele andere Personen, gegen den öffentlichen Schatz, und gegen die gesammte Staatsverfassung, unter Catilinas Anführung eben ausführen wollten, glücklich entdeckte, und durch seine gescheute Maßregeln, durch seine kluge Wahl der Mittel, durch seine unermüdete Wachsamkeit, durch die schnelle und vortrefliche Ausführung, durch seine vorsichtige Anstalten für die Zukunft dieß höllische Vorhaben so ganz vernichtete, daß in der Stadt, die an mehrern Orten angesteckt werden sollte, kein Haus abbrannte, daß gar kein Auflauf entstand, wiewohl man eine allgemeine Verwirrung und die größte Bestürzung unter die Einwohner bringen wollte, daß nicht ein Tropfen Bürgerblut in der Stadt vergossen wurde, wo die Mörder den Marktplatz mit Blut überschwemmen wollten, daß bald hernach auch die leichten Truppen auseinander gejagt wurden, die man schon in der Nähe hatte, um rings um den

Stein-

Steinhaufen herum auch das schönste Land zu verwüsten, daß die Republik blieb was sie war, da sie nach der Absicht der Feinde sollte auf den Kopf gestellt werden, und daß das alles ausgeführt wurde, ohne die ganze römische Armee zusammenzurufen; nicht einmal ein Ausschuß davon ward zu Hülfe genommen: das Beste that in der Eile Cicero selber durch eigene vertraute Personen, am frühen Morgen; ehe die Hochverräther von ihren nächtlichen Verabredungen ausgeruht hatten, waren sie schon im Gefängniß, und alle Papiere, alle Plane, alle Beweise gegen sie waren in der Hand des Mannes, der zuerst ermordet werden sollte. Als dieß alles vorgieng, war freylich keiner, ausser den Mitverschwornen, in Rom, der dem feurigen Geschäftsmann nicht: Erretter und Erhalter des Vaterlandes! zurief. *) Allein was ist die Gunst der Menschen? Wie lange währt insgemein der laute Beyfall der Meisten? Weil die Gefahr nicht konnte abgewendet werden, ohne daß einige vornehme Römer das Leben verloren, so ward Cicero dadurch bey vielen adelichen Familien verhaßt, und ohnehin haßten ihn, wie er selber öffentlich sagte, (s. Orat. in M. Anto-

*) Senatus, sagt er, clarissimis civibus bene gestæ reipubl. testimonium multis, mihi uni conservatæ dedit. S. Orat. in M. Antonium, C. I. n. I.

tonium, Cap. I. init.) zwanzig Jahre nachher alle die, die es mit der Republik selber nicht gut meynten, und immer noch das ausführen wollten, was damals mißlungen war. Der Neid über dieß große Verdienst kam dazu, und feuerte die Gemüther noch mehr an. Auch machte er sich dadurch Feinde, daß er gegen die Verbindungen einiger Großen und Mächtigen in Rom, die offenbar keinen andern Zweck hatten, als das Vaterland zu stürzen, und die Länder unter sich zu theilen, immer frey und edelmüthig mit der Offenherzigkeit eines rechtschaffenen Bürgers redete, und das Volk vor den im Stillen schleichenden Tyrannen warnte. Man stellte endlich in der Person des Clodius, der Volkstribun werden mußte, den Mann auf, der ihm entweder das Leben nehmen, oder ihn wenigstens beschimpfen, und aus Italien verbannen sollte. Cicero, der wußte, daß dieser nur die Stimme von einer großen und mächtigen Parthie war, sah gleich ein, daß er das Opfer der Cabale seyn würde. Seine Verdienste wurden vergessen. Seine mitten in den größten Gefahren bewiesene Entschlossenheit und Thätigkeit ward ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet. Umringt und überschrieen von schlechten und verrätherischen Leuten konnte er sich an dem Ort, wo er so manchen gerettet, und Richter und Volk nach seinem Belieben mit der siegenden Zunge gelenkt hatte, nicht vertheidigen; und was hilft die beste, die gründ-

lichste, die vollständigste Vertheidigung, wenn das Gemüth des Richters bereits eingenommen und falsch gestimmt ist? Nun sah man also den Mann, den Rom nur einmal hatte, im Trauerkleid, wie jeder andere, der seiner Niederträchtigkeit wegen verklagt wird, in der Stadt herumgehen, und von einem Haufen Spießbürger, die wie Pfeifen den Wind tönten, der in sie geblasen wurde, sein Urtheil erwarten. Weil das in einem Staat vorfiel, der wenigstens den Namen eines Freystaates hatte, so war der Mann, dem sie Ehrensäulen hätten setzen sollen, genöthigt, zu allerley Demüthigungen, Kniebeugen und Erniedrigungen vor den schlechtesten Leuten seine Zuflucht zu nehmen. Und da soll ihn Clodius und seine Rotte vom untersten Pöbel auf öffentlicher Strasse mehr als einmal auf die unwürdigste Art angefallen, bubenmäßig behandelt, und ihm Steine und Koth in der Stadt, die er vom Brand gerettet hatte, nachgeworfen haben. Zwar versuchten Rathsherren und Ritter sein hartes Schicksal zu mildern. Viele schämten sich dieser grausamen Thorheiten, und trauerten öffentlich um den Gesunkenen. Denn noch ist die Welt nicht ganz entblößt von Edeln und Guten! Noch fehlt es nicht an Menschen, die ein Menschenherz haben, und dem Elend anderer gerne abhelfen möchten! Plutarch sagt, und Cicero selber führt es an, daß 20,000 Jünglinge um seinetwillen Trauerkleider angezogen hätten.

ten. (S. Orat. ad Quir. post. redit. c. III. 8.) Aber das wilde Geschrey der aufgebrachten Menge übertäubte die leise Stimme des würdigsten Theils der Bürger; auch die, die ihn mit Gewalt hätten schützen können, verliessen ihn. — Cicero gieng endlich um Mitternacht zu der Stadt hinaus, die seiner nicht werth war. Clodius verbrannte seine Wohnung, zog seine Güter ein, und befahl, daß ihn innerhalb 500 Meilen niemand aufnehmen, oder ihm sonst eine Gefälligkeit erweisen sollte. Indessen athmete er in Griechenland reinere Luft; und die süsse Kost der Wissenschaften, nebst der wahren Weisheit, die ihm seine Philosophie gewährte, waren Ruhe und Trost für den ausgestossenen Mann. *) Und ehe ein ganzes Jahr verlief, erkannte man in Rom den wichtigen Verlust, und ganz Italien holte endlich seine Zierde wieder zurück. Bald darauf entstanden die innerlichen bürgerlichen Kriege. Cicero rieth immer zum Frieden; man achtete das nicht: er war genöthigt, Parthie zu nehmen, thats, und trat zuletzt auf

Cä-

*) Quodsi quis existimat, sagt er, me aut voluntate esse mutata, aut debilitata virtute, aut animo fracto, vehementer errat. Mihi quod potuit vis, et injuria, et sceleratorum hominum furor detrahere, eripuit, abstulit, dissipavit; quod viro forti adimi non potest, id manet et permanebit. S. Orat. at Quirites post reditum, C. VIII. 19.

Cäsars Seite, von dem er wohl vorher sah, was nachher wirklich erfolgte. Weil er aber dem unaufhörlichen Blutvergiessen, dem Rauben und schwelgerischen Leben in der Republik nicht mehr wehren konnte, so zog er sich nun immer mehr vom Schauplatz zurück, und schrieb viele vortrefliche Schriften, schrieb dem Cato von Utica, der mit ihm an der Säule der Freyheit noch zuletzt festgehalten hatte; wiewohl sein Ueberwinder auf dem Triumphwagen durch Rom gefahren war, und Cicero selber zuweilen bey ihm für sich und andere um Gnade bitten mußte, schrieb er ihm doch eine Lobrede, um dem Sieger zu zeigen, daß noch immer etwas vom Geist des Junius Brutus und Collatinus in der römischen Brust vorhanden sey. *) Indessen litt der vortrefliche Mann, dessen Verstand und Gelehrsamkeit nun ganz, freylich auch durch diese vielfältige und zum Theil betrübte Erfahrungen, zur Reife gekommen war, auch manches Unangenehme in seiner Familie. Die Unordnung, in welche sein Vermögen gerathen war, zog allerley Mißhelligkeiten mit seiner Gattin nach sich, und während derselben verlor

*) Littleton, meynt, Cicero habe an dem Tage, da er mit der Lege Manilia durchdrang, ganz gegen die Grundsätze eines Freybürgers gehandelt S. The works of Littleton, T. I. London 1775. gr. 4.

lor er noch die einzige Tochter, die er zärtlich liebte, in so manchen Briefen beweinte und nicht vergessen konnte. Als nachher an des ermordeten Cäsars Stelle ein anderer Tyrann, Antonius, trat, und wieder mit andern wegen der Oberherrschaft in Streit gerieth, war es für den Redner wirklich schwer, zu überlegen, für wen er sich immer erklären sollte. Antonius ward in kurzer Zeit der heftigste Feind von Cicero, und da er mit andern Vollmacht bekam, seine Feinde in die Acht zu erklären, so traf der Blitz zuerst ihn. (S. Samuel Mursinna Classische Biographie II. Th. Halle, 1768. S. 189. ꝛc.) Der verehrungswürdige Gelehrte hörte das, und rüstete sich gleich zur Flucht. Aber ehe er noch das Schiff erreichen konnte, das ihn weit weg vom italienischen Ufer tragen sollte, kamen schon Mörder an sein Landhaus, und erbrachen die verschlossene Thüre. Ein Niederträchtiger, dem doch Ciceros Bruder Quintus seine Freyheit geschenkt, und den der unglückliche Redner selber in den freyen Künsten unterrichtet hatte, verrieth seinen Herrn, und zeigte den Mördern den Weg durch den Wald, wo die Bedienten mit dem alten Herrn (Cicero war damals fast 64 Jahre alt,) nach dem Meere hingiengen. Der Anführer dieser Mörder besetzte den Ort, wo Cicero herauskommen mußte. Indem bringen sie die Sänfte. Der bedaurenswürdige Greis sieht jene, erkennt sie, und liest in ihren

Mie-

Mienen sein Todesurtheil. Seine Bedienten jammern; er aber will, daß man die Sänfte niedersetzen soll, und sieht mit Unerschrockenheit den andringenden Mördern zu. Sie überfallen ihn; die hülflosen Träger schauen weg, und verhüllen das Gesicht; sie mögen das betrübte Sterben ihres brafen Herrn nicht sehen. — Popilius, (so heißt der Nichtswürdige, der sich dazu brauchen ließ, wiewohl ihm Cicero selber einmal vor Gericht das Leben gerettet hatte. — Sehet doch die Undankbarkeit der Menschen!) hieb ihm den Kopf und beyde Hände, als er in ruhiger Stellung zur Sänfte heraussah, ab, bekam dafür vom Antonius einen Kranz, und 1,000,000 Sestertien, trug den Kopf zur Fulvia, der Gemahlin des Wüterichs, hin, die sich nicht schämte, ihn auf ihrem Schooß zu bespeyen, ihm die Zunge aus dem Halse zu reissen, und sie mit ihrer Zitternadel zu durchstechen, bis man endlich das ehrwürdige Haupt, und die verstümmelten Hände noch an eben dem Ort, wo er so oft zum Erstaunen der ganzen Stadt allmächtig und hinreissend gesprochen hatte, dem Pöbel zum Gelächter und Spott, aber den Patrioten zum tiefen schneidenden Schmerz, anschlagen ließ. — — Das ist das bedaurenswürdige Ende eines Mannes, der mit Recht zu allen Zeiten als eine ganz ausserordentliche Erscheinung in der Menschenwelt angesehen wurde; der mehr Kenntnisse, mehr Genie, mehr Fleiß, mehr Va-

ter-

terlandsliebe, mehr Dienstgefälligkeit, mehr Thätigkeit, mehr wahre Größe hatte, als alle seine Feinde; der in Staatsgeschäften groß, im Reich der Gelehrsamkeit einzig und unerreicht, und im Umgang munter, witzig, liebenswürdig und seinen Freunden unvergeßlich war. Unter den Trümmern der einstürzenden Republik mußte er verschüttet werden. Denn einer allein konnte wahrlich kein Damm für die anschwellenden Wasserwogen seyn. Zu groß, um mit einer gewissen Unbändigkeit des Geistes, verbunden mit Zaghaftigkeit und zweydeutigem Stolz, in sein eigenes Schwert zu fallen wie Cato, that er noch für Vaterland und Freyheit, was er konnte, wich aber dem Tode, den ihm das Schicksal bestimmt hatte, nicht feig und unmännlich aus, nahm den Patrioten nicht auch den letzten Muth, überließ den Staat dem Verderben nicht, so lang er wehren konnte, starb aber zuletzt als ein wahrer Märtyrer seiner Rechtschaffenheit. *) Sein Vaterland stieß ihn aus, und ließ ihn unter den Klauen der Raubthiere sterben: aber

*) Seine Grundsätze giebt er selber an: Proposita, invidia, morte, qui nihilo segnius rempublicam defendit, is vir vere putandus est. Populi grati est, præmiis afficere bene meritos de republica cives; viri fortis, ne suppliciis quidem moveri vt fortiter fecisse pœniteat. S. *Orat. pro* T. *Annio Milone.* C. XXX. p. 82.

aber sein Name überlebte alle die, die sich ihm widersetzten; und noch jetzt ist er der Liebling aller denkenden und empfindenden Leser. Ach, so wahr ist es, daß das Publikum das undankbarste Geschöpf unter der Sonne ist! Sind nicht oft die Verdienste eines wackern Mannes um Land und Leute wie eine alte Schuldforderung, gegen die man tausend Einwendungen zu machen weiß?

Das Wort Gottes, das uns nie betrügt, und immer reine Wahrheit predigt, hat uns Christen, die wir oft über die Untreue und Lieblosigkeit anderer Menschen seufzen müssen, auch dieß vorausgesagt, und warnt uns, daß wir auch auf die Götter der Erde kein allzugroßes Vertrauen setzen sollen. David war selber Sieger und Monarch: aber er wußte aus eigener Erfahrung, daß es gut ist, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. **Es ist gut, sagt er noch einmal, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Fürsten.** Ps. 118, 8, 9. Wie viele Beyspiele in der alten und in der neuen Geschichte, daß selber Minister und Favoriten, die das Herz der Könige lange in Händen hatten, von ihrer schlüpfrigen Höhe herabgestürzt sind, und wieder vor fremden Thüren das Brod suchen mußten, das sie sonst im ganzen Land austheilen konnten! Die Versprechungen der Großen sind gar oft ein leeres Wort, das sie

eben so geschwind wieder vergessen als sie es gegeben haben. Kaiser Carl V. hatte es dem Cardinal Wholsey oft versprochen, ihm die dreyfache Krone zu verschaffen. Er wiederholte diese Zusage, so oft er den englischen Staatsminister zu seinen Absichten brauchen konnte. Zweymal ward der påbstliche Stuhl leer; der Cardinal wartete immer auf gute Bothschaft, Carl war damals der erste, der gróßte, der mächtigste Monarch in der Welt; wenn die Sonne in seinen europäischen Landen untergieng, so gieng sie ihm in den amerikanischen Staaten wieder auf, und doch konnte oder wollte er sein Wort nicht halten. Immer standen ihm wieder andere politische Absichten im Weg — warum war der Cardinal so schwachsinnig, daß er auf das ungewisse Versprechen eines so veränderlichen Monarchen Felsen baute, und überhaupt nach der goldenen Bürde strebte? Als ein schon genug erhabenes Glied der Kirche hätte er die große Wahrheit, die uns David gelehrt hat, nicht vergessen sollen: **Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, und können eben deswegen nicht immer helfen, wenn sie auch wollten. Und wenn sie auch ihren Günstlingen alles zu Gefallen thun, und ihnen erlauben, ein ganzes Land umzukehren, wie lange dauert die Herrlichkeit? Auch das Leben der Ersten im Land entflieht; sie müssen auch wieder Staub und Asche wer-**

werden: *) und dann verschwinden alle die großen Plane, mit welchen wir uns oft den Kopf ermüden. (Ps. 46, 1. 4.) Haben nicht oft böse Räthe, Verführer der Prinzen und Verschwender am Hofe, wenn schnell der Fürst, dessen Ohnmacht sie mißbrauchten, die Augen zuthat, im Augenblick verschwinden, und alle die großen Hoffnungen, die sie noch bey sich ernährten, plötzlich aufgeben müssen, wenn sie der Rache des gedrückten Volks entgehen, und das Leben erretten wollten? Aber auch würdige Staatsbedienten erfahren oft den Wechsel des Glücks bey Hofe, und das Nichts in der Gunst großer Herren. Der Cardinal Ximenes in Spanien — welch ein Mann! und welch ein Schicksal am Ende seines Lebens! Der Großvater vom Kaiser Carl V. Ferdinand übertrug diesem Manne, der im ganzen Königreich wegen seinem Verstand und Heiligkeit im Wandel berühmt war, die Regierung in Spanien, bis sein Enkel, der unterdessen in den Niederlanden erzogen wurde, die gehörigen Jahre würde erreicht ha-

*) Es ist traurig, daß der Geschichtschreiber, wenn er die Reihe der römischen Kaiser mustert, vom Titus sagen muß: Er setzte sich nur eben auf den Thron. Es scheint, das Schicksal, welches ihn zum Muster der Könige gemacht hatte, habe sich begnügt, ihn als ein ewiges Beyspiel für die Nachwelt nur zu zeigen. S. Ueber die Glückseligkeit der Völker, 1ter Th. S. 227.

haben. Ximenes schickte sich freylich vortreflich dazu. Er war ein vollkommener Staatsmann, konnte den Minister herrlich machen, war unternehmend, lebhaft, arbeitsam, dabey aber ehrlich, uneigennützig, und auch auf der höchsten Stufe immer ein bescheidener Mann. Als er schon Cardinal und Regent in Spanien war, setzte er doch die äusserst strenge Lebensart fort, die er als Mönch vom Franciscaner Orden gelobt hatte, und schrieb sich noch ausser jenen Regeln selber ganz besondere Casteyungen vor. Damals, da er durch Ferdinand zum Regenten ernannt wurde, war er schon achtzig Jahre alt: aber das merkte man nicht im Gang der Geschäfte. Mit der größten Lebhaftigkeit unternahm er alles, setzte sich, wiewohl er als ein Geistlicher das ganze Heer des spanischen Adels auf diesem Platz gegen sich hatte, bald in ein großes Ansehen, und sorgte väterlich für seinen jungen König. In Spanien selber dämpfte er immer jede anfangende Gährung, und erhielt sorgfältig Ruhe und Frieden unter so vielen immer gegen einander streitenden Familien. Wenn die Mohren in Afrika glaubten, jetzt wäre die beste Zeit, ihre Nachbarn zu demüthigen, so zeigte ihnen Ximenes, daß auch ein Diener der Kirche Verstand, Kraft und Muth haben könne. Er gab aus seinem erzbischöflichen Schatz in Toledo die Kosten zum Kriege her, führte selber die spanische Armee an, und entriß den Mohren Oran

und andere wichtige Plätze. Carl würde, als er nachher selber zur Regierung kam, in Spanien lange das Ansehen nicht gehabt haben, das er hatte, wenn nicht der alte treue Diener den hohen Adel schon gedemüthigt, und den Großen im Reich gezeigt hätte, wie weit die königlichen Rechte sich erstreckten. Ximenes zog gar vieles, das von der Krone abgerissen worden war, wieder ein, und ihm konnte man Eigennutz nicht vorwerfen, weil er nicht für sich selber sorgte. Ein Meisterstück der Klugheit war es, daß er zum erstenmal seinem aufwachsenden König eine eigene, vom Adel unabhängige Armee aufstellte. Dadurch ward Ximenes und Carl in Stand gesetzt, den Adel zu beugen, so oft er sich zu sehr erheben wollte; und das Volk, das freylich noch nicht an eine beständig stehende Armee gewohnt war, wußte der Cardinal durch andere weise und gütige Einrichtungen zu besänftigen. Mit eben dieser großen Kunst, über viele unruhige, stolze, geitzige, ehrsüchtige Menschen zu regieren, und doch nicht zu vergessen, daß man selber Mensch ist, half sich Ximenes glücklich aus manchen Empörungen, und überwand die geheimen Ränke seiner Feinde, widerlegte durch sein unsträfliches Leben alle Klagen, und behauptete bey allen Zudringlichkeiten mit Ernst und Anstand seine Würde. Auch die Ministers in den Niederlanden wurden eifersüchtig auf ihn; er sollte oft gestürzt werden, und als

das nicht gleich möglich war, ward ihm doch ein Mitregent an die Seite gesetzt. Gerade, als wenn der ehrwürdige Greis im Dunkeln schlecht gehandelt, und sich also vor jedem Blick in seine Verwaltung hätte fürchten müssen! Er, der während dem, daß man ihm mit so schändlichen Erschleichungen viel Verdruß machte, und immer heimlich bey Hofe gegen ihn arbeitete, ausser seinen überhäuften täglichen Geschäften, noch die Last von zwey auswärtigen Kriegen in Navarra und in Afrika tragen mußte! Man fieng endlich in den Niederlanden an, alle spanische Stellen um baares Geld zu verkaufen. Des Chievres, ein Liebling des jungen Prinzen, war insbesondere das Werkzeug bey diesem alle gute Ordnungen, Zwecke und Gesetze umstürzenden Plan. Das Königreich murrte, und Ximenes, der schon lange alle üble Folgen, die daraus entstehen mußten, bedauert hatte, trug das Murren des Volks dem König vor, und bat ihn zugleich, selber nach Spanien zu kommen, sich seinen Unterthanen zu zeigen, ihre Liebe zu gewinnen, und ihm die Last bald abzunehmen. Der zärtliche Vater wünschte freylich auch dabey, daß Carl bald den schlechten Händen einiger niederländischen Staatsbedienten entzogen würde. Aber eben diese hinderten die Reise des Königs nach Spanien, so lange als sie nur konnten, damit die Regierung bey ihnen bleiben sollte. Indessen lag immer noch die allgemeine Verwaltung aller Geschäfte

schäfte dem alten Cardinal auf dem Hals, und er las alle Papiere selber, studirte noch täglich, las noch selber Messe, und erhielt sich dabey so gut, daß er noch, wenn er sich erholen wollte, mit den Mönchen über scholastische Aufgaben einen gelehrten Streit anfangen konnte. Und dieser aller Ehrfurcht, aller Belohnungen würdige Mann durfte den jungen Monarchen nicht einmal sehen, nicht ein einzigesmal mit ihm reden, ihm nicht einen guten Rath, nicht eine Nachricht vom Zustand seiner Unterthanen in Spanien, nicht eine Warnung durfte er ihm geben, ihm nicht einmal seine große und lang gesammelte Erfahrungen mittheilen. Als Carl nach langem Zaudern endlich in Asturien angelangt war, hinderte Chievres jede persönliche Unterredung zwischen Ximenes und dem König. Robertson sagt mit Recht: damit Carl nicht durch die Klugheit, Rechtschaffenheit, Großmuth, durch das hohe Alter, durch das Amt, und durch das Ehrfurcht einflössende Aussehen des Mannes gegen seine schlechte Bedienten sollte eingenommen werden. (S. Gesch. der Regier. Carl V. II. Th. S. 33-55.) Verächtliche Otternbrut! verächtliche Race von Menschen, die sich an Prinzen anschmiegen, um sie, und wenn sie könnten, auch das Land unglücklich zu machen! Beweinenswerthes Schicksal großer Herren, daß sie oft gerade von den Besten, von den Ehrlichsten, von den Geschicktesten, von den Uneigennützigsten

im Land entfernt, und mit Leuten umgeben sind, die kein Privatmann lange um sich duldete! mit Leuten, denen daran liegt, von allen andern mit großer Gleichgültigkeit zu reden, und gerade diejenigen am meisten vor den Ohren des Fürsten herabzusetzen, von welchen er reine Wahrheit ohne Schmeicheley und Zurückhaltung hören könnte! Ximenes hatte kaum die Ankunft des Königs gehört, als er, seines Alters und seiner unaufhörlichen Arbeiten ungeachtet, die Reise antrat, die seine Ehrerbietung ihm zur Pflicht machte. Allein die Bosheit hatte auch schon dafür gesorgt, daß er nicht auf diese Art, ungerufen, in der Absicht, die Majestät zu bewillkommen, und seine Glückwünsche zu Füssen zu legen, vor den König kommen konnte. Er ward auf der Reise sehr krank, und man muthmaßte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß er Gift bekommen habe. Armer edler Mann! Du darfst nicht einmal zu dem Prinzen kommen, für den du zu einer Zeit, wo du hättest Ruhe fordern, und nur auf dein Grab denken können, ein ganzes Reich verwaltet hast! Die Krankheit änderte nichts in den liebreichen Gesinnungen des Cardinals. Er schrieb im Bett an den König, gab ihm in der Eile einige gute Rathschläge, sagte ihm, wie er die Liebe seines Volks erwerben sollte, (die er beynahe schon verloren hatte, weil fast niemand, ausser den Niederländern, zu ihm kommen durfte,) und bat, weil er ihm noch

manches zu sagen hätte, das man dem Papier nicht anvertrauen könnte, noch einmal um eine persönliche Unterredung. Der sterbende Greis wollte vor dem jungen König sein ganzes Herz öffnen, und ihm, nahe am Eingang in Himmel, ohne alle Nebenabsichten, diese empfehlen, und jene nach ihrer wahren Beschaffenheit schildern, wollte wie ein Vater auf dem Todtenbette mit seinem Sohn reden; und ach! Carl, wie viel hast du in dieser Stunde, die du nicht bestimmen wolltest, verloren! Der junge König bekam den Brief, als er mitten unter dem spanischen Adel und seinen niederländischen Staatsbedienten saß. Wie wenig Mühe kostete es diese, den Monarchen abzuhalten, und ihn mit Ergötzungen zu übertäuben! Man sah das Verlangen des alten Mannes als ein ungestümmes Zudringen an, und sprach spöttisch von dem grauen Kopf. Carl hatte noch zu wenig Weltkenntniß, ließ sich überall führen, von andern Leuten leiten, und versäumte die kostbare Zeit. Indessen richteten die Feinde des Cardinals alles in großen und kleinen Dingen immer so ein, daß es den alten Minister kränken mußte. Man gab sich mit Fleiß Mühe, ihm und der spanischen Nation bey jeder Gelegenheit auf eine wirklich schmerzhafte Art zu zeigen, daß das Regiment des Ximenes ein Ende habe, und daß sein Credit am Hofe gefallen sey. Die Thoren eilten die Sonne auszulöschen, und konnten nicht warten,

 bis

bis sie sich selber in den Abendwolken verbarg. Ximenes erfuhr alles, konnte sich auch alles wohl erklären, sah überall die Triebfedern von allem, was vorgieng; sah, daß er für seine im Alter noch geleistete treue Dienste keinen andern Lohn als Verachtung und Beschimpfung hoffen dürfte, und da überfiel ihn Wehmuth und menschliche Empfindlichkeit. Das Betragen des jungen Königs drückte ihm die Seele, und doch mußte er ihn vielmehr bedauern, als anklagen. Er war nahe am Ziele; einige Seufzer entwischten ihm, und mit Thränen im Auge weissagte er seinem Vaterland Unglück. — Gerechter Unwillen eines großen, und im brechlichen Alter von dem, der ihm vergelten sollte, weggeworfenen Mannes! In dieser trüben Stunde erhielt er noch vom Könige einen kalten frostigen Brief, in welchem nichts stand, als was die höchste Noth erforderte. Die Worte waren gespart, nur hie und da ein dunkles Zeichen einer zweydeutigen Achtung, so geschrieben, wie man ungefähr an den mittelmäßigsten Mann, von dem man gerne los seyn wollte, schreiben würde: ein falscher Schein von Dankbarkeit, und die heuchlerische Mine, als wenn man ihn im hohen Alter und bey seinen kränklichen Umständen weiter nicht bemühen wollte. Ohne Herz, ohne eine Spur von Liebe und Empfindung war die Antwort auf den redlichsten Brief vom besten wärmsten Mann, der in seinem Leben nie

ein

ein Augendiener, immer wahrer Freund und Beförderer des Prinzen und seiner Angelegenheiten gewesen war. Wer fühlt da nicht die Schande, die auf den König, der sich so beschwätzen ließ, und auf die verschmitzten Männer, die den sterbenden Ximenes so peinigen konnten, zurückfällt? In der letzten Zeile gab man ihm noch die Erlaubniß, sich von den Geschäften zu entfernen, und sich wieder in seine Diöces zu begeben. — O die stolze und undankbare Sprache! Also die Erlaubniß, die ihm schon lange die Natur gegeben, die er selber oft gesucht, und nicht erhalten hatte, gab man ihm jetzt, nachdem ihn Arbeit, Verdruß, Mühe und das Gift der Feinde endlich ans Grab gestellt hatte; und das war die ganze Belohnung, das war die einzige Gnade, die er von einem jungen König, der ihm so viel zu danken hatte, erhalten konnte. Jetzt hatte er ausgedient, nun konnte er gehen, leben oder sterben, wieder Franciscaner werden, Messe lesen, oder in der Zelle im Kirchenvater studiren, für deu Hof war er nun überflüßig — aber nach Ferdinands Tode kamen andere Briefe, da sparte man keine Complimente, da war man froh über den Pfaffen, der die Kassen in Ordnung hielt, und für die Bewahrung der Krongüter sorgte. — Noch einmal! o die stolze und undankbare Sprache! Ach Menschengeschichte wie bist du so lehrreich für junge

Regenten. *) Der Greis las den Brief, litt vom unaussprechlichen Gefühl der Ungerechtigkeit des Hofes noch einige Stunden, konnte den Schlag nicht überleben, starb, (d. 8. Nov. 1517.) und gieng in eine andere Welt, um aus Gottes Hand den Lohn zu bekommen, den ihm sein König schuldig blieb.

Wie viel Böses manche unter den römischen Kaisern ehemals in der Welt gestiftet haben, ist bekannt. Fast alle die, die durch die Stimme der Kriegsheere auf den Thron erhoben wurden, waren schlechte, stolze, grausame, wollüstige Herren. Sie freuten sich mehr über die Sklaverey, als über die Freyheit ihrer Bürger. Sie verlangten, daß ihnen der Consul alle Jahre im Senat eine Lobrede halten sollte, und hörten alle Schmei-

che-

*) Salomo sagt wohl recht: Viele warten auf die Person des Fürsten, und sind alle Freunde des, der Geschenke giebt. Bey dem, der viel auszutheilen hat, will jeder der Ergebenste, der Artigste, der Unterthänigste seyn. Man lobt ihn, und streichelt ihm das Gesicht; man sucht sich ihm auf alle mögliche Weise zu empfehlen; viele suchen nur das Angesicht des Fürsten; viele meynen, alles sey recht, wenn es den Großen gefalle, und im Besitz ihrer Gunst könne es ihnen nie fehlen: aber eines jeglichen Gericht kommt vom Herrn: Gott allein kann unsern Werth und unser Glück bestimmen. S. Sprüchw. 19, 6. 26, 29.

chelenen an, wiewohl sie leicht denken konnten, daß jedermann zu Hause und unter seinen guten Freunden eine ganz andere Sprache führte. Wenn man sich nicht durch die geschmückten Erzählungen ihrer Geschichtschreiber blenden läßt, so kann man von den Römern in jedem Zeitalter nicht anders urtheilen, als wie der Franzose sagt: Das Volk in Rom war immer arm und mißvergnügt; die Großen waren reich und habsüchtig. (S. Ueber die Glückseligk. der Völker. I. Th. S. 186.) Sieht man die unaufhörlichen Kriege und die immerwährenden innern Unruhen an, so ist es nicht anders, als wenn ein Mensch närrisch genug wäre, sich auf Kosten seiner Gesundheit eine mehr als riesenmäßige Leibesgröße zu verschaffen. Die Regierung des Caligula und des Nero war nicht kriegerisch; aber der Friede war blutig. Der Geist des Volks lebte unter Nerva und Trajan nach einer langen Erschlaffung wieder auf, und freute sich, daß man auch wieder menschlich denkende Kaiser erlebt hatte, die man nicht schon bey Lebzeiten vergöttern mußte. Unter ihren Vorfahren waren einige so klein, daß sie sich auf ihre Stimme, auf ihre äusserliche Beredtsamkeit etwas Grosses einbildeten, und darüber Lobsprüche verlangten. Plinius sagt, man hätte immer das entgegengesetzte Laster als herrschend beym Kaiser annehmen dürfen, wenn man hörte, wie der bezahlte und gezwungene Redner seine Leutseligkeit, seine

Frey-

Freygebigkeit, seine Gnade seine Mäßigkeit lobte. (S. Panegyricus Trajano dictus, c. 3.) Es giebt nicht viele Monarchen, zu denen man sagen kann, was dieser Römer zu seinem Kaiser sagen durfte: daß nämlich das Glück, das er bey seiner Thronerhebung zurückgelassen hätte, das Glück, unter einem guten Kaiser ein Privatmann zu seyn, noch größer sey, als seine neue und höchste Würde, (S. l. c. c. 7.) Der folgende Kaiser brachte es immer dahin, daß der letztverstorbene unter die Götter versetzt wurde — so ward sogar Claudius ein Gott; aber sie thaten es, bald um mit der Staatsreligion ein Gespötte zu treiben, bald aus Stolz, um ihre Familie groß zu machen, bald in der ehrgeitzigen Absicht, daß ihnen nach dem Tode die nämliche Ehre widerfahren sollte. Aber, wie Gottes Statthalter regieren, gut und weise handeln, daran dachten die Wenigsten. (S. l. c. 11.) Und was bekümmerten sich diese Wollüstlinge um den schädlichen Einfluß, den ihr Betragen auf die Denkungsart des Volks nothwendig haben mußte? Sie konnten sich selber oft gegen die Feinde nicht wehren, mußten oft mit unermeßlichen Geschenken, und mit großem Schaden den Frieden erkaufen, (s. l. c. c. 12.) weil sie nicht immer die Soldaten in beständiger Uebung ihrer kriegerischen Bewegungen erhielten, aus Furcht, sie möchten selber von ihnen abgesetzt und ermordet werden. (S. l. c. c. 18.) Daher verschwand zuletzt der

krie-

kriegerische Geist des Volks; die Körper wurden weich, üppig, konnten nichts mehr aushalten; das Gewehr rostete, weil keine Zucht, keine Ordnung war; und die Degen wurden stumpf an der Wand. Trajan hatte Thätigkeit und Volksliebe genug; daher wollte er alles selber sehen, seine Beamten überall selber kennen lernen: aber die Meisten liessen sich Vorträge machen, mußten glauben, was man ihnen vorspiegelte, und erfuhren das nie, was man sie nicht wissen lassen wollte. Wer litt am Ende unter diesen bedaurenswürdigen Verfassungen? Der ehrliche Mann, der nicht schmeicheln, nicht opfern wollte, und der Bauer, der zuletzt alles mit der langen Reihe hungeriger Erpresser theilen mußte. *) Wenn Domitian reiste, war es oft mehr eine Verheerung des Landes, als eine Durchreise. Man glaubte, wenn man nachher den Weg ansah, daß ein Heer von wilden Völkern durch das Land gezogen sey. Ringsum war alles verwüstet, und zum Theil verbrannt. Den Bedienten gestattete man allen Muthwillen. Dieser verächtliche Regent bezahlte nichts, oder doch nicht einmal nach dem Marktpreis; Wagen und

*) Die wahre Beschaffenheit des römischen Staats s. in dem Buche: Ueber die Glückseligk. der Völker. I. Th. Leipzig 1780. IX. Abschnitt. — Die Klagen der Elenden, sagt der V., erhalten sich nicht so lange, als die Lobreden der Rhetoren.

und Pferde wurden immer mit Toben und Lärmen herbeygeschafft; in den Gasthöfen stand den hohen Reisenden nichts an; sie mißhandelten die Häuserbesitzer und andere Fremde so sehr, daß diese lieber flohen, als den schändlichen Zug ansehen wollten. (S. l. c. c. 20.) Und kam der Kaiser wieder nach Rom, so mußten die Ehemänner wegen den schönen Frauen, die Väter wegen ihren Töchtern in Sorgen seyn. Wenn ein schlechter Kaiser seinen Einzug in die Stadt hielt, so war ein Staatswagen, mit weissen Pferden bespannt, zu wenig, zu gemein. Ihr Stolz gieng so weit, daß sie sich auf den Schultern ihrer Unterthanen hineintragen liessen. (S. l. c. c. 22.) Gemeiniglich sorgten sie auch gar nicht für den Unterricht und für die Bildung der jungen Bürger im Staat. Daher lobt es der weise Consul so nachdrücklich an seinem Kaiser, daß er den Bürgern wieder Muth und Lust zum Heyrathen und zum Erziehen der Kinder eingeflößt habe. Viele regierten so, daß mancher nicht nur seine Kinder bedauerte, daß er sogar seine Eltern verwünschte. (S. l. c. cap. 26, 27.) Wenn sie hörten, daß das Volk über ihre Ausschweifungen murrte, wollten sie wieder zu andern fröhlichern Gesprächen in der Stadt Anlaß geben, und theilten Ehrengeschenke, Frucht, Brod, Wein unter Bürger und Soldaten aus. Aber das thaten sie, nach dem Ausdruck des römischen Redners, eben so,

wie die reissenden Thiere ihre Jungen mit Blut und Raub ernähren. Was sie jetzt wegschenkten, nahmen sie bald darauf zehnfach wieder. Sie kauften sich durch diese verdächtige Gnadenbezeugungen die Erlaubniß, ungestraft die größten Grausamkeiten zu begehen. Ihre Absicht war nicht, dem lang genug ausgesogenen Volk einmal einen frohen Tag zu machen, und sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben; sie erschmeichelten sich auf diese Art Vergebung vom Volk, und wollten dem lärmenden Gewissen Ruhe schaffen. Trajan nahm seine Geschenke aus der Börse, von seinen ihm zum Eigenthum angewiesenen Geldern; Domitian plünderte die Provinzen, um Rom zu besänftigen, und den allgemeinen Haß, ehe es zum Aufstand kam, wieder abzuwenden. (S. l. c. cap. 27, 28.) Für den Handel, der doch so viele Bürger ernährt, sorgten die meisten römischen Kaiser auch nicht. Rom hätte öfters verhungern müssen, wenn Aegypten nicht immer eine reiche Kornkammer gewesen wäre. Von jedem Erben forderten die Kaiser den zwanzigsten Theil des Vermögens. Sie nahmen es nicht nur als einen Abzug, wenn das Vermögen aus dem Lande gezogen wurde. Sogar die Väter, die Mütter, die Großeltern, die Geschwister, die Schwäger mußten es geben, bis endlich Trajan kam, der die Rechte der Natur besser in Ehren hielt, und auf die Thränen der Eltern und der Kinder keinen Zoll legen wollte.

(S.

(S. l. c. cap. 37 = 40.) Nach dem Voconischen Gesetz durfte die Frau, oder eine einzige Tochter nicht mehr vom Vermögen erben, als den vierten Theil; das übrige floß in die kaiserliche Schatzkammer. Doch nirgends war das Unglück des römischen Volks und der unerträgliche Uebermuth einiger Kaiser sichtbarer, als bey den öffentlichen Schauspielen und Kämpfen. Sie wetteten dabey eben so, wie man in England auf Pferde und Hähne öfters große Summen aussetzt. Der Hof wettete; der Kaiser sagte seine Meynung von den Klopffechtern; die Edeln und die Zuschauer theilten sich; jeder wählte sich den Mann, von dem er sich den Sieg über seine Mitstreiter versprach. Dieß unschuldige kleine Vergnügen konnte man unter einigen schlechten Kaisern nicht ungestört geniessen. Es ward als ein Verbrechen angesehen, wenn man nicht völlig mit dem Kaiser einerley Meynung hatte. Man legte es so aus, als wenn man den Kaiser gelästert hätte, sobald man nur auf die andere Parthie trat. Zuweilen ward der schwache Kaiser darüber so erhitzt, so wüthend zornig, daß ein Mann, der die Kämpfer anders ansah und beurtheilte als der Kaiser, von seinem Platz auf der Stelle weggerissen, und ohne den geringsten Verzug gleich auf den Kampfboden gebracht, und selber den wilden Thieren dargeworfen werden mußte. (S. l. c. c. 33.) Und an diesem schrecklichen Schauspiel, wobey die Brutalität und die

Beschimpfung der Menschenwürde ihre höchste Stufe erreicht hatte, weidete sich dann der Fürst, für den die Sprache keinen auszeichnenden Namen hat, und mit ihm die Leute, die ihm ihren Verstand, ihr Herz und ihre Zunge verkauft hatten. *) Eine andere Geissel für das römische Volk waren die Ankläger und Verräther (Delatores,) die bey schlechtdenkenden Kaisern ein großes Gewicht hatten, und nicht nur zur Befriedigung des Monarchen und aller seiner ungestümmen Leidenschaften halfen, sondern auch gar oft ihren eigenen Begierden den Zügel schiessen liessen, und, weil sie Macht zu allem hatten, sich auch Erlaubniß zu allem gaben. Der Rechtsgelehrte vergleicht sie einer Rotte Spitzbuben und Mörder, nur mit dem Unterschied, daß diese Einöden und Wege, jene aber Tempel und Gerichtshaus besetzt hatten. So lange die Kaiser solche lügenhafte, falsche, gewinnsüchtige, niederträchtige, boshäfte Spione hatten, und bloß auf ihre Anzeige von allerhand Vergehungen Leib-

und

*) Dieß und alles andere, was ich hier von der unglücklichen Verfassung in Rom anführe, muß ohne Zweifel vollständig wahr seyn, so unglaublich es auch scheint. Denn Plinius redet es als Consul, an einem großen Jahrstage, in Gegenwart des regierenden Kaisers, wenige Jahre nach Domitians Tod, vor den Ohren vieler, die Augenzeugen gewesen waren; in der Absicht sagt er es, eine Vergleichung zwischen Trajan und seinen Vorfahren anzustellen rc.

und Lebensstrafen verfügten, so war freylich kein Testament mehr sicher, keiner war in seinem Amt und Stand sicher; heute ward einer angeklagt, daß er zu viel, und morgen ein anderer, daß er zu wenig Kinder habe. (S. l. c. c. 33. 35.) Der Geitz der Regenten sprach durch diese gedungene Werkzeuge. Daher wurden oft ganze Schiffe voll Senatoren ohne Mast und Ruder in das weite Meer hineingestossen, und Wind und Wellen überlassen, bis das Fahrzeug endlich an Klippen stieß, wo sie entweder die Kälte, oder der Hunger, oder die großen Seethiere, oder die Verzweiflung umbrachte. Doch nicht länger von diesen unwürdigen Regenten, die den Fluch der Menschheit mit ins Grab genommen haben.

Die heiligen Dichter beschreiben an mehrern Orten die immer mehr zunehmende Lieblosigkeit und Unredlichkeit unter den Menschen. Micha sagt, man dürfe nicht einmal der Geliebten, die in unsern Armen schläft, alle Geheimnisse anvertrauen, (Cap. 7, 5.) und setzt hinzu: Niemand glaube seinem Freund durchgängig, zu allen Zeiten, unter allen Umständen, auch beym verdächtigsten Schein; das Herz des Menschen ist ein leichtes und veränderliches Geschöpf: wie manches wird in kurzer Zeit bey uns möglich, wovon wir vorher noch keine Ahndung hatten? Wir trauen uns oft selber zu viel Gutes zu, und der schädliche Einfluß von andern verwischt oft fast die Grund-

züge

züge des Charakters. Niemand verlasse sich auf Fürsten, sagt der Sänger der Religion; die Hoffnung betrügt oft; sie lassen öfters Männer fallen, wegziehen, leiden, von andern gedrückt werden, denen sie alles zu verdanken haben, die sie auch sonst vorgezogen, geliebt und geschätzt haben. Bernstorff in Dänemark — wie viele hat unser Jahrhundert? Als er gestürzt wurde, sagte er nichts, als: Gott segne das Land und den König! (S. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff.) In dieser großen Ruhe trat Bernstorff hinter den Vorhang, hüllte sich in seine Rechtschaffenheit ein, gieng auf sein Landgut, und bereitete sich zum Tode. Mit ihm fiel unter andern auch Sturz, um den die Muse Germaniens noch Flor am Saitenspiel trägt. Man nahm dem Mann, der viele Talente hatte, seinen Posten; als er sich eben mit seiner Erwählten verbinden wollte, ward ihm der Arrest angekündigt; vier Monate lang saß er gefangen: und da geht die Geschichte seiner Kränklichkeit an; da liegen die Saamenkörner zu der Düsternheit, die ihn nachher nie ganz verließ, und endlich frühe ins Grab brachte. (S. T. Mus. Nov. 1780.) Wer hat in unsern Tagen die große Wahrheit, daß man nicht auf die Gunst der Fürsten zählen, und für seine Verdienste Belohnung fordern dürfe, nachdrücklicher, aber auch kläglicher, durch sein eigenes Exempel bestätigt, als Paul Olavides

in Spanien? Er ward in Peru geboren, und legte auch in Amerika durch sein Genie den Grund zu den großen Geschäften, die man nachher von ihm erwarten durfte. Das Geld einer reichen Wittwe, die sich in ihn verliebt hatte, wendete er zur Reise nach Europa an. Als er in Frankreich die besten Köpfe der Nation kennen gelernt, und sonderlich das Theater studirt hatte, kam er nach Spanien, gewann daselbst die Gunst des Grafen von Aranda, der das Staatsruder in Händen hatte, und war bey der Vertreibung der Jesuiten Polizeymeister in Madrid. Der Haß, den er sich dadurch zuzog, ward nachher noch grösser, als er Intendant von Sevilien war, und seinen Vorschlag, Sierra Morena, das ein Stück der pyrenäischen Gebürge ist, wo Felsen und fruchtbare Thäler abwechseln, durch deutsche und andere Colonien, worunter auch viele von denen waren, die man i· Spanien noch immer Ketzer heißt, anzubauen, ausführen durfte. Während diesem wirklich großen Unternehmen, wodurch die Trägheit der Nation beschämt werden sollte, und wofür er in andern Ländern mit Geld und Lorbeerkränzen bezahlt worden wäre, ruhten die Mönche nicht, den Herrn von Olavides anzuschwärzen, und durch falsche und schändliche Erdichtungen ihn beym Volk verhaßt zu machen. Olavides hatte seinen deutschen Pflanzern, die er besonders 1763, durch einen Offizier von Thüri-

gel

gel erhielt, mit Wissen und Willen des Hofes freye Religionsübung versprochen. In wenigen Jahren war die Colonie im blühendsten Zustande; das Stück Land, das seit der Ausjagung der Mohren eine Einöde gewesen war, hatte sich in einen Lustgarten verwandelt, und nährte jetzt viele glückliche und zufriedene Einwohner. Aber das konnten sie nicht mehr seyn, als vor einigen Jahren die Beichtväter des Königs den unglücklichen Augenblick finden konnten, die Inquisition wieder auf den Thron zu heben. Der Mann, der „orthodoxe Pfützen durch Ketzerhand zu Eden bauen ließ," wie Hr. Zaupser singt, (s. seine Ode auf die Inquisition. München.) ward sogleich eingezogen, und als der erste Missethäter behandelt. Man hatte 78 Zeugen gegen ihn zusammengebracht. Der Klagen waren so viel, daß man ihm einmal 170 Artikel, und nachher wieder 70 vorlegte. (S. Neue Miscellan. histor. polit. moral. Inhalts 6tes St. S. 1068. ꝛc. vergl. S. 1104. ꝛc.) Man nahm ihm alle seine Ehrenzeichen, erklärte ihn auf ewig für unfähig, irgend ein Amt zu bekleiden; Reiten, Waffen führen, Silber, Gold, Seide, Sammt, Edelsteine und Galonen zu tragen, ward ihm verboten; von seinem bisherigen Aufenthalt, von allen königlichen Häusern, von seinen neuen Colonien, selbst von seinem Geburtsorte Lima ward er ebenfalls auf die Zeit seines Lebens verwiesen; ferner verlor er alle seine Güter, und

ward verurtheilt, acht Jahr im Gefängniß zu sitzen. Daselbst sollte er, um der geistlichen Uebungen willen, alle Freytage fasten, alle Tage kniend den Rosenkranz und den Glauben hersagen, und ein Buch, das ein Granadensischer Mönch geschrieben hatte, zu seiner Stärkung und Erbauung fleißig lesen. (Vermuthlich war dieß Stück der Strafe für einen aufgeklärten Kopf eine sehr empfindliche Zumuthung.) Weil er aber auch für einen greulichen Ketzer erklärt worden war, so nahmen die Pfaffen in Gegenwart vieler Herzoge, Grafen, königl. Ordensritter, königl. Räthe, Aebte und Mönche, mit vielen Ceremonien eine Abschwörung, und nachher wieder eine völlige Aussöhnung mit der Kirche vor, und so marterten und verhöhnten sie den Mann, den sie allen ihren jungen Männern hätten als Muster vorstellen sollen. — Ueber das Meer war er gekommen, und brachte seine Einsichten, sein Feuer, seinen unternehmenden Geist zu ihrem Besten mit. Ackerbau und Künste hob er empor; der König und der Staatsminister billigten es, gaben die Erlaubniß, freuten sich über jede gute Nachricht; und unvermuthet rafft sich die Hyder, die in Staub getreten war, wieder auf, windet sich schnell in die Höhe, und beißt den Mann, der ihr eine tödtliche Wunde versetzen wollte. Vergebens berief sich Olavides auf seinen König und auf den Minister. Aranda konnte ihn selber nicht schützen; der König

nig vergaß die treuen Dienste dieses Mannes, und mußte dieß, und viele ähnliche Schandflecken der Nation geduldig ansehen, nachdem er einmal der Inquisition wieder ihren Lauf verstattet hatte. Olavides saß im Kerker, und es ist noch jetzt ungewiß, ob er, wiewohl der aufgeklärte Theil von ganz Europa sein Schicksal beklagte, wieder frey geworden ist. Ach, welch eine Schande, daß auch noch die neueste Geschichte unsers Welttheils solche schreckliche Beyspiele aufstellen kann! *)

*) Meine Leser sind nicht alle mit der Kirchengeschichte bekannt, und wir haben doch in diesem unerschöpflichen Schatz so manche wichtige Urkunde zur Geschichte großer Herren, und der Menschen überhaupt. Ich will daher nur noch einen Brief von dem unglücklichen Johann Huß, der vom Concilium zu Costanz verbrannt wurde, (im J. 1415. 6. Jul.) nachdem Kaiser Sigismund sein gegebenes Wort gebrochen hatte, hieher setzen. Er gehört zu den letzten Briefen, die dieser Vorläufer der Reformation aus dem kalten und hungerigen Kerker an seine böhmischen Freunde schrieb, und lautet so: „Lieben Freunde! Erlaubt mir diese letzte Gelegenheit zu ergreifen, euch zu ermahnen, daß ihr auf nichts in dieser Welt euer Vertrauen setzet, sondern euch ganz dem Dienste Gottes ergebet. Ich bin wohl berechtigt, euch zu warnen, daß ihr euch nicht auf Prinzen, noch auf irgend einen Menschen verlasset: denn es ist keine Hülfe bey ihnen; Gott allein bleibt getreu und beständig. Was er verspricht, das wird er gewiß vollbrin-

Aber eben das Wort Gottes, das das allzugroße und unumschränkte Vertrauen auf die Großen der Erde untersagt, verkündigt auch diesen Mächtigen selber, daß auch auf sie Noth nnd Elend wartet. Die Krone ist noch kein Freyheitsbrief gegen die allgemeinen Mühseligkeiten des Menschenlebens. Der polnische König Stanislaus war ein vortreflicher Herr. Aber er mußte mit Lebensgefahr

aus

bringen. Ich selbst verlasse mich ganz auf seine gnädige Verheissung. Nachdem ich mich bemühet habe, sein treuer Diener zu seyn, so fürchte ich nicht, von ihm verlassen zu werden. Wo ich bin, sagt unser gnädiger Erlöser, da soll mein Diener auch seyn. Der Gott des Himmels erhalte euch! Das ist ohne Zweifel der letzte Brief, den ich im Stande seyn werde, euch zu schreiben. Ich habe Ursache zu glauben, daß man mich morgen abfordern wird, mit meinem Leben zu antworten. — Sigismund hat in allen Dingen fälschlich gehandelt. — Gott aber verzeihe es ihm! Ihr habt gehört, in was für harten Ausdrücken er von mir geredet hat.“ S. Wilh. Gilpins Lebensbeschreibung der bekanntesten Reformatoren vor Luthero. Aus dem Englischen. Mit Kupf. Frankf. und Leipzig 1769. gr. 8. S. 219, 220. Es gehört, meinem Erachten nach, nothwendig zum wahren und nützlichen Studium der Geschichte, überall, so viel als möglich, die eigenen individuellen Aeusserungen aller großen und denkwürdigen Personen, besonders aus ihren Briefen, aufzusuchen, und sie jungen Leuten als die beste Lectüre, in die Hand zu geben.

aus seinem Reich fliehen, und als er endlich in Lothringen Ruhe hatte, ergriff das Feuer im Kamin beym Morgengebet das Kleid des Königs, und er starb mit großen Schmerzen. Das Leben und die Gesundheit der Monarchen ist nicht fester und dauerhafter, als das Leben der Tagelöhner. Die Geschichte bewahrt viele klägliche Exempel von verfolgten, verrückten, abgesetzten, siechen, mißhandelten und erschlagenen Regenten. Diese Erfahrungen des menschlichen Elendes müssen die Prinzen Weisheit lehren, und den stolzen Königen Demuth predigen. Gott nimmt den Vornehmsten, den Generalen und Heerführern, öfters schaarenweise das Leben, sagt David, und ist schrecklich selbst für die Könige der Erde. (Ps. 76, 3.) Der fromme Dichter besingt dort den mächtigen Schutz, den die Kirche Gottes gegen alle Feinde zu geniessen hat. Gott, sagt er in dem Bilde, das er braucht, hält gleichsam Weinlese vom Leben der Helden. Er richtet unter ihnen, wenn es seine Absichten erfordern, solche schreckliche Niederlagen an, wie man im Herbst ganze Weinberge ihrer Früchte beraubt. Die Bibel vergleicht an mehrern Orten eine grausame Hinrichtung, die vielen Menschen das Leben kostet, mit der gänzlichen Beraubung der Weinstöcke, denen ein sorgfältiger Landwirth keine Beere übrig läßt. (Man sehe Offenb. Joh. 14, 14. 20. und Esaiä 63, 1. rc.) Der Richter wird

vor-

vorgestellt, als wenn er in seiner Hand eine Scheere hätte, die nichts verschont, als wenn er einen aufgeschütteten Haufen von Trauben so gewaltig und unwiderstehlich zusammenstampfte und mit starken Füssen so ganz zusammenträte, daß ihm der Saft der Trauben an die Kleider spritzt, und das Gewand roth wird. Wenn der ungebundene Monarch sich vor keinem Menschen fürchtet, und die Gesetze der Wahrheit und Natur selber verachtet, so soll er wissen, daß er doch gegen Gott Ehrfurcht haben muß, daß sein Arm ihn ganz gewiß erreichen, und ihn mit leichter Mühe von der schwindelnden Höhe, auf der er sich sicher glaubte, unvermuthet herabstürzen kann. Die Vorsehung rettet alsdann selber die Ehre der Menschheit, und zeigt, daß Königreiche nur ein Sonnenstaub im Universum sind, den sie hinblasen kann wo sie will. Wie viele Verschwörungen sind schon gegen die größten Monarchen gemacht und ausgeführt worden? Starb nicht Julius Cäsar auf dem Rathhaus, mit 23 Wunden hingerichtet? Hat man nicht Beyspiele, daß auch gute Könige in ihrem Zimmer von Meuchelmördern angefallen wurden? Oft läßt sie selber gute und vor Menschen untadelhafte Regenten das Ungemach des Erdelebens erfahren, und giebt von ihrem Verfahren keine Rechenschaft. Was leiden öfters Königinnen und Prinzessinnen, denen ihr Gemahl ein ganzes Serail von andern Frauen-

zim-

zimmern an die Seite setzt? Man weiß, daß schon oft Prinzessinnen, die an gewisse Häuser verheyrathet werden sollten, und nicht zurückgehalten werden konnten, durch allerley beygebrachte Arzneyen, ehe noch der Tag der Verbindung erschien, mit dem Saamen der Auszehrung und der Kränklichkeit angesteckt worden sind, nur damit sie nicht einen Nachfolger gebären, und das politische System verrücken sollten. Die geschäftige Bosheit der Menschen zerstört im Geheimen, wenn sie kann, das schönste Werk der Natur, macht die Unschuld unglücklich, und will, wenn es Gott zuläßt, ihre giftige Wirkungen auf Jahrhunderte hinaus fortpflanzen. *) Der Wiederhersteller des abendländischen Kaiserthums war nicht nur ein großer, sondern auch ein glücklicher Mann; aber wer muß nicht seinen ältesten Sohn, Ludwig den Frommen bedauern? Er hatte mehr Wissenschaften und Einsichten, als viele Kaiser und Bischöffe nach ihm. Dabey dachte er recht sehr gut,

*) Sollte man nicht der Zeit, wo dieß geschehen konnte, fluchen, wenn man damit die edle Einfalt, die aufrichtige Redlichkeit, die reine Sitte der Vorwelt vergleicht? Als Kaiser Otto I. die Schwester des englischen Königs Athelstan zur Gemahlin verlangte, schickte ihm sein neuer Schwager beyde Schwestern, um die zu wählen, die ihm am besten gefiel. (S. Hr. Schmidts Gesch. der Deutschen, 2ter Th. S. 121.)

gut, und wäre im Zirkel des Privatlebens ein herrlicher Mann gewesen. Sein von Natur sanfter Charakter ward durch die Gottesfurcht noch erhöht. Die schöne Ermunterung, die sein sterbender Vater ihm gab, als er Krone und Scepter aus seinen Händen empfangen, und von ihm Abschied nehmen sollte, (s. in Hrn. Schmidts Geschichte der Deutschen. 1ter Th. S. 428, 429.) war ihm gewiß immer im Andenken. Er nahm sich sorgfältig vor der Wildheit jener Zeiten in Acht. Wie manchem Aufrührer, den die Natur und das Gesetz zum Tode verdammte, schenkte er das Leben! Sollte man nicht erwarten, daß ein Herr, der alle diese Vorzüge und löbliche Eigenschaften zur Verwaltung großer Reiche mitbringt, auch eine beglückte Regierung haben werde? Allein, wiewohl er keinen Menschen beleidigen wollte, so kränkten andere ihn. Die ganze Regierung war eine einzige Kette von Familienhändeln, ein erschrecklicher Sturz von Carls Höhe herab. Er stieg auf den Thron, ehe er wirklich genug vorbereitet war. Manches, das er jetzt überschauen und leiten sollte, war ihm fremd, weil ihn sein Vater nur in einer Nebenprovinz hatte erziehen lassen. **Ludwig** mußte darunter leiden, daß Carl einen Theil der Nation an das beständige Kriegführen gewöhnt, und die ruhigen Bewohner des Landes dadurch fast erdrückt hatte. Ferner hatte er das Unglück, das so viele junge Regenten trift;

schlechte Rathgeber brachten ihm gegen die vertrautesten Freunde seines Vaters allerley Verdacht bey. Die Schwestern, die Carl hatte sitzen lassen, machten ihm viel Verdruß. Oft wollte er dem Uebel steuern, und machte die besten Verordnungen; aber der Hof konnte seinen Befehlen keinen Nachdruck geben, sie wurden nicht beobachtet. Seinem Neveu, der einige Unruhen anfieng, ließ er, wie es damals Mode war, die Augen ausstechen. Nachher wachte das Gewissen auf, und der Kaiser that deswegen im Sack und in der Asche Kirchenbusse. In seinem ganzen Betragen war kein Plan, keine Festigkeit. Die falschen Begriffe, die man damals von Andacht, Gottseligkeit, Heiligung, Welt und weltlichen Geschäften, Vorbereitung zum Tode, Verläugnung ꝛc. hatte, und die durch den ersten Unterricht in die weiche und lenksame Seele des Kaisers tief eingedrückt worden waren, bewogen ihn zu dem Schritt, den er nie hätte thun sollen; er begab sich der königlichen Würde vor der Zeit, und theilte die Länder unter seine Söhne. Er wollte sich für seine letzten Jahre Ruhe verschaffen, und streute selber den Saamen der Unruhen und der Feindseligkeiten zwischen Vater und Kindern aus. Er erniedrigte sich selber in einem Edikt vor der ganzen Nation, verlangte, daß man gar oft für ihn fasten und beten sollte, und schwächte dadurch sein Ansehen. Weil seine Absicht war, sich aller irdischen

schen Dinge zu entschlagen, so suchten ihn nun die Bischöffe zu bereden, daß er in ein Kloster gehen sollte: aber andere Geistliche fanden es wieder besser, wenn er noch eine Hand in den Geschäften hätte, damit er ihnen noch mehr schenken und vermachen könnte. Indessen war doch die Natur noch nicht abgestorben. Der alte Kaiser schritt sogar zur zweyten Ehe, und zeugte noch einen Sohn, dem er nichts mehr hinterlassen konnte. Die Mutter dieses Prinzen sorgte aus natürlicher Liebe für ihr Kind, und verlangte vom Vater, was er doch eigentlich nicht mehr thun konnte, eine neue Theilung, und Versorgung des Jüngsten. Die übereilte Entfernung von den Geschäften, die er in der besten Absicht vorgenommen hatte, kam ihm nachher theuer zu stehen. Menschen! wir sehen nie in die Zukunft, und können für unser eigenes Herz nicht Bürge werden. Große dieser Erden! auch ihr hängt in allen euern Handlungen und Entschliessungen von Umständen ab, die nicht in eurer Gewalt stehen! auch ihr könnt den übeln Folgen der Unvorsichtigkeit und der menschlichen Schwäche nicht entrinnen! Tretet daher, und sehet einen guten Mann, den Sohn eines großen Vaters, den Kaiser von Rom, den Beherrscher Italiens, den König von Deutschland und Frankreich, der durch sein von Natur furchtsames Gemüth, durch seine Bigotterie und Andächteley, die ihn in die Kirche und zum Erbau-

ungsbuch trieb, wenn er regieren sollte, durch seine eigene Unbedachtsamkeit, durch seine zärtliche Liebe für den Sohn, den er im Alter gezeugt hatte, durch die sanfte Gewalt, die ein Weib über ihn hat, durch die heilige Sprache der Klerisey, durch die Geringschätzung der Nationen, durch den Mangel der festen Entschlossenheit und Standhaftigkeit, ehe er noch grau war, in ein schreckliches Labyrinth versunken, allen Muth fallen läßt, und bald gegen seine eigene Kinder zu Felde zieht, bald von ihnen, von Bischöffen und Unterthanen jämmerlich mißhandelt wird. Barbarisch giengen die ältern Söhne mit dem armen Vater um, und machten ihn vollends kleinmüthig. In allen seinen vorigen Ländern war nicht ein einziger Patriot, der sich des alten Kaisers mit wahrem Heldenmuth angenommen hätte. Das Interesse der Völker war durch seine eigene Schuld getheilt. Alle Hoffnung setzte er auf die Prälaten in Deutschland, die durch ihn groß und übermüthig geworden waren, und sah nicht ein, daß sie nur darauf bedacht waren, seine Güte zu mißbrauchen. Auch ein Herzog, dem Ludwig sein Vertrauen schenkte, stürzte ihn in neue Verlegenheit. Es entstanden schreckliche Scenen. Der Kaiser ward von seinen Söhnen gezwungen, ganz vom Schauplatz abzutreten, und öffentlich um Verzeihung zu bitten. Man muthete ihm eine abscheuliche Kirchenbuße zu; man steckte ihn in ein

Ge-

Gefängniß, und brachte auch seine geliebte Judith zwischen vier Mauern. Der Bischoff von Osnabrück begieng den Frevel, ihm den Degen vom Leibe zu reissen. Die Söhne überzogen ihn mehr als einmal mit Krieg; mit den Waffen in der Hand starb er; und als er starb, war sein väterliches Herz noch so voll Liebe und Versöhnlichkeit, daß er dem zweyten Sohn, der die neuen Händel angefangen hatte, alle Beleidigungen vergab, die Anwesenden bat, dem wilden Sohn das zu sagen, und ihn an das vierte Gebot zu erinnern. Das war das Ende eines Mannes, sagt sein Geschichtschreiber, (s. Hrn. Schmidts Geschichte der Deutschen, 1ter Th. S. 458.) der keine ärgere Feinde hatte, als seine Kinder, da doch der Arme in seiner Hütte den letzten Trost hat, daß ihm die Seinigen mit wehmuthsvoller Dankbarkeit die Augen schliessen. Da sah man recht den Gott, der den Fürsten den Muth nimmt, und schrecklich ist unter den Königen auf Erden.

Eine der beweinenswerthesten Personen in der großen Welt war ohne Zweifel die Mutter des Kaiser Carls V. Sie fiel über den Tod ihres Gemahls in einen Wahnwitz, und in diesem erbärmlichen Zustande blieb sie fast funfzig Jahre eingesperrt. Sie wußte von dem großen Ruhm ihres Sohnes, von seinem über alle andere Monarchen erhabenen Rang, von seinen vielen Kriegen, von der Kirchenverbesserung, von den innern

An-

Angelegenheiten des spanischen Reichs, kurz von allen den großen und merkwürdigen Revolutionen, die die Vorsehung in jenem Jahrhundert vorgehen ließ, nichts, und war lebendig todt. Man sah sie noch immer neben ihrem Sohn als Mitregentin von Spanien an, aber sie glich den Menschen nur im Aeusserlichen. Bis in das Jahr 1555, wo Carl freywillig alle Scepter aus den Händen legte, schleppte sie die schwere Bürde des Elendes fort, und gieng zu eben der Zeit in die Wohnungen der himmlischen Ruhe ein, wo ihr Sohn, nachdem er lange durch seine Rastlosigkeit und durch seinen ungemäßigten Ehrgeitz Europa erschüttert hatte, endlich des geplagten Lebens überdrüßig wurde, und das stillere Glück eines Privatmanns im Kloster St. Justi erwählte. Verborgene Führungen des Ewigen! Indeß der Sohn, mit dem stolzen Gedanken erfüllt, Universalmonarch von unserm Welttheil zu werden, alle mögliche Kräfte anstrengt, die größten Armeen gegen die Feinde führt, beständig entweder in Frankreich, oder in Italien, oder in Deutschland, oder in Afrika, auf dem festen Land, oder auf dem Meere Menschenblut vergießt, Könige und Päbste in seinen Gefängnissen einschließt, manchem deutschen Fürsten auf den Kopf tritt, und zuletzt doch einsieht, daß alles unter dem Mond eitel und vergänglich ist, so verliert die Dame, die diesen in vieler Rücksicht großen und bewundernswürdi-

gen Sohn geboren hat, durch die Macht des Kummers und der ehelichen Liebe überwältigt, ihren Verstand, lebt sich selber und andern Menschen zur Plage beynahe ein halbes Jahrhundert, und stirbt kurz vorher, ehe ihr Sohn vom Getümmel der Welt Abschied nimmt, und seine Kronen an Sohn und Bruder vertheilt. Sollte sie etwa das oft ungestümme Betragen ihres Sohnes nicht ansehen, und lieber, ehe die Natur sie befreyte, vor dem Toben der Welt Augen und Ohren verschliessen? Oder sollte sie in ihrem Jammer dem ruhelosen Kaiser eine stumme Lehrerin, eine rührende Warnung seyn?

Es scheint nicht, daß viele große Herren durch das Unglück ihres Gleichen weise werden. Denn eben dieser Monarch, über dessen Charakter es so schwer ist, ein vollständiges Urtheil mit Gewißheit zu fällen, hatte, wie es scheint, Freude daran, wenn er sogar andere Fürsten an den Stufen seines Thrones kriechen sah. Durch ihn ward der vortrefliche Churfürst Johann Friedrich unglücklich: aber er litt alles mit tugendhafter Großmuth. Sein Gewissen, die Liebe zur Wahrheit des Evangeliums, die von ganz Europa zugestandene Nothwendigkeit der Kirchenverbesserung, die Rechte der deutschen Fürsten, seine Ehre, und die gar nicht zu verkennenden Absichten des Kaisers nöthigten ihn, sich in Gesellschaft des Landgrafen von Hessen zum Haupt des Schmalkaldischen Bundes auf-

aufzuwerfen. Tapferkeit im Kriege sprachen ihm selbst seine Feinde nicht ab; aber er gieng immer gern behutsam zu Werke. Sein eigener Vetter Moritz von Sachsen, der im Anfang die gute Sache der Protestanten verlassen hatte, fiel in sein Land, indeß daß der Churfürst in weitentfernten Gegenden von Deutschland gegen den Kaiser stritt, um ihn zu billigern Gesinnungen gegen die Evangelischen zu bewegen. Der Churfürst überließ sein Land den Feinden, ließ sich in Ulm von den Patrioten bewegen, ebenfalls als Patriot zu handeln, und lieber erst die gemeinschaftlichen Gefahren abzutreiben, als sein Eigenthum zu vertheidigen. Als aber hernach die Bundsarmee doch getrennt wurde, und der Churfürst sein Land wieder erobert hatte, so gieng der Kaiser, den indessen der Tod von seinem Nebenbuhler in Frankreich befreyet hatte, mit aller Macht auf den Fürsten los, der doch nur für die heiligen Rechte des Gewissens stritt, und der reinen Religion Jesu Christi einen Weg zu allen Menschen verschaffen wollte. Es war beynahe unmöglich, daß sich Johann Friedrich gegen ihn hätte erhalten können. Im Jahr 1547, führte Carl seine ganze Armee auf eine unerhörte Art durch die Elbe, (s. Robertsons Geschichte der Regier. K. Carls V. 3ter Th.) und bey Mühlberg kam es zum Treffen. Der Verfechter der Protestanten bewies auch da persönlichen Muth; aber, als er endlich im Ge-

sicht verwundet und vom Kampf äusserst ermüdet war, ward er gefangen, und vor den Kaiser, seinen Bruder, und viele andere Großen, die sich über sein Unglück freuten, hingeführt. Man weiß, daß er damals gleich viele grobe und grausame Behandlungen erfahren hat, aber er warf sich nicht weg, und trotzte nicht. Stillschweigend erkannte er darinn die Hand der Vorsehung, erinnerte seinen Ueberwinder an das wechselnde Kriegsglück und erwartete gelassen, daß man ihn seinem Stand gemäß behandeln würde. Allein spanische Soldaten mußten ihn bewachen, und Carl schleppte ihn lange als einen Gefangenen in Deutschland, und in anderer Herren Landen, überall wo ihn sein unruhiger Geist hinrief, mit sich herum. Man drohte ihm sogar mit dem Schwert; man ängstigte seine Gemahlin und die unschuldigen Kinder; man stellte ihn, alles nach spanischsteifen und spanischstolzen Sitten und Manieren, vor ein kaiserliches Kriegsgericht; spanische und italienische Offiziere sollten über den ersten weltlichen deutschen Reichsfürsten Urtheil sprechen; den Vorsitz bey dieser ächtspanischen Versammlung hatte der Herzog von Alba, der nachher das Blut der Niederländer stromweise vergoß; alle andere Fürsten legten Fürbitte ein: aber Carl nahm keine an; der Churfürst mußte die schimpflichsten Bedingungen eingehen, und doch in seinem ganzen Leben gefangen bleiben. Man verlangte sogar von ihm, daß er

sich und die Religionsangelegenheiten den Entscheidungen des Pabsts und der Kirchenversammlung unterwerfen sollte. Aber quälen konnten sie ihn wohl: zwingen, etwas wider Gott und seine Ueberzeugung zu thun, das konnten sie nicht. Indessen hatte man auch die andere Stütze der Protestanten zu zerbrechen gesucht. Der Landgraf Philipp ward auf eine eben so ungerechte als unanständige Weise in die Falle gelockt, und barbarisch steckte man ihn nachher ins Gefängniß. Und als man sich auf diese Art der beyden wichtigsten Männer bemächtigt hatte, so mußten nun die armen Unterthanen selber, die alle, die sich der Ketzerey nur im Geringsten verdächtig gemacht hatten, die Schärfe des Religionshasses erfahren. Carl züchtigte die Protestanten in Deutschland, und Ferdinands Arm lag schwer auf den Böhmen. Hoch fuhren sie nun beyde auf dem Luftwagen des Glücks über die gedemüthigten Deutschen weg, sahen gar nicht mehr unter sich, und giengen nur geradezu der Sonne entgegen, als wenn sie nie wieder zur Erde herabkommen müßten. Auf dem Reichstag in Augsburg im J. 1548, machte sich der Kaiser das grausame Vergnügen, die sächsische Churwürde dem Prinzen Moritz so zu übertragen, daß Johann Friedrich aus seinen Zimmern zusehen konnte, zusehen mußte, wie man ihm seine Würde, seine Ehrenzeichen raubte, und einen andern dadurch zur Untreue verführte. Doch,

auch bey diesem Zug, der uns doch das Herz des Kaisers nicht von der besten, nicht von der menschenfreundlichsten Seite zeigt, blieb der gefangene Churfürst gelassen. Der wahrhaftig große Mann klagt nur, wenn er gehindert wird, Gutes zu thun; die äusserlichen Zeichen kann er alle wegtragen und verschwinden sehen, und kein Seufzer fliegt ihnen nach. Fünf Jahre nachher wendete sich das Glück des Kaisers. Eben der Churfürst, den er in Augsburg mit so vielem Hohnlachen eingekleidet hatte, überfiel ihn plötzlich mit der Armee, und trieb ihn aus Inspruck weg. Damals ward Carl aufmerksam, nahm seinem Gefangenen die Wache, und nach dem Passauer Vertrag (1552.) stellte er es ihm völlig frey, ob er bey ihm bleiben oder weggehen wollte. — So ist also auch in den Cabinetern der Großen Neid, Eifersucht, Zorn, Zank, Privathaß, kleine heimlichspielende Leidenschaft, und der Stolz, über alle andere aufzusteigen. Aber die Vorsehung straft die Befehlshaber der Erde durch ihr eigenes Herz. Für sie sind so manche kleine und unschuldige Freuden der Welt und der Gesellschaft ohnehin verloren. — Da liegt die Mode, das Unding der Ehre, und der falsche Geschmack beständig mit der reinen und unverstimmten Natur im Streit; und die Vergnügungen der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit unter Personen von gleichem Stand und Rang — man möchte beynahe

fra-

fragen, ob sie jemals Könige wirklich genossen haben, oder ob auch dieß zu den eingebildeten und unmöglichen Dingen gehört, die nur Dichter sehen, und Mahler erblicken.

Unter den morgenländischen Fürsten schweigt oft sogar die Natur. Der Vater waffnet sich oft gegen seine Kinder. Der Onkel bringt oft die ganze Familie seines Bruders um. Einige Großen bestechen die Leibwache, dringen in das Serail, bringen um wen sie wollen, stillen ihre Lüste, und stürzen in einer Nacht die regierende Familie. Um eben diese Zeit, da Deutschland bald stolz war auf seinen Kaiser Carl, bald unter seinem schweren Tritt stöhnte, lebte in der Türkey der große Solymann, dem die Vorsehung einen wackern, und vortreflichen Sohn gegeben hatte. Man hatte überall Achtung für ihn, wo man ihn kannte. Und die, die näher um den Prinzen waren, redeten mit großer Ehrerbietung von ihm, und verbreiteten die größten Hoffnungen von ihm. Allein eine andere Beyschläferin Roxalana, die diesen liebenswürdigen Mustapha (so hieß der Prinz,) vermuthlich nicht ohne Neid sehen konnte, empörte das Herz des Vaters gegen ihn durch falsche Angaben und verrätherische Erdichtungen. Im Morgenland geht die Gerechtigkeit schneller als bey uns; Mustapha ward also auf Anstiften der Circassierin in Solymanns Zelt hingerichtet. Die Schöne hatte den Vater so aufgebracht und zur

Wuth gereizt, daß er selber mit fürchterlichen Ausfällen den Mördern Muth einsprach, als sie Mitleiden mit dem Bild der Unschuld hatten. (S. Robertsons Gesch. der Regier. K. Carl V. 3ter Th. S. 366-375.) Da man die Leiche des jungen Prinzen wegtrug, weinten selber die türkischen Soldaten, und jammerten ihm nach. — O du schon so lang erwarteter Tag des allgemeinen Weltgerichts! welche abscheuliche Thaten wirst du auch aus vergüldeten Winkeln hervorziehen, und an Höfen aufdecken? Werden wir dann die Posaunen Gottes noch schmettern hören, wenn die tausendfältige Stimme der Erschlagenen und Ungerächten sich überall erheben, und zu den Wolken steigen wird?

Der Haufen der unglücklichen Menschen wird noch größer, wenn wir in die Klöster der römischen Kirche gehen, und uns diese heilige Gefängnisse aufschließen lassen. Die vernünftigsten Mitglieder dieser Kirche seufzen selber mit den unglücklichen Schlachtopfern des Aberglaubens, und der mißbrauchten elterlichen Gewalt. Sie erklären diese Häuser selber für eine wahre Marter der Menschheit, und wünschen laut, daß man sie entweder alle abschaffen, oder zu ihrer ersten Bestimmung zurückführen möchte. So urtheilen selber vornehme und religieuse Personen vom andern Geschlecht, die in Klöstern erzogen worden, und also mit allen diesen quälenden Einrichtungen bekannt

kannt sind. Wären sie, was sie erst waren, und billig noch seyn sollten, Erziehungshäuser, Spitäler, Ruhestätten für Arme, Kranke, Alte und Preßhafte, die sichere Zuflucht abgelebter Weibspersonen, wehrloser Jungfern, armer Wittwen und Waisen: welcher Menschenfreund würde nicht noch die Asche der Stifter und Erbauer segnen, so oft er daran vorbeygienge? Aber, wenn man diese schauervolle Gebäude, diese felsengleiche Mauren, diese hohe Thürme, diese eiserne Thore, diese Schlösser und Riegel dazu bestimmt, daß die schönsten Menschen in ihrem todten, stillen Umfang die Natur verschwören, die ersten Empfindungen unterdrücken, die liebsten Bande zerreissen, die unschuldigsten Freuden vergessen, beym Eingang in diese geweihte Kerker von der ganzen Welt Abschied nehmen, auf jede, auch auf die erlaubteste Ergötzlichkeit, Abwechselung oder Theilnehmung an den Festen und Vergnügungen anderer Menschen Verzicht thun, sich von Vater, Mutter, Bruder, Schwestern, von allen sonst geliebten Menschen lossagen, sogar das Kleid, das man sonst zu tragen gewohnt war, wegwerfen, und sich schon durch das Aeusserliche, als ein Wesen von ganz besonderer Art ankündigen, künftighin die Natur, die Welt, die Menschen, den großen Schauplatz der Nationen, oder das kleine Theater seiner Stadt gar nicht mehr denken, und sich ganz auf eine Zelle, auf die Kirche,

auf

auf einige Bücher und geistliche Uebungen einschränken, gegen alle andere Menschen, die nicht auch den Schleyer, oder die Kutte nehmen wollen, eine Art von Mißtrauen oder Zurückhaltung äussern, und nur noch mit einigen Wenigen, die eben so wenig ganz Mensch sind, Umgang pflegen, bis endlich daraus wahre kindische Furcht, lächerliche Blödigkeit, und übertriebene Schüchternheit entstehet; ihren Willen ganz, ohne alle Einschränkung, ohne Vorbehalt der natürlichsten Rechte, sogar auf Unkosten der Wohlanständigkeit und der menschlichen Würde, dem Willen, der Laune, dem Eigensinn eines andern Menschen unterwerfen, der eben so wie seine Untergebene die Welt schon lange nur durch das Gitter angesehen, und nach einem sehr engen Kreis von Begriffen und Erfahrungen zu handeln gewohnt ist; im Besitz der besten Kräfte das Vergnügen der Arbeit entbehren müssen, sich die größte Einförmigkeit, eine abgeschmackte und unbefriedigende Lebensart gefallen lassen, an ewigen Tändeleyen und spielerischen Kleinigkeiten Freude haben, und gegen den Druck der Langeweile heute wie gestern, und morgen wie heute zum Gebetbuch Zuflucht nehmen, und sich überhaupt entschliessen sollen, zu der Zeit, wo der Mensch gemeiniglich ganz der Sinnlichkeit folgt, und für die Belustigungen der Sinne das meiste Gefühl hat, bloß allein von unsichtbaren, hohen, überirdischen Gegenständen zu leben, ihre

Kost

Kost aus dem Paradiese zu bekommen, von den Seelen der Entschlafenen Besuche anzunehmen, sich selbst zu geisseln, zu quälen, auszuhungern und zu schänden, mit Geschöpfen der Phantasie herumzutanzen, den Träumen eines Heiligen nachzuträumen, mit den Teufeln in der Hölle Lanzen zu brechen, mit den Erzengeln geheime Unterredungen zu haben, der heiligen Jungfer Tag und Nacht den Hof zu machen, bey Kreuz und Todtenbeinen, so oft die Glocke schlägt, ihr sündliches Elend zu beweinen, und in Gedanken lebendig ins Grab hinabzusteigen, bey der beständigen Erinnerung an den himmlischen Bräutigam gar nie, nicht ein einziges mal, an einen irdischen, roth und weissen, bekannten und sonst geliebten Bräutigam, oder Braut, wie sie auf Erden sind, zu denken, immer nur auf Wolken zu schweben, gleichsam immer auf dem Berge der Verklärung im Glanz Gottes zu schwimmen, und in Empfindung aufgelöst endlich in den Armen der heiligen Wächter einzuschlummern — wenn man dieß und das strenge Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des blinden Gehorsams, und noch manches andere, das unnatürlich, streng, unnütze, fad und klein ist, so vielen tausend Menschen als den sichersten Weg zum Wohlgefallen Gottes, als die höchste Veredlung der Menschheit, als das untrüglichste Mittel, in der Tugend vollkommen, in der Heiligung geübt, und im Himmel groß zu wer-

werden, vermahlt, und dadurch junge unerfahrne Menschen, ehe sie sich, die Welt, von der sie ausgehen, und das Klosterleben, das sie ergreifen sollen, recht beurtheilen können, aus allerley unedeln Absichten betrügt, und in die Falle lockt, die den einmal ergriffenen Fuß fest hält; soll da der Menschenfreund still schweigen? Es ist bekannt, welche Künste der Ueberredung man oft anwendet, um ein Frauenzimmer zum Kloster zu führen, dessen Bruder oder Schwester durch diesen bürgerlichen Tod reich werden soll. Und Dank sey es noch dem Namen der verstorbenen Maria Theresia, daß auch sie sich über das Unglück so vieler Söhne und Töchter erbarmte, und durch ein weises Gesetz das Jahr der Einkleidung so bestimmte, daß einige Wahl und freye Ueberlegung dabey Statt haben kann. Es ist aber auch bekannt, wie sich die verführerische Freundlichkeit, und die einschmeichelnde Gefälligkeit der Ordensbrüder und Schwestern wenige Tage nach der gemachten Eroberung stufenweise in Trockenheit, Kaltsinnigkeit, störrisches und mürrisches Bezeigen, und endlich in Härte und Grausamkeit verwandelt. Sie scheinen für die Neulinge im Kloster keinen andern Trost zu haben, als den, daß die Gewohnheit oft stärker sey als die Natur, und daß sie auch durch die Länge der Zeit abgehärtet worden wären. Aber die schrecklichen Auftritte, die alsdann entstehen, machen der Menschheit Schande; und

ent-

entheiligt doch den großen Namen des Christenthums nicht, ihr Väter und Mütter, ihr Aebte und Aebtissinnen, die ihr dazu Gelegenheit gebt! Man hat die neueingekleideten Schwestern angetroffen, wie sie auf dem Boden gelegen, sich von einer Ecke des Zimmers in die andere gewälzt, Crucifix und Bilder neben sich herumgeworfen, und die todte Hülse von sich weggestoßen haben. Man hat sie gefunden, wie sie sich in einem Strom von Thränen badeten, und Tag und Nacht nicht ruhig werden konnten. Man hat gesehen, daß sie sich die Haare ausgerauft, und die stärksten Anfälle der fürchterlichsten Affecten ausgehalten haben. Man hat gehört, wie sie, von den letzten Empfindungen der Natur verlassen, aufhörten, das liebende, zärtliche, sanfte, lenksame, gefällige Kind zu seyn, und über ihre Eltern, die es aber auch nicht mehr gegen sie waren, die schrecklichsten Flüche, die ihnen vorher nie in Sinn gekommen waren, aber nun von der Verzweiflung eingegeben wurden, ausgestossen haben. Man hat sie öfters in den gräßlichen Stellungen eines Rasenden gefunden, wie sie die Augen im Kopf verdrehten, und in der stillen Wuth alle andere Menschen anzufallen drohten. Etwas ganz gewöhnliches ist es, daß sie, wenn nach geheimen Leiden, die der ermattete Körper nur noch durch stumme Geberden ausdrücken kann, der Sturm wiederkehrt, und wenn dann die traurige Gewißheit ihres

Schick-

Schicksals nebst dem niederstürzenden Gedanken vor ihnen stehet, daß nun jede Aenderung unmöglich, und jede andere Erlösung, ausser durch den Tod höchst unwahrscheinlich sey, daß sie Eltern, Geschwister, Vorsteher, Verwandte, Nonnen, die alle, die sie an diese mit heiligem Schein umgebene Ketten geschmiedet haben, vor Gottes jüngstes Gericht laden, und sich schon im Voraus darauf freuen, daß das ihnen angethane Unrecht vom unpartheyischsten, vom allerhöchsten und besten Wesen am Thäter werde gestraft werden. So fängt oft bey Religiosen das Mönchsleben an, wovon wir uns so entzückende Vorstellungen machen sollen. So sieht der freywillige Gottesdienst aus, der dadurch dem Erlöser geleistet wird. So schleppt man mit Gewalt, mit Liebkosen und mit Zwang, mit Küssen und Streicheln, aber auch mit Schlägen, mit Fasten, mit Gefängnissen, mit allerhand empfindlichen, und dabey schimpflichen Strafen, die Opfer zum Altare, die sich selbst anbieten, und mit Lust und Freude kommen sollten! So wird man der Mörder seiner eigenen Kinder, um sie, wie man sagt, desto gewisser in den Himmel zu bringen! So foltert man Menschen, damit die Kraft der Religion Jesu unter die Menschen komme! So will man den Heiland verherrlichen, der allen Menschen zur Freude geboren wurde, und tritt doch seinen Erlösten das Herz aus dem Leibe! Großer Gott! wie lange

wird

wird denn noch die Schande auf uns haften, daß wir auch die herrliche Lehre deines Sohnes, wie alles in der Welt, mißbraucht haben? Und wenn werden wir, wir blinde und verkehrte Geschöpfe die wir das stolze Menschengeschlecht ausmachen! wenn werden wir einmal klug werden, uns vor uns selber schämen, und aus unserm Leben das alles wegwerfen, wodurch wir uns bisher selber gequält und gepeinigt haben? Wird denn die Zeit noch lange entfernt seyn, wo nicht mehr ein Mensch der Teufel des andern, wo einer dem andern Engel und Freund seyn wird? — Ach, ihr Märtyrerseelen, die ihr in eurem Blute lieget, an der heiligen Stätte! bald wird der große Engel, der die Gesandtschaft über Land und Meer hat, rufen, daß zum Quälen keine Zeit mehr seyn soll. Indessen werdet ihr weisse Feyerkleider bekommen, und warten auf euere geschlachtete Mitbrüder, und auf den Tag der Rache! — Die Zeit ändert etwas, aber wenig im Klosterleben. Man wird endlich unempfindlich, man wird der Klagen müde, aber heiter und ruhig wird man nie. Und wie sollte die Zufriedenheit in Kreuzgängen wohnen, da bekanntermassen schwerlich Ein Kloster in der Welt ist, dessen Glieder alle mit einander in vollkommener Eintracht und Liebe leben? Man gibt ihnen den Namen der Liebe; die reine Liebe vieler guten Menschen hat diese weitläufige und bequeme Häuser gebaut; die gut-

her-

herzige Liebe der gemeinen Christen giebt noch täglich manches hin, um diese Müßiggänger zu ernähren; man sieht beynahe keine Veranlassung zum Zank und Streit; nach der Regel des Klostergelübdes sollten sie alle nur Ein Herz und Eine Seele seyn, und kein anderes als das gemeinschaftliche Interesse haben: aber die Kinder, die sonderlich in weiblichen Klöstern erzogen werden, erzählen, daß sich die frommen Schwestern öfters, gleich den Tanzbären, unter einander klopften. Im Kloster gibt das Geringste, was aus der gewöhnlichen Welt hineinkommt, und innerhalb jener Mauern eigentlich Contrebande ist, zur heftigsten Uneinigkeit Gelegenheit. Etwas Caffee mehr oder weniger, ein Stückchen Band, das nur einen Finger breit ist, eine porcellanene Schale, und hundert andere Spielwerke zünden unter den Nonnen ein erschreckliches Feuer an. Wir schliessen dieß aus den Warnungen und Erinnerungen ihrer eigenen Beichtväter, die vor den Augen der Welt liegen. Die Entfernung vom Schauplatz des menschlichen Lebens verwandelt sie beynahe in den besten Jahren in unwissende und unerfahrne Kinder. Sie leben mitten unter uns: aber es ist, als wenn sie auf einer unzugänglichen Insel lebten, und beständig von den Wellen des Meers eingeschlossen wären. Daher kommt es, daß ihnen alles, auch die kleinste und unbedeutendste Sache, neu, fremd, und wichtig vorkommt.

Oft ist die Kleidung einer Fremden für diese Aftermenschen ein wahrer Markt; die Neubegierde steigt bey ihnen auf einen viel höhern Grad als bey uns, weil sie gar selten das Glück haben, der natürlichen Wißbegierde Genüge zu thun; die Einbildung wird durch die Einsamkeit noch viel geschäftiger, als sie von Natur ist, und zeigt ihnen in ihrem Zauberspiegel tausend Gegenstände, die wir nicht kennen, oder doch nie in diesen Farben erblickt haben. Das Bedürfniß der Liebe zum andern Geschlecht quält sie offenbar. Man muß der Menschenkenntniß, der Kunde der Natur, dem gesunden Blick des Philosophen, und der Erfahrung nicht widersprechen. Umsonst hat der Apostel nicht gesagt: Es ist besser, zu heyrathen, als ein verborgenes Feuer immer bey sich selbst zu ernähren. (S. 1. Cor. 7, 1 - 7.) Wir streben immer am heftigsten nach dem, was uns untersagt ist. Eben deswegen, weil uns der Genuß davon verboten wird, glauben wir, die Sache sey tausendmal mehr werth, ihr Besitz sey unendlich süsser und angenehmer, als er in der That ist. Die Folgen dieser unnatürlichen Einschränkung in Mannsklöstern sind bekannt; und warum soll ich das wiederholen, was leider! schon seit vielen Jahrhunderten einer großen Kirche zum lauten Vorwurf, der Religion Jesu Christi zur Schande bey ihren Verächtern, den gemeinen Christen zum unübersehbaren Aergerniß, und den

ächten und würdigen Dienern der Kirche selber zum Schimpf gereicht? In weiblichen Klöstern sollen die geistlichen Brüder den Mangel des Umgangs mit dem andern Geschlecht ersetzen, und viele andere Wahrnehmungen, die nicht hieher gehören, beweisen die traurigen Abwege, auf die die menschliche Natur geräth, wenn ihr Gewalt geschieht. Die Beyspiele derer, die aus diesen schrecklichen Kerkern auf alle mögliche Weise entfliehen wollten, bestätigen es ebenfalls, daß Klosterleben ein unnatürliches und unglückliches Leben ist. Im Gedränge der schmerzhaften Empfindungen haben viele den Eckel der Natur überwunden und wollten sich durch den Haufen der Unreinigkeiten und des Unflaths vom ganzen Hause einen Ausweg suchen. Andere haben künstlichere Mittel erfunden, sich um Mitternacht von der Höhe des Klosters an verschnittenen Bettstücken herabgelassen, und sind oft mit Lebensgefahr in Ströme und Mühlenwasser gesprungen, haben unter kalten Brücken ausgeruht, und sind mit verrenkten Gliedern oft, noch ehe der Tag kam, im Wald zwischen Hecken und Buschwerk fortgekrochen, bis sie an die Gränzen des benachbarten Landes gekommen, und den Schutz eines protestantischen Fürsten ansprechen konnten. Aber wehe diesen Beherzten, wenn sie eingeholt und zurückgebracht werden! Sie erfahren alsdann die ganze Strenge der klösterlichen Zucht, werden im Schooß der

Kirche vom Abt und ihres Gleichen, unter den verschwiegenen Mauern des Klosters, ohne daß ihnen das geringste Mittel zur Vertheidigung übrig gelassen wird, ohne die Möglichkeit, ihre Umstände, die Art und den Grad der Strafe vor die Ohren der Landesherrschaft zu bringen, viel grausamer behandelt, als vor irgend einem weltlichen Richterstuhl, und — Gott! wie viele haben in diesen unterirdischen Gefängnissen Jahre lang leiden, hungern, langsam faulen, auf der Folter sterben müssen! Kommt auch wohl ein Verwandter, und will sich am Gitter, das oft noch mit Balken verwahrt ist, nach dieser oder jener Nonne erkundigen, so antwortet öfters hinter dem eisernen Thor eine fremde Stimme, ahmt die Töne der Gefangenen nach, und lügt Wohlstand und Gutbefinden vor, indeß die lauten Seufzer an den dicken Mauern des Kerkers verhallen. Man weiß, daß man Mönche und Nonnen, die entspringen wollten, an den Haaren zurückgezogen, sie nachher als Meyneidige, als Bundbrüchige, als Verräther, als Ketzer, als Belialskinder behandelt, und ihnen nicht nur Beschimpfungen, Erniedrigungen von ihren Brüdern und Schwestern, alle mögliche Grade der Kirchenbusse, sondern auch die allererschrecklichsten Qualen angethan hat. Einige Orden, z. B. die Franziscaner und Carthäuser rc. sind in diesem Stücke besonders scharf. Beynahe in allen Klöstern kann man die schauer-

 vol-

vollen Plätze sehen, wo man ehemals die einmauerte, die zu uns übergehen wollten. Oft wagt ein Mann den gefährlichsten Sprung aus den Klostermauern, nicht in der Absicht, seine Religion zu verändern, nur um bey seiner oder irgend einer andern Obrigkeit den Prälaten zu verklagen, der ihm ohne Ursache gram ist, und ihn oft aus Privatleidenschaft, selbst gegen die Gesetze des Klosters, wegen schuldlosen Handlungen, oder wegen Kleinigkeiten, die der Argwohn und der Haß vergrößert hat, zu empfindlichen Bußen verurtheilt. Zuweilen wird das Feuer der Uneinigkeit zwischen dem Vorsteher und dem Ordensmann bloß dadurch aufgeblasen, daß der Religiose Mine macht, sich im Kloster um etwas mehr zu bekümmern, als um Essen und Trinken, und vielleicht einige Hoffnung hat, nach dem Abgang des alten Abts selbst zum Haupt des Klosters erwählt zu werden. Die feindselige Gesinnung findet öfters in theologischen Dingen einen unvorsichtigen Ausdruck, und erdichtet daraus eine Ketzerey, die der Grund der Verfolgung seyn muß. Man zeigt den Fremden öfters den Platz, wo mancher schon zwanzig Jahre gesessen, durch einen kleinen Schieber Wasser und Brod, etwa am heiligen Tag etlichemal im Jahre eine Suppe erhalten, und durch ein kleines Gitter seinen hartgewordenen Koth weggeschaft hat. Oft leben nach dreyßig Jahren noch die Bauern und Unterthanen, die den Pater, der in solchen unter-

irdischen Gefängnissen eingemauert wurde, gekannt haben, und oft werden gerade diese Bejammernswerthe, als die liebreichsten, gescheutesten und verträglichsten Religiosen gerühmt. Die weltliche Obrigkeit hat noch in unsern Tagen hie und da solche abscheuliche Kerker, wo die Sonne nicht hinschien, und die Luft nicht eindrang, die vom wüthenden Geist der Religionsverfolgung in den barbarischen Zeiten der Dummheit und des Aberglaubens nur dazu gebaut wurden, daß man Menschen martern konnte, niederreissen lassen. Oft hat man, wenn endlich die dicken und undurchdringlichen Gewölbe, die das Aechzen der Menschheit nicht zu irgend einem menschlichen Ohr aufsteigen liessen, durchgeschlagen waren, in den Trümmern dieser Marterhölen noch die zu beyden Seiten der Wand festgemachten eisernen Ketten angetroffen, und zwischen der Wand und der Kette noch die Asche eines Menschen gefunden, lose, nicht zusammenhängend, wie ein menschlicher Körper aussieht, wenn der natürliche Leim, der die Fasern verbindet, lange verflogen ist, aber die Erdstäubchen noch an einander liegen, wie sie im Leben neben einander lagen, und Muskeln ausmachten. Da sah man noch den Umriß von dem Menschen, der hier lebendig an der Kette sterben mußte! Sein erdichter Theil blieb, weil weder Luft, noch Wasser, noch Mensch, noch Thier, in das vermauerte, und vielen Bewohnern des Klo-

 sters

sters vielleicht ganz unbekannte Gemach kommen konnte, in der schönsten Ordnung beysammen, bis man mit Gewalt an die Kette stieß, und der irdische Rest, das Pulver von Staub zusammenstürzte, wie man die Ueberbleibsel des Alexanders in eine Hand fassen konnte, nachdem man den Sarg, in welchem er verfault war, erschüttert hatte. In Klöstern wird manche Nonne von den Schwestern für närrisch ausgegeben, und wird eingesperrt, weil sie etwa mehr Rechte hat als die andern, oder weil sie von ihren Verwandten mehr Zucker oder andere Leckerbissen bekommt. Daher selber vernünftige Glieder der römischen Kirche den menschenfreundlichen Wunsch äussern, daß die weltliche Obrigkeit allemal Nachfrage thun, und Untersuchungen anstellen sollte, so oft eine Person im Kloster plötzlich stirbt, oder für wahnwitzig erklärt wird, oder sonst auf irgend eine geheimnißvolle Art unvermuthet verschwindet. Ach, wie oft würde man einem, der schon halb mit Tod und Verzweiflung ringt, wieder zum Leben helfen, und den ungestörten Genuß der Rechte der Menschheit wieder verschaffen können? Wie weit ist doch das alles vom wahren Geist des Christenthums entfernt! Der fromme Stifter unserer Religion zwang keinen Menschen zu seiner Nachfolge. Sein Joch war viel sanfter, als die leichteste Ordensregel; und doch brauchte er keine andere Werkzeuge als Unterricht, Ueberzeugung und

Liebe. Er ließ den Verräther noch mit an der letzten Tafel sitzen, wo sein Herz die Empfindungen der Liebe und der Wehmuth kaum alle fassen konnte. Als ihn einmal viele Juden verliessen, und seine Lehre nicht mehr hören mochten, stellte er es auch den zwölf Aposteln frey, ob sie bey ihm bleiben oder auch weggehen wollten? (Joh. 6, 66, 67. 78.) Petrus verläugnete ihn, aber er gewann ihn durch seine Zärtlichkeit wieder. So bald sie vom Regieren und Befehlen sprachen, fieng er von der Demuth an, und stellte ein Kind unter sie. Wenn sie Waffen anschaffen, und, wie Aufrührer, sich gegen die Obrigkeit empören wollten, brach er gleich die Unterredung ab. (Lucä 22, 38.) Warum hat man denn zu allen Zeiten so vieles, das nur dazu dient, den Ruhestand der menschlichen Gesellschaft zu verletzen, mit dem Mantel der Religion bedecken wollen? Warum machen wir denn so viele unserer Mitbrüder unglücklich? Warum bauen wir solche Häuser, solche Gefängnisse für sie? Ist denn die Kleinmüthigkeit, das Stöhnen und Weinen Anderer Freude für uns? Fürchterlicher Auftritt, wenn einst am ehrwürdigen Tage des Gerichts aus allen diesen unzähligen Höllen auf Erden so viele Klagen derer, die in Eisen und Banden vermodert sind, und alle ihre unter den finstern Gewölben verschlossene Seufzer eine Sprache bekommen, und wie Donner tönen werden! Ihr heilige Engel

Gottes! Ihr treue Wächter der leidenden Unschuld und der geschlagenen Tugend! Eure Legionen werden ja kaum hinreichend seyn, das vergossene Blut, das in der Erde ohne Rache versiegt ist, aufzufassen und zum Richter hinzubringen! Du großer und weiter Himmel unsers guten Gottes! wie viele tausend Erwürgte werden aus den Gräbern hervordringen, und mit Jauchzen und Siegesgeschrey deinen glänzenden Thoren zueilen!

Wenn man sein eigenes Geschlecht aufs äusserste beschimpfen wollte; so dürfte man nur aus der Geschichte der Religionsverfolgungen alle die unmenschlichen Grausamkeiten sammeln, die man ehedem ausgedacht hat, um Menschen wegen ihren Meynungen und Sätzen unglücklich zu machen. Mit der angemaßten Herrschaft über das Gewissen kam eine Fluth von neuen, und vorher unerhörten Qualen unter die Menschen; und ach! daß dieser wüthende Strom verrauscht wäre! ach! daß wir davon nichts weiter wüßten, als was die Geschichte älterer Zeiten erzählt! ach, daß die geistlichen Tyrannen, die Herz und Kopf an ihrem Seil führen wollen, bald alle ausgestorben wären, und unsere Nachkommen dieß gefährliche Geschlecht nur aus den schauderhaften Beschreibungen ihrer Vorfahren kennen lernten! Der Religionshaß erstickt schneller, als irgend eine andere Leidenschaft, alle natürliche Gefühle. Daher konnte Saul,

wie-

wiewohl er in der Blüthe der Jahre stand, und bey seinem feurigen Temperament gewiß sonst keine stumpfe Empfindungswerkzeuge hatte, doch mit Freuden zur Steinigung Stephani helfen und bewahrte mit großer Geschäftigkeit den tobenden Mördern die Kleider. *) Als die Spanier die Mauren verfolgten, hatte man keine Achtung mehr für das väterliche Herz; man griff zu, und verschloß das Herz, wenn gleich die Natur ihre gewaltige Sprache redete. Bey dem Aufstand der gedrückten Mauren unter Philipp II. floh ein armer Maure aus dem Gebirge El Camar mit seiner ganzen Familie weg, weil das Schwert der Verfolger immer hinter ihm war. Auf dem Wege blieb eins von seinen Kindern, das nur erst dreyzehn Jahr alt war, vor Mattigkeit und Hitze liegen, und konnte nicht mehr nachkommen. Der Vater wußte wohl, daß ihm der schrecklichste Tod bevorstand, wenn er sich noch einmal in seiner vorigen Gegend blicken ließ. Allein, was ist das für ein Vaterherz? Die wahre Zärtlichkeit rechnet nicht lange, und überlegt nicht lange. Es thut ihm wehe, daß das unschuldige Kind auf der

Strasse

*) Mehrere Beweise aus dem 13ten Jahrhundert von der schrecklichen Thorheit, dem Gott des Friedens durch Menschenmord zu dienen, s. in Mosheims Kirchengesch. des N. T. Heilbr. Ausg. 2ter Th. 1772. S. 777.

Strasse vor Hitze sterben, oder, wenn sie alle davon kämen, allein den Feinden zum Opfer dienen soll. Der Vater geht zurück, und findet das ermattete Kind. Aber als er eben mit der lieben Tochter auf dem Rücken einen Hügel hinanklettert, holt ihn der Feind ein, und schleppt ihn vor den Richter. Die stumme That war seine Entschuldigung. Es war sein Kind. — Wer Vater oder Mutter ist, kennt die Stärke dieses Bandes, das Gott geknüpft hat. Er wollte ja fliehen, wollte den Verfolgern alles zurücklassen; aber sollte er denn das Kind auf der Strasse in der Hitze verdorren lassen, und von Thieren gefressen werden? Am Tribunal des Ketzermachers gilt das alles nichts. Der Graf von Tendilla ließ ihm doch in Granada auf dem Markt das Fleisch mit Zangen vom Leibe reissen. (S. Carters Reise durch Spanien, 2ter Th. S. 257. rc.) Man schonte damals auch die schönste Liebe nicht. Die jungen Söhne und Töchter der Mauren und Spanier sahen sich täglich; und wenn ihre Blicke und Wünsche einander begegneten, so sollten die Herzen doch nicht vermählt werden — um der Religion willen. Ists möglich? um der Religion willen, die Liebe predigt, und Verträglichkeit mit jedermann zum ersten Gesetz macht? In diesen Verfolgungen geschah es, daß ein spanischer Christ in Granada gefangen saß, vermuthlich, weil er ein maurisches Mädchen liebte. Er entfloh aber

glück-

glücklich, und kam zu seiner Geliebten. Sie klagen einander die Noth, und schwören, eher zu sterben, als gegen die Treue zu sündigen, die sie geschworen, und mit dem Kuß, den nur ein Afterwesen, das die Natur nicht kennt, wie Wieland sagt, tadeln kann, versiegelt hatten. Und als sie von den Wütherichen beynahe schon umgeben waren, stiegen sie mit einander auf einen jähen Felsen, umarmten sich noch einmal, hielten sich fest, stürzten sich mit einander in den Abgrund, und starben, Feuergluth auf der Wange, und dicke Tropfen im Auge, lieber so, als unter den Tiegertatzen der Religionshasser. Die That gefiel dem ganzen Volk, und man hat die beyden Liebenden noch nicht vergessen. Die Reisebeschreiber nennen den Ort, wo sie gestorben sind, und sagen, daß er noch jetzt der Fels der Verliebten heisse. (S. Carters Reise, 2ter Th. S. 239.) Man kann leicht denken, daß lasterhafte Liebe nicht so heldenmüthig und nicht so standhaft ist. Aber die Barbaren konnten das alles hören, und wurden nicht weich dabey. Sie sahen die schönsten Scenen der Menschheit; sie sahen, wie sich die getretene Natur, gleich dem Regenwurm, wand und krümmte: aber doch immer Blut am Kleid! immer Blut am Priesterrock, und am Altare des Friedens! Die Abgaben an die Geistlichkeit, und die Grausamkeiten der christlichen Richter waren so groß, daß viele, die vorher

her Saracenen oder Slaven gewesen, und Christen geworden waren, wieder zum Heidenthum zurückfielen. (S. Mosheims Kirchengesch. II. Heilbr. Ausg. 1772. gr. 8. S. 366.) Mit den Waldensern sind die Christen in Savoyen und Piemont nicht als Christen, sondern als Cannibalen umgegangen. Da sah man geköpfte Priester, und Wiegenkinder, die an Steinen zerschmettert waren. Den Weibern schnitt man die Brüste ab, und kochte sie beym Feuer. Nicht allen ward es so gut, daß man sie nur von Felsen herabstürzte, und an den Bäumen jämmerlich sterben ließ. Morland, der englischer Gesandter in Savoyen war, sagt: man habe damals lebendige Waldenser an die Schwänze der Pferde gebunden, und sie so über Berge und Thäler schleppen lassen. Der Muthwille vereinigte sich mit der Bosheit; man zwang in Garsiglian eilf von diesen Unglücklichen, einander selber in einen geheitzten Backofen zu werfen, und den letzten warfen die Mörder in die Flammen. Morland sagt, man habe sogar Mädchen mit Lanzen durch die Geburtsglieder gespießt, und sie in dieser Stellung, als wenn es Fahnen wären, herumgetragen. (S. Hrn. Zaupser über den falschen Religionseifer. München, 1780. S. 10.) Ich erinnere mich nicht gelesen zu haben, daß die Türken, die wir doch sonst den grausamen Erbfeind des christlichen Namens sehr unchristlich nennen, als

sie

sie Constantinopel eroberten, ähnliche Grausamkeiten begangen haben. Im vorigen Jahrhundert wurden die Ueberbleibsel dieser Leute noch oft von den Savoyarden mit Feuer und Schwerdt grausam angefallen. (S. Mosheims Kirchengesch. des N. T. Heilbr. Ausg. 4ter Th. S. 111. ꝛc.) Und was hatten die Waldenser gethan? Es waren gute stille Leute, die sich im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert in Italien und Frankreich ausbreiteten, die sich die lateinische Bibel, damit sie Gottes Wort auch lesen könnten, in die französische Sprache übersetzen liessen, die, weil das wahre Christenthum damals ganz in Vergessenheit gerathen war, wieder auf vernünftige Gottseligkeit drangen, die sich der unnützen Last der Bettelmönche, die damals alles überschwemmten, widersetzten, die die monarchische Regierungsform der Kirche mit den Aussprüchen Jesu Christi verglichen, und also nothwendig tadeln mußten, die den häufigen Unfug der schon damals mit dem Ablaß getrieben wurde, für eine schändliche Erfindung der Pfaffen ausgaben, und überhaupt eine strengere Moral, die aber damals von der strohernen Scholastik ganz verdrängt war, predigten. Ihre Feinde konnten selber nicht läugnen, daß ihre gottesdienstliche Verfassung schöner sey, als die gewöhnliche, und daß unter ihnen viele wirklich fromme Leute waren. (S. Hrn. Consistor. R. Walchs in Göttingen Grundsätze der Kirchen-

chengesch. des N. T. Gött. 8. 1773. S. 155. ꝛc.) Und doch gab man ihnen Schuld, daß es Lehrsatz bey ihnen wäre, man müsse dem Teufel mehr Ehrerbietung erweisen, als Gott; man müsse nicht heyrathen, aber alle Weiber gemeinschaftlich brauchen; sie hätten ihre eigene Kinder umgebracht, und ihr Blut getrunken. (S. Geddesii Martyrologium Hisp.) Von der unglücklichen Periode an, da man den Grundsatz aufstellte, daß nur allein der herrschende Lehrbegriff der Kirche der einige und wahre Weg in Himmel sey, strafte man alle die, die es wagten, das Geringste an der gewöhnlichen Art des Religionsvortrags zu tadeln, oder gar davon abzutreten. Jeder Bischoff hatte das Recht, um des Glaubens willen alle verdächtige Personen einzuziehen und zu bestrafen. Weil aber der römische Hof glaubte, daß einige Bischöffe darinn zu saumselig seyn, und daß es überhaupt zur Behauptung des geistlichen Ansehens über Kaiser und Könige, und zur Bereicherung des Schatzes besser seyn würde, die Verfolgungen mit allem Ernst zu betreiben, so baute man dem Ketzergericht einen förmlichen Thron, und errichtete im dreyzehnten Jahrhundert das Inquisitions-Gericht, das noch jetzt, wiewohl sein schreckliches Schwert manche Scharte bekommen hat, eine Geissel für die Menschheit, und ein Schandfleck des Christenthums ist. Die Scheiterhaufen flammten nun auf allen Strassen, und das Winseln der ge-

gebratenen Ketzer war Musik in den Ohren der Geistlichkeit. Dem lebhaftesten Geschichtschreiber ist es schlechterdings unmöglich, das allgemeine Seufzen, und die unzähligen Verwirrungen, Zerstörungen und Leiden in so vielen Familien, und die millionenfältigen Verwüstungen, die dieß blutige Gericht in so manchen Jahrhunderten in mehr als einem Welttheil angerichtet hat, zu beschreiben. Man wollte freylich keine bloß bürgerliche Verbrechen bestrafen; aber nach dem kanonischen Recht hatte man schon lange vorher gar manches, das sonst für den weltlichen Richter gehörte, unter die geistliche Gerichtsbarkeit gezogen. Man wollte nur auf die losgehen, die die Religion ihrer Väter verläugneten; und doch wurden auch viele tausend Juden, Mohren, Wilde in Amerika umgebracht, bloß weil sie keine römische Christen waren. Man sprach immer von verschuldeten Irthümern (Crimen infidelitatis,) von Eigensinn und boshaftem Widerspruch: und doch zwang man auch Kinder von fremden Religionsgenossen zur Taufe. Man rühmte sich, daß man die Ketzer von ihren falschen Meynungen überzeugt habe; und doch führte man sie mit Gewalt in die Kirche, ehe sie der andern Lehre ihren Beyfall gaben, und brachte sie hernach bey dem schwächsten Schein von Abneigung und Unglauben vor das flammenspeyende Gericht. Man nannte die vernünftigsten Untersuchungen der Kräfte der Natur und ihrer

Wirkungen gleich Zauberey, Hexerey (Crimen magiæ,) gab den Gelehrten Schuld, daß sie mit dem Teufel im Bunde stünden, befahl ihnen Stillschweigen, brachte sie um, und pflanzte Finsterniß und Dummheit, weil man wohl einsah, daß man gleich den Nachteulen und Uhus das Licht scheuen, und das Volk von aller Aufklärung abhalten müßte. Man waffnete seinen Arm wider alle Sünden gegen das sechste Gebot (Crimen incestus:) und man strafte doch den ärgerlichen Wandel der Geistlichen nicht; umsonst nannte man sie doch auch nicht schon im 10ten Jahrhundert mehr Wölfe als Hirten; (Muratori antiquitates ital. med. ævi, L. V. p. 82.) man hob doch das Verbot der Priesterehe nicht auf; man gab doch Anlaß zu vielen Beschuldigungen von ähnlichen Wollüstigkeiten, die selber in den dunkeln Kammern des Ketzergerichts begangen wurden. Man legte die alle in Ketten, die der Pabst der Ketzerey (Crimen Hæreseos) beschuldigt hatte, und vergaß, daß ein Mensch irren konnte wie der andere: man nahm die Schlüsse der Kirchenversammlungen, die Entscheidungen der römischen Kanzley, und die schwankenden Ueberlieferungen aus den ältesten Zeiten, aber nicht das klare und sichere Wort Gottes zur entscheidenden Regel an; man fieng den Prozeß bey der Hinrichtung an; man brauchte gegen den Geist Gewalt, gegen den Verstand Zwangsmittel; statt einer vernünftigen Art zu

den-

denken, zu prüfen, zu beurtheilen, that man Machtsprüche, man ließ oft die Inquisiten ihre Anklagen gar nicht wissen; an ruhige Anhörung der bescheidensten Vertheidigung war gar nicht zu denken; wer einmal in diese schrecklichen Kerker geworfen war, der mußte schon vom Leben Abschied nehmen; man sperrte ihn so lange ein, bis er alles bekannte, was man wollte, nur damit man ihn bald zum Tode führen möchte. *) So ist es leider! unter den Menschen, so ist es unter den Christen zugegangen; und man darf nur wenig geübt seyn, viele Dinge im Zusammenhang zu überschauen, und die kleinen, oft sehr entfernten Ursachen von großen Begebenheiten in der Geschichte aufzusuchen, so sieht man, daß dieß System mit vielen andern Bedrückungen und Kränkungen der Fürsten, der Gelehrten, der Menschen zusammenhieng, und daß alle die schrecklichen Auftritte im vierzehnten, funfzehnten, sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, daß die Verfolgungen der Wikleffiten in England, der Hussiten in Böhmen, der Hugonotten in Frankreich, der Lutheraner in Deutschland, der Niederländer

*) Mehrere Nachrichten von der eigentlichen Beschaffenheit der Inquisition, und von ihren Torturen mit dem Stricke, mit dem Wasser, und mit dem Feuer, s. in Mosheims Kirchengesch. des N. T. von Maclaine und von Einem, 4ter Th. S. 580. ꝛc.

der in Holland, daß der Religionskrieg und der dreyßigjährige Krieg, wodurch viele tausend Menschen unglücklich wurden, daß das alles, wie Glieder an einer Kette zusammenhängt, und lauter Folge war von der Verkehrung der Religion, und von der päbstlichen Gewalt. Die römischen Legaten lachten selber über alles, was Gesetz war, und hielten Könige und ihre Parlamente an der Seine und an der Themse in Furcht. Mit jedem Jahrhundert nahm das Elend zu. Man vermehrte die Universitäten, und vervielfältigte doch immer ärgerliche und unnütze Fragen. Das Vorurtheil des menschlichen Ansehens wurde immer heftiger vertheidigt. Im Ausdruck der Religion herrschte die größte Barbarey. Die Orden wurden immer mächtiger, man errichtete immer neue, und doch entzweyte sie immer der Geist der Eifersucht. Nach einem sündenvollen Leben kleidete man sich in die Franziscanerkutte, und meynte nun geradenwegs in Himmel zu fahren. Im ersten Viertel des 14ten Jahrhunderts ward in England ein feuriger, heller Kopf, Johann Wikleff geboren, der nebst vielen andern Kenntnissen sonderlich die Bibel studirte, die Rechte des Volks, des Königs und der Universität Oxford gegen die Tyranney und Expressungen des römischen Hofes, gegen die Simonie und den Geitz der höhern Geistlichkeit, und gegen die Bettelmönche vertheidigte, die Oberherrschaft der römischen Kirche standhaft,

mit

mit vieler Gelehrsamkeit und Beredsamkeit bestritt, dem Volk gesunde Speise aus Gottes Wort vortrug, die Brodverwandlung im Abendmahl läugnete, die Last der Zeremonien in der Religion verwarf, und fast überall der reinen Wahrheit nahe gekommen war. Allein die Mönche, die in Rom Schutz fanden, verbitterten ihm das Leben; und wäre er nicht vom englischen Hofe unterstützt worden, sie hätten ihm ohne allen Zweifel den Dolch in das Herz gestossen, und hätten sich grausam an ihm gerächt. Der Erzbischoff von Canterbury ward durch das Geschrey der Klostergeistlichkeit gegen ihn aufgebracht; Wikleff ward von seiner öffentlichen Lehrstelle abgesetzt, mußte auf eine Pfarrey ziehen, ward doch wieder zu einem Verhör in die Paulskirche nach London vorgeladen, wo ihn aber der Herzog von Lancaster begleitete, und das niedergesetzte Gericht verwandelte sich in einen Tumult, in welchen die ganze Stadt verwickelt wurde. (S. Gilpins Biographie der bekanntesten Reformatoren vor D. Luthern, Frankf. 8. 1769. S. 24. 2c.) Als er nachher einmal tödtlich krank war, drang eine Deputation vom Orden der Bettelmönche in sein Zimmer, und verlangte vor seinem Ende Abbitte und Widerruf von ihm. Er aber richtete sich voll Muth auf, und jagte die Feigen durch seine feurige, kurze, starke Erklärung voll Bestürzung fort. Und Gottes Vorsehung ließ ihn auch, wie er ihnen gesagt

 hatte,

hatte, nicht sterben, sondern leben, um die bösen Thaten der Mönche zu verkündigen. Er unternahm auch bald darauf das große und verdienstvolle Werk, die ganze Bibel in die englische Sprache zu übersetzen, da man vor ihm nur einzelne Stücke im Englischen hatte. Die Bischöffe und Aebte brachten eine Bill in das Parlament, wodurch Wikleffs Bibel verboten werden sollte. So oft man auch nachher Scheiterhaufen anzündete, und Anhänger der reinen Wahrheit hinaufsetzte, band man ihnen immer die Stücke der heiligen Schrift, die man bey ihnen fand, um den Hals, und ließ sie mit ihnen verbrennen, wiewohl damals auch reiche Leute froh waren, wenn sie nur eine Abschrift von dem oder jenem Evangelium, oder von einer Epistel haben konnten. Hat denn nun unser großer Luther nicht Recht, wenn er in dem Liede, das ganz seinen Charakter, wie er war, athmet: (O Herre Gott, dein göttlich Wort ꝛc.) von dieser Unterdrückung der heiligen Schrift sagt: Ists nicht ein teuflisch Wesen? Die Feindseligkeiten giengen oft wieder von neuem an, die Universität stand ganz stille, die beyden Partheien unterschieden sich zuletzt durch äusserliche Zeichen, man studirte gar nicht mehr, man stritt nur, und verwirrte die Gemüther. Wikleff ward endlich 1384, in seiner Kirche zu Lutterworth vom Schlag gerührt, und seine Feinde schämten sich nicht, die ganz gewöhnlichen Zufälle dieser

Krankheit für Wirkungen eines göttlichen Strafgerichts auszugeben. In seinen Schriften steht manche vortrefliche und herzhaft gesagte Wahrheit. Er war mit dem ächten Geist der Religion bekannt, und stiftete großen Nutzen. Und doch verdammte die Kirchenversammlung zu Constanz lange nach seinem Tode noch 40 Artikel, die man aus seinen Schriften herausgeklaubt hatte, und 1428, vollzog die englische Geistlichkeit das Urtheil der Kirchenversammlung, daß man nämlich, was noch übrig war von Wikleffs Leichnam, ausgraben und verbrennen sollte. Lord Cobham, ein Mann von großen Gaben für das Cabinet, für den Krieg und für die Wissenschaften, der nachher in Wikleffs Fußstapfen trat, mußte auch das Opfer des Aberglaubens werden, ward mit allen Arten des barbarischen Unrechts zum Richtplatz geführt, mit Ketten an einem Galgen lebendig aufgehängt, und durch ein unter ihm angezündetes Feuer verbrannt. (S. Gilpin am angeführten Ort, S. 103 - 150.) Die Menschheit empört sich, wenn man die Geschichte dieses Mannes liest. Er litt auch unter der Schwäche des damaligen Königs. Man hat ihn lange in dem Tower gefangen gehalten. Man hat viele ärgerliche Verläumdungen von ihm ausgestreut. Als er einmal vor einer Menge Geistlichen in einem Dominikanerkloster verhört wurde, wo man mit Fleiß den Hof mit Pfaffen angefüllt hatte, erwartete der

Erzbischoff, daß er ihn um Absolution ansprechen würde. Der edle Mann erklärte ihm aber, daß er gegen ihn nicht gesündigt habe, fiel auf seine Knie, betete pathetisch zu Gott um Barmherzigkeit wegen seinen Sünden, stand mit vieler Rührung auf, wandte sich mit Thränen in den Augen und mit ausgestreckten Armen zur Versammlung, und klagte ihnen im wahren Sinn des Evangeliums den betrübten Zustand ihrer Führer. Als ihm das Todesurtheil gesprochen war, fiel er auf seine Knie, sah auf zu Gott, und erbat vor jedermann seinen Feinden Vergebung. Aber alles Gute, das sich den bisherigen Verschlimmerungen der Kirche entgegensetzte, schrieb man dem Satan zu. Da mögen dann die Verächter der christlichen Religion lernen, in welche betrübte und jammervolle Zeiten wir wieder zurücksinken würden, wenn wir das Ansehen der heiligsten Offenbarung fallen lassen, und uns bloß an die unsichere und ungewisse Vernunft halten sollen. Wahrlich, auch das Volk, das sonst groß ist in Wissenschaften, war unter dem Joch einer fremden Macht, die selbst dem Verstand Gesetze gab, und jeden Denker zu Boden trat.

Der Scepter der Vorsehung erstreckt sich über die ganze Erde. Sie führt in einem von Gebirgen eingeschlossenen Lande das aus, was auf einer Insel im Meer angefangen wurde. Der Saame

des Guten in der Welt gleicht den feinen Moos-saamen, die in der Luft herumfliegen, und überall an empfängliche Orte fallen. Im funfzehnten Jahrhundert rückte doch das heilsame Werk der Kirchenverbesserung um einige Schritte weiter. Die Wahrheit ward zwar verfolgt: aber sie ward dadurch nur immer bekannter und allgemeiner. Der englische König Richard II. heyrathete des böhmischen Königs Schwester. Diese Vermählung der Prinzessin Anna gibt Gelegenheit, daß viele Leute aus Böhmen nach England reisen. Ein junger Edelmann, der in Prag studirt hatte, geht noch nach Oxford, liest Wikleffs Schriften, bewundert sie, kommt zurück, wird nun ein vertrauter Freund von seinem ehemaligen Lehrer, Johann Huß in Prag, bringt ihm diese Schriften, und flößt diesem Mann, der schon lange in der Stille durch seine vortrefliche Gaben, durch seinen Fleiß, und durch seine Rechtschaffenheit im Leben bessere Einsichten, wichtige Aemter, und großen Ruhm erworben hatte, dadurch Muth ein, in Böhmen eben das zu lehren, was der Engländer gelehrt hatte; der Stoff dazu fehlte ihm gewiß nicht. Das Regiment der Kirche hatte die Religion in ein förmliches Gewerbe verwandelt, das mit schändlichem Geitz getrieben wurde. Das Betragen der Klerisey war im höchsten Grad anstößig, und mußte auf den Charakter der Nation

die schlimmste Wirkung haben. *) Auf der Universität stritt man über Namen und Grillen, spaltete sich in Haufen, und jede Parthie suchte immer die Oberhand über die andere zu bekommen. Schon mehr als dreyßig Jahre zankten sich zwey Päbste um den römischen Stuhl, und diese höchst ärgerliche Uneinigkeit kostete Ströme von Blut, und war der Feuerbrand von ganz Europa. Der englische König Heinrich IV. schrieb selber an den Pabst Gregor XII. und warf ihm vor, daß nach einer mäßigen Berechnung in diesem Streit bereits 230,000 Menschen ihr Leben eingebüßt hätten. (S. Gilpins Biographie der vornehmsten Reformatoren vor Luth. S. 161. rc.) Die Kirchenver-

*) Man sehe die Apologie des H. Bernhardts im zwölften Jahrhundert, wo die Mönche von Clugni nach dem Leben geschildert werden. Mehrere Aebte hatten über 60 Pferde im Stall, und so viele Arten von Wein im Keller, daß es kaum möglich war, auch nur die Hälfte davon nur zur Probe, bey einer einzigen Mahlzeit zu kosten. (S. Fleury Hist. Eccles. T. XIV. p. 351. Ed. Brux.) Schon im 10ten Jahrhundert hielt Theophylaktus, ein Patriarch der Griechen 2000 Jagdpferde, fütterte sie mit Datteln, Rosinen, Feigen in Wein eingemacht, und lief einmal am Himmelfahrtstag vom Hochamt weg, um das Fohlen zu sehen, das eine seiner Favoritstuten eben gebracht hatte. S. von Mosheims Kirchengesch. des N. T. von Maclaine und von v. Einem. 4ter Th. Anmerk. S. 4. rc. S. 27. rc.

versammlung in Pisa wählte deswegen einen neuen Pabst, und das erste, was dieser that, war, daß er dem Erzbischoff in Prag in einer scharfen Bulle Befehl gab, alle die zu ergreifen, und in das Gefängniß zu werfen, die Wikleffs Lehren in Böhmen verbreiteten. Denn weil Huß dafür gesorgt hatte, daß einige Schriften des Engländers in das Sclavonische übersetzt wurden, so las man sie überall, und die Geistlichkeit verlor viel von ihrem Ansehen. Huß hatte als Professor, als Prediger an der Bethlehems-Kirche in Prag, und als Beichtvater vom König manche Gelegenheit, die Wahrheit am rechten Ort zu sagen, und seine Gelehrsamkeit half ihm frühe zu allen diesen Aemtern. Die unwissenden Geistlichen forderten nun zuerst alle verdächtige Schriften zurück, und verbrannten sie. Der Erzbischoff verbot Hussen die Kanzel, weil er besonders wegen seiner Predigerkunst sehr beliebt war, und auf der Kanzel zuerst seine hellere Einsichten dem Volk mittheilte. Der Pabst, der damals lebte, Johann XXIII. (ein Mann, der in seiner Jugend Seeräuberey getrieben hatte,) berief ihn vor eine Commission nach Rom; der böhmische König bewirkte in dieser gefährlich aussehenden Sache so viel, daß Huß einen Sachwalter schicken durfte, der aber in Rom strenge behandelt, und ins Gefängniß geworfen wurde. Indessen schätzte das Volk, der Adel, und der Hof den herzhaften Huß nur desto mehr,

je mehr er wegen seinen Reden und Schriften leiden mußte. Er mußte endlich die Stadt verlassen; aber die Ruhe, die er auf seinem Geburtsort Hussinecz, am böhmischen Walde gegen Bayern zu, genoß, (woselbst ihm nach seiner Geburt 1373, der edle Gutsherr, der an dem Bauernjungen Kopf bemerkte, durch Gottes Vorsehung zuerst zum Studiren geholfen hatte,) schadete den Feinden der Wahrheit weit mehr, als sie glaubten. Denn der rechtschaffene Patriot wandte die Muße dazu an, gegen die Kirche, gegen die Ablaßbriefe, gegen den Bann, gegen die Gewissensherrschaft, gegen die Simonie, gegen die Messe rc. zu schreiben; und, wiewohl man nachher aus diesen Werken Pfeile gegen ihn schmiedete, die ihm das Leben kosteten, so machten sie doch alle Leute in Böhmen aufmerksam, und gehören unter die vorbereitenden Umstände, die der gesammten Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert den Weg bahnen mußten. Im Jahre 1414, berief der Kaiser Sigismund die allgemeine Kirchenversammlung nach Constanz, und als diese die Uneinigkeit zwischen den Päbsten gehoben hatte, fiel man mit der größten Wuth auf die Unordnungen der Kirche, worunter man die aus England nach Böhmen verpflanzten Ketzereyen verstand. Wer noch patriotisch dachte, der rieth dem Kaiser, eher keinen Pabst wählen zu lassen, bis die Klagen der Christen abgeschaft, und die Kirche gereinigt wäre:

aber

aber man drang auch mit diesem heilsamen Vorschlag nicht durch. Von den Hauptgebrechen ward gar nicht gesprochen. Huß hatte ein gutes Gewissen, und nahm den Ruf, sich in Constanz in Person zu stellen, als eine ehrenvolle Erlaubniß an, sich vom Verdacht der Ketzerey zu befreyen, und forderte auf der Reise, wo er durch eine Stadt kam, jedermann durch einen Anschlag auf, die Einwendungen, die man gegen ihn hatte, auf dem Concilium vorzubringen. Der Kaiser gab ihm einen Sicherheitsbrief; zwey böhmische Edelleute begleiteten ihn, von welchen besonders der Baron von Clum das dankbare Andenken der Böhmen und der Deutschen verdient, weil er mit wahrer ehrerbietigen Zärtlichkeit, und mit unermüdeter Sorgfalt für seinen Lehrer alles that, was nur der Freundschaft möglich war; in den deutschen Städten begegnete man ihm überall mit der größten Achtung, denn jedermann sah die ersten Verbesserer der Kirche als Engel an, die vom Himmel gesandt waren; Huß hatte angefangen, deutsch zu predigen: da hofften die Gutdenkenden, seine Beredsamkeit sollte den Kirchenvätern die Augen öffnen, er sollte den Anfang zur gesegneten Reformation machen; allein was half das alles in Constanz? Er fiel einer Schaar heftiger Verfolger in die Hände, und die Wahrheit ward vom wüthenden Geschrey erhitzter Tumultuanten übertäubt. Die zwey Ankläger, Stephan Palez und

Mi-

Michael de Cassis, kamen auch, jener im Namen der böhmischen Klerisey, und dieser mit dem nämlichen Auftrag vom römischen Hof. Sie dachten, wenn Hussen der Prozeß gemacht sey, so würden alle, die das Leben der Geistlichen beseufzten, wieder wenigstens eine Zeit lang aus Furcht stillschweigen. Man gab ihm keine Erlaubniß zu predigen, damit er das Volk nicht einnehmen und überzeugen könnte. Die Predigten, die die Kirchenversammlung aus dem Munde eines Mannes anhörte, der damals für den größten Redner gehalten wurde, sind nun gedruckt, und verdienen, verglichen mit Hussens Reden, nicht die geringste Rücksicht. Man stellte den böhmischen Kirchenlehrer lange nicht vor die Versammlung. Die Ankläger giengen indessen bey den vornehmsten Gliedern immer aus und ein, und verabredeten im Stillen den Plan, nach welchem Huß gestürzt werden sollte. Man schickte endlich zwey Bischöffe zu ihm, die im Zimmer seine Vertheidigung hören sollten, die wahre Absicht aber war, ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Man verkleidete einmal den scharfsinnigsten Doctor aus der Lombardie in einen gemeinen Franziscanermönch, und dieser mußte sich auf einer Gallerie, wo Huß stand, sehr lehrbegierig und sehr ehrerbietig gegen ihn stellen, ihm allerley verfängliche Fragen vorlegen, um neue Materien zu neuen Anklagen von ihm herauszulocken. (S. Gilpin am angef. Ort,

S.

S. 193. ꝛc.) Die alten Künste der Arglist und der Verstellung, die schon die Pharisäer an unserm Erlöser versuchten! Als der Mönch kaum weggegangen war, nahm ein Offizier, der einen Befehl von den Cardinälen vorzeigte, den Huß in Arrest, und brachte ihn in einem Franziscaner Kloster, da wo der Rhein aus dem Bodensee herausfließt, in einen stinkenden Kerker. In diese Höle fiel nur ein schwacher Strahl von Licht durch eine kleine Oeffnung, und das war genug für Hussens thätigen Geist. Hier schrieb er mehrere christliche Aufsätze, Erklärungen über das Gebet des Herrn, über die Feinde des menschlichen Geschlechts, und andere Dinge, die nachher in die Welt kamen, und eine Quelle von vielen guten Empfindungen und Gesinnungen wurden. Und diesen Mann, der in die Fußstapfen des Apostels Paulus trat, und auch die Stille des Gefängnisses seinen Mitbrüdern und dem Dienst des Erlösers widmete, konnten alle seine Freunde weder beym Kaiser, noch beym Pabst, noch bey den Präsidenten der verschiedenen Nationen, noch bey den Prinzen, Edelleuten und Prälaten, die zu vielen Tausenden aus allen Gegenden von Europa zusammengekommen waren, losmachen. Man hatte damals den Grundsatz allgemein angenommen, daß man die Ketzer am Leben bestrafen müßte, und wenn Huß gleich einen Freyheitsbrief vom Kaiser hatte, so lehrte man doch zu Constanz

in der 19ten Sitzung, daß man den Ketzern Treue und Glauben zu halten nicht schuldig sey. (S. Hardts Constantiense Concilium. Hrn. Consistorialr. Walchs Grundsätze der Kirchengesch. des N. T. S. 233.) Man gestand ja damals ein, daß Jesus Christus den Kelch im Abendmahle befohlen habe; allein demungeachtet (Hoc non obstante &c. s. Seff. XXXII.) befahl die Kirche, daß die Layen keinen Wein im h. Abendmahl bekommen sollten, und das Basler Concilium erklärte nachher die ganze Streitfrage für gleichgültig. Man sprach ja Könige vom Eide los, wenn sie es mit Leuten zu thun hatten, die von Irrlehren angesteckt seyn sollten. Hussens wirklich erfolgte Verbrennung ist der beste Beweis dafür, daß man damals diesen schrecklichen Satz, der offenbar dem Gesetz Gottes, sich durchgängig der Wahrhaftigkeit zu befleißen, widerspricht, geglaubt und in Ausübung gebracht habe. *) Man zog damals sogar ein altes Kirchengesetz, das man zur Schande der Menschheit hätte der Vergessenheit überlassen sollen, wieder aus dem Staub der Papiere hervor, und bewies daraus, daß es allen Men-

*) In Theobalds Hussitenkrieg steht das Schreiben, das die Böhmen als eine Fürbitte an den Kaiser Sigismund schickten. Allein er war bey vielen guten Eigenschaften doch bigott. Gilpin erzählt und prüft die Entschuldigungen der Papisten. S. 203 = 205.

Menschen verboten sey, die Sache eines Ketzers zu vertheidigen. So unchristlich sprach und handelte eine ganze Versammlung von mehr als 4000 Christen! Die faule Luft, und die langdaurende Einsperrung verdarb endlich in Hussens blassem und abzehrtem Körper alle Säfte; er wurde krank; sterben wollte man ihn doch nicht lassen, ehe der Blutrath vollzogen wäre; indessen hatte man mit den Päbsten alle Hände voll zu thun. Die Vorsehung ließ Hussen wieder gesund werden, ohne Zweifel, damit er ein prächtiges Exempel der unterdrückten, kämpfenden und siegenden christlichen Frömmigkeit werden konnte. Die Pfaffen wußten den Kaiser einzunehmen, und schickten den Gefangenen über den Rhein hinüber nach der Festung Gottleben, wo er, wie die Geschichte sagt — wer ist so frech, der Geschichte zu widersprechen? mit Ketten beschwert, und bey Nacht sogar an den Boden angefesselt wurde! (s. Gilpin am angef. Ort. S. 200. und seine Quellen s. genannt in Hrn. Walchs Kirchengesch. S. 225.) Seine Anhänger mußten fliehen, wenn sie nicht gleiches Schicksal haben wollten. Die wiederholten Fürbitten des böhmischen Adels, und der vortreflichen Baronen wurden alle abgewiesen. Madomvitz, ein Notarius, der in Diensten des Conciliums stand, sah selber die Ungerechtigkeit des Verfahrens ein, gieng zu den böhmischen Gesandten über, und entdeckte ihnen die wahren Absichten des Con-

ci-

ciliums. Der Kaiser befahl endlich, daß Huß verhört werden sollte; aber eine ausschweifendere, lärmvollere, beschimpfendere, unanständigere Verhandlung ist wohl nie vorgefallen, als diese war. Man las Anklagen ab, und überschrie den Beklagten, wenn er reden wollte. Alle schryen, und schimpften auf einmal. Luther vergleicht den Auftritt mit Recht einem Kampf von wilden Schweinen, die knirschen, die Borsten emporsträuben, und die Zähne weisen. Die Besserdenkenden konnten kaum so viel bewirken, daß man die Sache den andern Tag wieder vornahm. Der Kaiser kam selber zur Sitzung, und erhielt durch seine Gegenwart etwas mehr Sittsamkeit und Wohlstand. Wikleffs Lehre, und andere Neuerungen wurden ihm vorgeworfen; seine ganze Verantwortung war der Wunsch, nur allein aus Gottes Wort seiner Irrthümer überführt zu werden. Die Bosheit seiner Feinde schloß aus dem Ausdruck: den Harnisch Gottes anzuziehen, den er in einer Predigt im Sinn des Apostels (Eph. 6, 11.) gebraucht hatte, daß er in Böhmen dem Volk Rebellion gepredigt habe. Gerade, wie man in Jerusalem unserm Erlöser das, was er von seinem Körper gesagt hatte, vom jüdischen Tempel erklärte. *) Man verhörte ihn noch einmal, sprach

*) Das beweist klar, daß Mosheim mit Recht sagt: den Verstand des göttlichen Worts zu erforschen, den Sinn

sprach ihm das Urtheil, weil er nicht widerrufen wollte; und an diesem letzten Tage war seine Krankheit wieder so heftig geworden, daß er kaum Kräfte genug hatte, von den Unmitleidigen weg in seinen kalten Kerker zurückzugehen. Clum — o sein Lohn wird groß seyn vor Gott! begleitete ihn, war äusserst gerührt, suchte alles hervor, den Martyrer, der mit unaussprechlicher Wehmuth die Hände rang, zu trösten. Als man ihm die Fesseln wieder anlegte, erinnerte er sich bey der Treulosigkeit der Menschen an den guten Gott im Himmel, und wies nachher die vornehmsten Gesandtschaften von Fürsten, Cardinälen und Bischöffen, die der Kaiser zu ihm sandte, um ihn zum Widerruf zu bewegen, mit großer Standhaftigkeit ab. Briefe an seine Freunde in Böhmen waren nun die letzte Erquickung des zum Feuertode gerüsteten Mannes. Den 6ten July 1415, ward er in der großen Kirche zu Constanz noch einmal öffentlich verurtheilt, seines geistlichen Amts und seiner priesterlichen Kleider von sieben Bischöffen entsetzt, für einen Erzketzer erklärt, und vom Kaiser an die Wache übergeben. Jeder von den

Sinn nach den Vorschriften Jesu Christi einzurichten, und die h. Schrift zu Rathe zu ziehen, das war nur für sehr wenige; und die, so solches thaten, konnten mit genauer Noth dem Scheiterhaufen entgehen. S. seine Kirchengesch. 5ter Th. S. 80.

den vornehmen geistlichen und weltlichen Herren hatte zu diesem Fest seine Staatskleider angezogen. Es war ein großer Pomp dabey, daß man — einen Frommen verurtheilen konnte. Doch gieng der Kanzler des Kaisers, Caspar Schlick, bey dieser Versammlung herzhaft aus der Kirche, und erklärte laut, daß er bey einem so ungerechten Prozesse nicht bleiben könnte. (S. Mosheims Kirchengesch. des N. T. D. v. V. Einem, 5ter Th. S. 33.) Ein Bischoff fürchtete sich nicht, als er dem Märtyrer die papierne mit gräßlichen Teufelsgestalten bemahlte Mütze aufsetzte, zu ihm zu sagen: Hiemit übergeben wir deine Seele dem Satan; als wenn diese Wir die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle hätten! als wenn Gott auch vor der Constanzer Versammlung Respekt haben müßte! als wenn ihr Bluturtheil auch am Throne Jesu Christi gültig wäre! Der Sterbende erklärte, die Mütze sey nicht so schmerzhaft, als die Dornenkrone, die der Erlöser trug. Von achthundert Mann zum Richtplatz geführt, sah er erst seine Bücher ruhig verbrennen. Bey seinem letzten Gebet erklärten ihn viele Zuschauer laut für einen Christen; jeder Versuch, ihn noch zum Verräther an seiner Lehre zu machen, war vergebens. „Ich habe mich bemüht," — sagte er, als schon die Reisbüschel um ihn herum gehäuft waren, und er mit Ketten am Leibe, und mit feuchten Stricken am Pfosten angebunden war, zu dem

Her-

Herzog von Bayern, der ihn noch einmal ermahnte, seine Irrthümer zurückzunehmen. — „Ich habe mich bemüht, Christum mit apostolischer Einfalt zu predigen, und bin jetzt bereit, meine Lehre mit meinem Blut zu versigeln.“ Die Gottheit sprach aus seinem stillen Auge, aber die Pfaffen lästerten sie. Das natürliche Mitleiden regte sich doch beym Volk. Ehe man Feuer brachte, rief eine Stimme aus dem vermischten Haufen, daß man ihn von Osten wegwenden sollte, vermuthlich, damit ihm der Wind die Flamme nicht ins Gesicht wehen sollte. Man that das, zündete das Reisholz an; Huß empfahl sich Gott, sang, so lang er im Gefühl des brennendsten Schmerzens konnte, ein Lied; der Rauch verhüllte ihn eine Zeit lang den Augen der Neugierigen und der Grausamen; beym Verlöschen des Feuers hieng der Körper halb verzehrt an der Kette; man riß alles zusammen, und zündete noch mehr Holz darüber an. Zuletzt sammelte man die Asche, und streute sie in den Rhein. — Und was soll nun ein menschliches Herz von dieser schrecklichen That sagen? Sollen wir weinen oder zürnen? Die Religion gebietet Liebe, Duldsamkeit und Schonung, auch für irrende Gewissen; und Kaiser, Pabst, Erz- und Bischöffe sehen zu, wie man einen Mann, der das Zeugniß einer ganzen Nation für sich hat, lebendig verbrennt! Man wirft seine traurige Ueberbleibsel in den Strom, damit sie nirgends

 ru-

ruhen sollten. Dem Thier im Stall versagt man ein Loch in der Erde nicht, wenn es umfällt. Aber wir wollen uns noch am todten Staub rächen und Gott im Himmel trotzen! Wandle du strahlend und triumphirend im Hause Gottes, verewigter Mann! Lange bist du schon für die Tage des Leidens mit ewiger Wonne belohnt! Lange geniessest du schon die stolze Ruhe, den seligen Umgang mit Gott, und mit den Schaaren der Vollendeten, die deinem Flammentod zusahen, und brüderlich deine Seele aufnahmen. *)

War

*) Im folgenden Jahr schändete das Concilium den Glauben der Christen eben so sehr durch die Hinrichtung des Hieronymus Faulfisch, der auf vielen hohen Schulen, besonders in Oxford studirt, und daselbst schon Wikleffs Lehre angenommen hatte. In Prag vereinigte er sich mit Hussen, und als er hörte, wie man in Constanz mit seinem Freund umgieng, reiste er gleich hin, wollte ihm beystehen, erbot sich, auch vor dem Concilium zu erscheinen, ward aber nicht angenommen, gieng wieder zurück, gerieth aber unterwegs in Hirschau in eine lebhafte Unterredung über die Kirchenversammlung, wobey er seinem heftigen Temperament den Lauf ließ. Darüber ließ ihn der Herzog von Sulzbach anhalten, und machte dem Concilium ein Geschenk mit seinem Gefangenen. Mit Ketten an den Füssen schleppte man ihn im Triumph in die Stadt; den Zug führte der Churfürst von der Pfalz an. Bey seinem Verhör sah man auch mehr einen wüsten Tumult, als eine stille

Un=

War es unter diesen betrübten Umständen nicht ein großes Werk der göttlichen Vorsehung, daß

N 3 sie

Untersuchung der Wahrheit. Selbst Gerson, der sonst gelehrte Kanzler der Pariser Universität, trug viel zu seinem Unglück bey. Er ergab sich ruhig seinen Feinden, und Maddomwitz sagte ihm auch voraus, daß er sterben müßte. Man ließ ihn aber in einem festen Thurm, mit hinter den Hals gebundenen Händen, zwey Tage lang ohne eine andere Nahrung als Wasser und Brod, schmachten. Man legte ihm Hussens Tod vor, und wollte ihn zum Widerruf bewegen. Man folterte ihn viele Monate lang; dreymal war er vor dem Concilium, und dreymal that er allen möglichen Angriffen Widerstand: aber endlich unterlag die menschliche Natur, und verdoppelte Drohungen und Schmeicheleyen brachten den Unglücklichen dazu, daß er den 23. Sept. einen förmlichen Widerruf ablas, und Hussens Verurtheilung billigte. Laßt uns bey dem Fall dieses gewiß verehrungswürdigen Mannes mit Bedauren die Schwäche der menschlichen Natur kennen lernen! Petrus wankt, wenn er befürchten muß, ins Feuer geworfen zu werden. Die Liebe zum Leben überwältigt oft die frömmsten Triebe. Die Vorsehung läßt auch oft die würdigsten Menschen wider ihr Gewissen handeln, damit andere sehen, daß sie mit Menschen durch Menschen handelt, und nicht immer Engel schickt. Hieronymus ward nun zwar von den Ketten befreyt, aber sein Gemüth litt desto mehr. Sobald die Wolke vorüber war, marterten ihn finstere, schwermüthige Gedanken; man konnte ihn durch keine

Schmei-

sie doch im sechszehnten Jahrhundert eine Kirchenverbesserung zu Stande brachte, und das stolze Ge-

Schmeicheleyen aufheitern; er machte sich selber Vorwürfe, weinte, und bat Gott um Vergebung und Stärkung. (Da galt von ihm, was der Dichter sagt: Cura, dolorque animi, lacrymæque alimenta fuere. S. Ovidii Metamorph. L. X. Fab. I. v. 75.) Seine eigene Feinde sahen auch wohl ein, daß sein Herz an dieser Veränderung keinen Antheil genommen hatte. Man ließ ihn also noch ein halbes Jahr im Gefängniß sitzen; indessen stritt die Bigotterie und die schwache Stimme der Billigkeit darüber, ob man ihn noch einmal vorführen sollte. Im May 1416, stellte man ihn wegen neuen Klagen wieder vor das Concilium, und der Gefallene ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, seinen Widerruf öffentlich, feyerlich, ernstlich und nachdrücklich zu widerrufen, und versicherte die Versammlung, daß er auf Hussens und Wikleffens Lehre sterben wollte. Darauf ward er sogleich verurtheilt, d. 30. May verbrannt, und starb eben so ruhig und christlich, als sein Vorgänger. Das große Lob, das der geschickte und rechtschaffene Florentiner Pogge, der lange am römischen Hof Sekretär war, noch am Tage der Hinrichtung von ihm und seinem Bezeugen im Tode an einen Freund in Rom schrieb, verdient gelesen zu werden; s. Gilpins Biographie. ꝛc. S. 258. ꝛc. „Der größte Charakter in der alten Geschichte, sagt er, kann ihn nicht übertreffen. Wenn bey der Geschichte Gerechtigkeit ist, so muß dieser Mann von allen seinen Nachkommen bewundert werden."

Gebäude der päbstlichen Monarchie in seinen Grundfesten erschütterte? Die Wahrheit des Evangeliums brach endlich durch die dickste Finsterniß, und streute ihre hellen Strahlen durch ganz Europa. Aber wie grausam, und wie gottlos bemühte man sich auch, ihren Lauf aufzuhalten? Und welche schreckliche Menge von frommen, angesehenen und gelehrten Menschen mußte unter den ausgesuchtesten Qualen sterben? Doch sie wählten lieber ein langsamtödtendes Feuer, als daß sie Gott ungetreu geworden, und ihre bessere Erkenntniß aufgegeben hätten. Weil man schon lange vor der Reformation jede Ketzerey für Verbrechen, und jede herzhaftgewagte Abweichung von der Vor-

den." Die unendlichen Unruhen, Verwirrungen, die langwierigen Kriege, und das Blutvergiessen, das auf den Tod dieser beyden Männer in Böhmen erfolgte, wem wird es der wahre und unpartheyische Richter anders zurechnen, als denen, die ihre Hände mit dem Blute dieser Schuldlosen und Gerechten besudelten? — Die Inquisitoren gestanden selber, daß viele von denen, die sie so grimmig verfolgten, nie gegen die Keuschheit gesündigt hätten. Allein sie sagten, das sey eine Unempfindlichkeit der Natur, die der Teufel in ihnen gewirkt habe. (S. Mosheims Kirchengesch. des N. T. Heilbr. Ausg. 2ter Th. S. 785.) Michael Servet, der 1553, in Genev verbrannt wurde, hatte nicht einmal einen Clum, keinen Freund, der für ihn sprach, oder ihn tröstete; Calvin trat ihm allein auf den Kopf.

schrift der Kirche für Ketzerey hielt, so war es kein Wunder, daß der Aberglaube diese Sätze auch auf die Protestanten anwendete, und sie verfolgte. Der Eigennutz der Geistlichen blies das Feuer, das lange überall nur unter der Asche glimmte, noch stärker auf, und in dieser Rücksicht sind die Verfolgungen der Römischkatholischen grausamer, und noch sträflicher als die ehemaligen Gewaltthätigkeiten der Heiden gegen die ersten Christen. An manchen Orten hatte die Obrigkeit freylich nicht geradezu den Lutheranern allen Schutz entzogen: aber die Pfaffen und die Mönche, deren Einkünfte sich immer mehr verminderten, je mehr sich die Aufklärung verbreitete, hetzten den Pöbel auf, und der Arm der Obrigkeit blieb oft dabey ganz ruhig auf seinem Polster liegen. Zuerst veranlaßte in Deutschland die päbstliche Bannbulle viel Unheil. Dazu kam das **Wormsische Edikt** (1521,) wo Kaiser Carl seine Bigotterie verrieth. In den österreichischen, maynzischen und bayrischen Landen wurde mit vieler Schärfe gegen die Protestanten verfahren, bis endlich **Ferdinand I.** anders denken lernte. Einige ungrische Bischöffe übertrafen den Nero. Aus Muthwillen bestrich man einige lutherische Prediger mit Honig, oder behängte sie mit Vögeln und wildem Geflügel, und überließ sie in dieser Gestalt den Jagdhunden. Der Religionsfrieden sollte allen diesen Bedrückungen ein Ende machen: aber war nicht der geistliche

liche Vorbehalt immer ein schweres Joch für die Protestanten, und der Zunder zu neuen Mißhelligkeiten? War nicht der dreyßigjährige Krieg eine sehr natürliche Folge von den Kränkungen und Ungerechtigkeiten, die man sich in Böhmen und in Deutschland gegen die Protestanten erlaubte? Und o wollte Gott! oder besser, wollten doch alle die, die dazu beytragen können, daß die Religionsbeschwerden, anstatt daß sie sich immer häufen und vermehren, endlich ganz aufhören möchten! O daß doch die sanften Gefühle einer süssen, zärtlichen und liebreichen Denkungsart unter den Christen allgemein würden! O daß der milde Geist der Leutseligkeit und der Freundschaft, der zugleich der Geist des Erlösers ist, überall regieren möchte! In Italien waren die Verfolgungen so heftig, daß nirgends eine protestantische Gemeine festen Fuß fassen konnte. Paul IV. sorgte dafür, daß die Inquisition in Venedig eingeführt wurde, und ihr Amt mit Ernst that. Auch in Neapel sollte durch sie der Wahrheit und der freyern Untersuchung jeder Zugang versperrt werden. Der Kaiser vereinigte sich in dieser Bemühung mit dem Pabst; aber der edlere Geist der Einwohner des Königreichs ertrug die Beschimpfung nicht, man konnte nicht durchdringen. (S. Mosheims Kirchengesch. des N. T. D. v. V. Einem, 5ter Th. S. 334.) In den Niederlanden gieng der unvernünftige Eifer so weit, daß endlich ein Auf-

ruhr

ruhr entstand, und sieben Provinzen sich von der spanischen Krone losrissen. Einige rechnen, daß um der Religion willen in jenen Landen mehr als 80,000 Menschen theils verbrannt, theils hingerichtet worden sind. Die evangelische Religion ward dort sehr früh bekannt, aber gleich nach dem Wormser Edikt fiengen die Verfolgungen an. Schon im J. 1525. machte man in Brüssel mit zwey jungen Leuten, die man auf den Scheiterhaufen setzte, den Anfang. **Luther** und **Erasmus** haben durch ihre Dichtkunst das Andenken dieser jungen Martyrer erhalten, und ihre Treue besungen. König **Philipp** übertraf an Grausamkeit und Blutdurst seinen Vater weit, hatte doch seine Einsichten nicht, war gegen Neuerungen in der Religion unerbittlich und setzte deswegen ein ganzes Blutgericht nieder. Die Ausführung dieser unmenschlichen Befehle war dem Herzog **Ferdinand** von **Alba** übertragen, und er hatte auch immer einen Scharfrichter bey sich. Er soll sich öffentlich gerühmt haben, daß er nur in sechs Jahren mehr als 18,000 Menschen um des neuen Glaubens willen habe hinrichten lassen. *) Auch aus

*) Als Alba die Stadt Harlem belagerte, richtete er eine Kanone auf einer Batterie vor der Stadt so, daß sie den lutherischen Prediger in der Hauptkirche auf der Kanzel treffen sollte. Aber die Kugel fuhr, so weit als zwey Säulen von einander stehen, unter der Kanzel durch, und blieb in der Wand stecken, wo ich sie 1777. den 8. August. noch gesehen habe.

aus Spanien haben wir eine ganze Liste von schätzbaren, verdienten, gelehrten, frommen, adelichen und sehr vornehmen Männern, die die Wuth der spanischen Inquisitoren am langsamen Feuer gebraten hat, weil sie Gottes reines Wort den römischen Gesetzen vorzogen. Und die Wahrheit drang so schnell in die Gemüther ein! Schon ergriffen viele begierig den reinen Trost aus Gottes Wort! In kurzer Zeit wäre das ganze Königreich vom Joch befreyt, und viele tausend Menschen wären gebessert gewesen! Selbst die Gottesgelehrten, die der Kaiser mit sich aus Deutschland nahm, um in Spanien die Ketzer zu widerlegen, und konnten nicht anders, als der Wahrheit ihre Ehre anthun, unterrichteten das Volk selber in der lutherischen Lehre. (S. Geddesii Martyrologium eorum, qui in Hispania ob professionem relig. Protestant. supremo supplicio affecti sunt. Ex angl. lat. conversum a Joh. Laur. a Mosheim, s. Diss. ad Hist. Eccles. pertin. Vol. I. Alton. et Lubec. 1757. p. 671. &c.) Man kann das in der That nicht lesen, ohne auf der einen Seite die Bosheit derer zu verabscheuen, die dieß unmenschliche Verfahren noch billigen und vertheidigen können, und auf der andern Seite die Güte Gottes zu preisen, die doch nicht zugab, daß die ächte Religion durch die grausamen Entwürfe der Verfolger unterdrückt würde, und uns in andern Ländern das unschätzbare Glück gönnte,

sie

sie frey und ungehindert zu bekennen, und zu vertheidigen. (S. Mosheims Vorrede.) Man wüthete in Spanien nicht nur gegen das Leben der Unschuldigen, man befleckte auch nach ihrem Tode den Namen der Hingerichteten mit den ungegründetsten und abscheulichsten Verläumdungen, und sah es als ein gutes Werk an, wenn man sie so schwarz abmahlte, als wenn sie wahre Ungeheuer, und Helden in der Bosheit gewesen wären. Der Geschichtschreiber dieser Schandthaten kann uns nichts sagen, das diese Unglückliche entweder vor Gericht, oder auf dem Richtplatz gesprochen hätten. Denn, was innerhalb der Inquisitionsmauren vorgeht, das wird mit der größten Sorgfalt verschwiegen; und wenn eins von diesen Schlachtopfern der blinden Wuth entweder auf dem mit Blut und weißgebleichten Knochen bedeckten Wege zum Tode, oder auf dem angezündeten Scheiterhaufen selber noch ein Wort sprechen will, so wird ihm sogleich der Mund mit einem Schloß zugebunden. (S. Geddes. l. c. p. 676.) Der Weltpriester Gonsalo sang bey seinem Sterben den 109. Psalm; aber er mußte abbrechen, wenn es ihm nicht auch geschehen sollte. Sie verbrannten einen gewissen Augustin Cazalla im Jahr 1558, mit dreyzehn andern Protestanten lebendig, wiewohl ihm selbst ein Inquisitor Paramus das Lob nicht nehmen konnte, daß er ein unsträflicher Mann, und ein sehr großer Kanzelredner gewesen sey.

Sie

Sie stellten dieß Auto da Fe, d. h. ein Fest der Religion an, wiewohl sie selber ausgestreut hatten Cazalla sey im Gefängniß in den Schooß der Kirche zurückgekehrt, und habe sich wieder ganz zu ihrem Glauben gewendet. Ihre eigene Schriftsteller gestehen, daß Herezulo, ein Schüler dieses Cazalla, ein frommer und gelehrter Jurist, als er auf eben dem Platz, wo sein Lehrer starb, auch das Leben in den Flammen aufgeben mußte, mit der größten Standhaftigkeit gestorben, und mehr stumme Würde gezeigt hätte, als man sonst an irgend einem Menschen gesehen habe. Man ließ oft bey diesen verfluchenswürdigen Auftritten den jungen Kronprinzen Don Carlos zusehen. Weil man aber merkte, daß der Prinz dadurch vielmehr Liebe als Haß gegen die verbesserte Religion bekam, so ward er nachher ganz in der Stille auf Befehl vom Vater umgebracht. (S. Geddesii Martyrol. p. 691.) Oft wurden vierzig Protestanten mit einander verbrannt. Auch der Wittwe des Herezulo ward ein Scheiterhaufen angezündet. Die besten Prediger, die Spanien jemals gehabt hat, wurden auf diese Art aus der Welt geschaft. Im Verzeichniß der verbotenen Bücher sprach man allen, die wegen ihrem Glauben verdächtig waren, auch die Wissenschaften ab. Als Carl V. abgedankt hatte, ergriff die Inquisition seinen geistlichen Rath, den Constantin Pontius, wiewohl ihn der Kaiser vorher seinem

Sohne

Sohne Philipp auf der Reise nach den Niederlanden als Aufseher und Hofprediger mitgegeben hatte, um den Niederländern zu zeigen, daß Spanien auch geschickte, gelehrte, und beredte Männer aufzustellen habe. Dieser vortrefliche Mann, von dem der alte Kaiser selbst sagte, daß er, wenn er auch ein Ketzer sey, doch kein gemeiner und alltäglicher Ketzer sey, starb im Gefängniß; aber die unversöhnliche Inquisition trug noch seinen Leichnam und einige Schriften auf den Holzstoß, und verbrannte sie. (Geddesii Martyrol. p. 685.) Gott war ins Mittel getreten, und der Mensch tobte doch gegen den Allmächtigen! Weil einer seiner Schwester, als er sie voll Jammer von weitem stehen sah, noch aus dem Feuer zurief: Sey nur getrost, fasse dich, liebe Schwester, und halte fest am Glauben! so ließ man von nun an die Inquisiten vorher im Kerker erdrosseln, und verbrannte den todten Körper. Gar viele lobten noch Gott, so lang sie im Dampf reden konnten, oder gaben wenigstens mit den Augen und mit den Händen ihren Muth und ihre Hoffnung zu verstehen; gar oft erstaunten die Zuschauer; viele flohen nach der Schweitz; andere wurden wieder eingeholt; und hatten gleiches Schicksal mit ihren Glaubensgenossen. Man führte zu eben diesem grausamen Tode ein Frauenzimmer Maria Borhorquia, weil sie von Kindheit auf Latein gelernt hatte, um Gottes Wort lesen zu können,

(da-

(damals hatte man noch keine spanische Bibel,) knebelte ihr auf dem Todtengerüste mit Stricken den Mund zu, damit sie nicht noch, wie sie oft gethan, schön und eindringend aus der Bibel mit den Leuten reden sollte, und gab den Protestanten, weil unter uns auch das andere Geschlecht in der heiligen Schrift lesen darf, Schuld: wir sündigten gegen das Verbot des Apostels, (1. Tim. 2, 8. 12.) und liessen auch Weibspersonen in den öffentlichen Versammlungen reden. Glaubte man denn damals, daß die Nachwelt nie über solche grauenvolle Thaten und falsche Ausstreuungen richten würde? Dachte man denn nicht daran, daß die majestätische Geschichte alles aufbewahrt, und alles in ihrem ewigen Buche mit unauslöschlicher Schrift niederschreibt? Und mit welcher eisernen Stirne giengen dann diese Wütheriche, diese Menschenschlächter noch im Sonnenschein herum, und schämten sich nicht vor jedem Auge, das sie ansah, vor jedem Kind, das ihnen aus dem Wege gieng?

Eben diese Ströme von unschuldigem Blut sind auch in dem Lande geflossen, dessen Einwohner sonst für ganz Europa die Lehrer der Menschlichkeit, der Artigkeit, der Zärtlichkeit in der Empfindung, und der gefälligen Umgänglichkeit seyn wollen. Alle Regierungen der französischen Könige von Franz I. bis Heinrich IV. waren mit Verfolgungen gegen die Protestanten angefüllt. Es

schien beynahe, als wenn der Religionshaß, diese Mißgeburt des dummsten und ungeschliffensten Volks, unter dem mildesten und angenehmsten Himmelsstrich länger als anderswo herrschen, und ärger als sonst wüthen dürfe. Davon lag der Grund unstreitig in dem politischen Interesse, das mit den Zänkereyen über Luthers Lehre verbunden war, die in Frankreich schon unter Franz I. viele Anhänger fand, weil seine Schwester, die Königin Margaretha von Navarra, am Licht einer bessern Religion Vergnügen fand. (S. Mosheims Kirchengesch. des N. T. Heilbr. Ausg. Th. III. S. 104.) Im Jahr 1521, erklärte sich die Pariser Akademie gegen Luthern, aber 1523, predigte man doch schon in Meaux gegen den Ablaß. Und es war eine Zeit, wo Franz I. aus Liebe für seine Schwester Melanchthon nach Frankreich rufen wollte. Er und sein Nachfolger Heinrich II. verbanden sich mit den protestantischen Fürsten in Deutschland, und doch waren die Evangelischen in ihrem Königreich immer unter dem Druck. Unter dem letztern erklärte sich der Prinz von Condé und der Admiral Coligny öffentlich für die reinere Religion; als aber unter dieses Königs ältestem Sohn, unter Heinrich II. wegen einer durch Heyrath entstandenen Verwandtschaft des königlichen Hauses mit Lothringen die Herzoge von Guise an den Hof kamen, so suchten diese sehr entfernte Verwandten mit Hülfe ihrer katholischen Religion

es

es dahin zu bringen, daß das Haus Bourbon, das unstreitig das nächste Recht zur Krone hatte, protestantisch dachte, und die Protestanten schützte, ausgeschlossen würde. Und aus diesem unglücklichen Keim entstanden alle bürgerliche Kriege, die Frankreich entvölkerten vom Jahr 1572 = 1600, wiewohl schon Franz I. 1524 sehr strenge Befehle gegen die neue Lehre gab, und ihre Freunde verbrennen, auf die Galeeren schicken, oder aus dem Lande jagen ließ, weil man ihm beygebracht hatte, daß Luthers Lehre den Monarchen gefährlich sey, und den Geist der Republik unter die Leute bringe. (S. Histor. statist. moralisches Lesebuch zur Unterhaltung für die erwachsene Jugend. Halle, 8. 1780. 1tes St. S. 129. ꝛc.) Damals starben über 4000 Menschen den qualvollsten Tod. Schwangern Weibern schnitt man den Leib auf, und zertrat die Frucht vor ihren Augen mit Füssen. Unter Heinrich II. (reg. von 1547=1559.) schund man den Hugonotten die Haut ab, rieb den rohen Körper mit Schwefel, und hieng ihn mit eisernen Ketten über glühende Kohlen. Die Stimme der christlichern Parlamentsräthe, die das und viele andere neuerfundene Qualen mißbilligten, ward nicht gehört; unter Franz II. (1559=1560.) errichtete man sogar brennende Kammern, die die Ketzer verfolgen mußten. Das Mißvergnügen über die Hand der Herzoge von Guise in den Regierungsgeschäften brach in einen offenbaren

Krieg aus. Man setzte aber bald die Häupter der Protestanten fest; die Strassen von Amboise wo sich der Hof damals aufhielt, waren mit Galgen und Rädern besetzt; das Blut von mehr als 1200 Getödteten floß in die Loire: aber das war nur das Vorspiel von den allerschrecklichsten Auftritten während d.. Minderjährigkeit, und während der Regierung Carl IX. (1560 - 1574.) Thuanus macht ein fürchterliches Verzeichniß von Abscheulichkeiten, die im Lande der Esquimaux und der Iroquesen unerhört sind. Man vergoß in allen Städten und Provinzen das Blut der Reformirten wie Wasser. In Aix stach man einigen die Augen aus, und hieng sie hernach an den Händen auf. Wenn man nicht genug neue Martern erdenken konnte, so suchte man die alte Strafe der Steinigung wieder hervor. Guise ließ die Armen, als sie im Städtchen Vassy des Gottesdienstes halben in einer Scheure beysammen waren, und mit der Scheure zufrieden waren, durch seine Reiter überfallen, und niederhauen. Als Carl IX. zur Regierung kam, schien es, als wenn man mit den Hugonotten nun menschlicher verfahren wollte; aber es war Täuschung, es war die todte Stille des Meers, die vor dem gräßlichsten Sturm vorangeht. Zur Vermählung des rechtmäßigen Kronerben **Heinrichs** mit der Schwester des Königs Margaretha (1572.) den 18. Aug.) wurden alle Protestanten, so viel man

nur

nur zusammenbringen konnte, in der Stadt Paris versammelt; Coligny, einer ihrer würdigsten Männer, gegen den der junge König die Verstellung aufs höchste trieb, ward verwundet, und nachher jämmerlich umgebracht; (s. Jac. Aug. Thuani Histor. L. LIII.) der Bräutigam selber war mehr als einmal in Lebensgefahr; in der Nacht vom 24. bis 25. August, als der letzte Blutrath im Schloß gehalten worden, und mit Colignys Ermordung angefangen war, entstand auf ein vom Schloß mit einer Glocke gegebenes Zeichen das allerfürchterlichste Blutbad, Rauben, Schänden und Quälen der Hugonotten in der ganzen Stadt. Man beredte die Soldaten, die Protestanten hätten eine Verschwörung gegen das ganze königliche Haus im Sinne gehabt, durch Gottes besondere Vorsehung sey die Sache entdeckt worden, und so feuerte man die Mörder an. (S. Thuan. l. c. p. 130.) Man sperrte die Thore und plünderte vierhundert Häuser. Neun Personen hatten den gottlosen Entwurf gemacht, und in dieser einzigen Bartholomäusnacht sollen nur allein in der Stadt Paris über 11000 Menschen umgebracht worden seyn. Und mit allen, die zu gleicher Zeit, wie es der Hof befohlen hatte, im ganzen Königreich umgebracht, und hie und da von Matrosen und Fleischern mit kaltem Blut erwürgt wurden, steigt diese Zahl bis auf 30,000 Menschen. Der päbstliche Hof billigte diese abscheu-

scheuliche That, wogegen die Menschheit spricht, und die Natur zeugt, die keine Reihe von Jahrhunderten mit Vergessenheit bedecken, und keine Feder entschuldigen kann, mit allen öffentlichen Freudenbezeugungen; man löste in Rom Kanonen; man schrieb ein Jubeljahr aus, und dankte Gott mit einer Prozession für die königliche Verrätherey; man hieng im Vatican Gemälde davon auf; Muretus mußte eine feyerliche Rede halten, die gedruckt wurde, und damit die Schande der Menschheit ja nicht untergienge, ließ man Münzen schlagen zum Gedächtniß dieser Bluthochzeit. Doch auch wieder etwas zum Trost neben diesen unwürdigen Auswüchsen der Menschheit. — Voltaire gedenkt eines Bischoffs, der den königlichen Befehl, das Blutvergiessen in den Provinzen fortzusetzen, nicht befolgte. Der Gouverneur der Gränzlande Vicomte d'Hortes schrieb zurück, er habe Soldaten unter sich stehen, aber keine Scharfrichter; in Lyon wollten die Scharfrichter selber nicht in den Gefängnissen herumgehen, und 900 Personen die Köpfe abschlagen, wenn man sie nicht nach Urtheil und Recht öffentlich hinrichten könnte; und unser deutscher Kaiser, Maximilian II. schrieb seinem General einen Brief, worinn er die landesväterliche Barbarey äusserst verabscheut, richtig beurtheilt, sich dabey an Gottes letztes Gericht erinnert, und Gott bittet, daß er ihn dafür bewahre.

(S.

(S. Goldasts Constit. imper. II. S. 382.) *). Das Blut der Martyrer war auch hier wieder nur Saamen zu neuen und weitern Pflanzungen der gereinigten Kirche. Frankreich war noch eine Zeit lang der Schauplatz blutiger Kriege. In der königlichen Familie selber entstanden Ermordungen und Vergiftungen. Der Pabst segnete eine Ligue ein, die die Mutter von großen Verwirrungen ward. Zuletzt erhielten die Protestanten doch von Heinrich IV. in dem Edikt von Nantes 1598, völlige Religionsfreyheit, Sicherheit und gleiche Rechte mit den Katholiken. Auch Ludwig XIII. bestätigte das große und herrliche Edikt; aber nachdem es nur sieben und achtzig Jahre gedauert hatte, ward die Kirche, in der so viele vortrefliche Männer, wiewohl die Bedrückungen und Verfolgungen nie ganz aufhörten, gebildet worden waren, durch die Widerrufung, die Ludwig XIV. am 18. Oktober des J. 1685, aller Vorstellungen ungeachtet vornahm, zerstört, und viele tausend Menschen wurden unglücklich.

*) Man kann in Jac. Aug. Thuani Historiarum sui temporis, Paris 8. P. III. Tom. VIII. Lib. LII. p. 126. &c. p. 164. &c. die nähern schauderhaften Umstände dieses schrecklichen Sonntags nachsehen. Es war, wie Josephus von Jerusalem sagt, (L. IV. c. 3-6.) Aufruhr in Aufruhr, die Stadt wüthete gegen sich, wie ein wildes Thier, das seine eigene Eingeweide frißt.

Man schränkte die Vergünstigungen des großen Heinrichs durch viele harte und ungerechte Befehle immer mehr ein; man log dem Könige, die meisten seyen wieder bekehrt, es wäre nur noch eine Hand voll Eigensinniger; die Jesuiten wußten das Gemüth des Königs zu lenken und bey allen Kränkungen der Rechte des Gewissens, die er Millionen Unterthanen anthat, zu beruhigen; der Staatsrath nahm den Reformirten nach und nach fast alle Mittel, ihr Brod auf eine ehrliche Art zu verdienen, und doch forderte man immer neue und größere Abgaben von ihnen. (S. Hist. de l'Edit de Nantes par El. Benoit &c. III. Tom. à Delft 1693. 4. 5. Volumes.) Und als man das Edikt ganz aufhob, ward befohlen, daß alle reformirten Kirchen niedergerissen, alle Versammlungen eingestellt, alle Prediger aus dem Königreich verbannt, aller Unterricht aufgehoben, und doch alles Auswandern bey Galeerenstrafe verboten seyn sollte. (S. einen Auszug aus der Widerrufung im oben angeführten Lesebuch ꝛc. S. 156. ꝛc.) Ihre Ehen wurden, wenn sie nicht von katholischen Priestern eingesegnet waren, für Concubinat erklärt, und die Pfaffen verrichteten die Handlung nicht, bis die Eheleute in die Messe giengen. Ihre Kinder sollten Bastarde seyn; Testamente sollten sie keine machen dürfen; der Arzt sollte den Kranken der seine Religion nicht abschwören wollte, nicht zweymal besuchen dürfen;

und die Gestorbenen, die sich nicht wollten mit den Sacramenten der katholischen Kirche versehen lassen, sollten auf den Schindanger geworfen werden. Man grub oft die Todten wieder heraus, zog die Körper im Kothe herum, und ließ sie hernach auf dem Rabenstein verfaulen. Die Qualen und Foltern waren so unbeschreiblich und so mannigfaltig, daß wenigstens eine Million Menschen aus dem Königreich wanderte, und sich in verschiedenen Gegenden von Europa Vaterland und Freyheit ihren Gott anzubeten, suchte. Dragoner und Pfaffen wurden nun ausgeschickt, die Emigranten zurückzubringen, und sie durch alle mögliche Foltern zur Wiederannahme der katholischen Religion zu bewegen. Man quälte die armen Christen an den empfindlichsten Theilen des Körpers auf eine recht teuflische Art. Brennenden Talg tröpfelte man einem in die Augen; in den Ohren zündete man ihnen Pulver an; unter die Nägel stach man ihnen Nadeln; Stiefeln mit Fett gefüllt ließ man ihnen am Fuß beym Feuer heiß machen; mit Bajonets durchstieß man den Frauenzimmern die Brüste, in das durchbohrte dicke Fleisch goß man Eßig und Salz; wenn sie schlafen wollten, trommelte man, bis sie den Verstand verloren; man machte sie sinnlos, und als Verrückte führte man sie in die katholische Kirche; man füllte die Gefängnisse mit Flüchtlingen an; man baute Galgen, Räder und Galeeren für die Prediger;

man stellte an jeden Ausgang aus dem Königreich die strengsten Wachen; man band Mütter Tage lang an die Bettpfosten, und ihnen gegenüber band man die Säuglinge, daß sie einander immer ansehen, aber nicht zusammen kommen könnten. — Ach, ich kann nicht mehr, das ist der Gipfel menschlicher Bosheit! Da wird die Natur zum Schweigen verdammt! Diese mit Erz bepanzerte Herzen zerreissen die theuersten und heiligsten Bande, wodurch Menschen zusammengeknüpft sind! Herr! du Heiliger und Wahrhaftiger! wie lange richtest du nicht, und rächest nicht unser stilles Blut an denen, die auf Erden sicher wohnen? *)

Die

*) Die Schriften sind angezeigt in Mosheims Kirchengesch. des N. T. D. von v. Einem, 6ter Th. S. 554. rc. Heilbr. Ausg. 4ter Th. S. 414, 415. und die neuesten Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand der Reformirten in Frankreich s. in Hrn. Consistor. R. Walchs neuester Religionsgeschichte.

Ganz Europa denkt noch mit Schrecken an den schrecklichen Tod eines unschuldigen Kaufmanns in Thoulouse, der 1762, den 9. März auf dem Rade das Opfer des Religionshasses werden mußte. Johann Calas war damals 68 Jahre alt, hatte 40 Jahre in der Stadt Handlung getrieben, war allgemein geschätzt, und als ein guter Vater bekannt; ein Protestant, so wie seine Frau, und die Kinder, die er hatte. Einer seiner Söhne, Ludwig Calas war katholisch geworden. Der Vater war aber so weit vom Fanatismus entfernt, daß er ihm eine Pension

Die Christen haben einander selber verfolgt; aber von je her hat man auch zur größten Schande des

sion gab, und daß er schon seit mehr als 30 Jahren eine eifrige Katholikin in seinem Hause hatte, die alle seine Kinder aufzog. Einer von den ältesten Söhnen Marc-Antonin hatte studirt, war aber ein unruhiger, finstrer, heftiger Charakter. Kaufmann konnte er nicht werden, dazu hatte er keine Geschicklichkeit; Advokat auch nicht, weil er nicht katholisch war. Er kam also auf den Einfall, sich selbst umzubringen, sprach mit seinen Freunden davon, las die Vertheidigungen des Selbstmords, und wollte den Plan ausführen den 12. Oktober 1761, als er eben alles Geld im Spiel verloren hatte. Er aß mit seinem Vater, Mutter, dem Bruder Peter Calas, und einem jungen Kaufmannssohn Layraisse, der im Hause bekannt war, und am selbigen Tag von Bourdeaux gekommen war, zur Nacht, saß vorher gedankenvoll und tiefsinnig mit der Hand am Kopf im Armsessel, genoß wenig, trank schnell puren Wein, stand schon beym Nachtisch auf, und gieng weg. Nach dem Essen giengen die andern in ein kleines Zimmer; die Dame nahm ihre Arbeit; Peter Calas schlief; der alte Calas setzte sich auf einen Sopha; Layraisse sprach mit ihm bis neun nnd drey Viertel Uhr; als er weggehen will, weckt man den Peter Calas, er läugnet, er habe nicht geschlafen; darüber lacht man noch ganz im größten Spaß und vertraulichem Scherz; der Fremde und Peter Calas gehen mit einander herab; dieser leuchtet jenem, nnd wie sie unten an die Thüre des Ladens kommen, so finden sie da

Marc-

des Christenthums, und oft ohne daran zu denken, daß es Sünde sey, daß Volk der Juden, das

Marc-Antonin Calas hängend, mit bloßem Kopf, im Hemd, zwischen den zwey Flügeln einer andern Thüre, die vom Laden nach dem Magazin hingieng. Die beyden Jünglinge laufen mit Geschrey nach der Obrigkeit und den Aerzten; die Eltern schreyen; der Pöbel versammelte sich, und umringt das Haus; ein Schwärmer ruft, der alte Joh. Calas habe seinen Sohn selbst aufgehangen; ein anderer setzt hinzu: der Gehangene habe morgen seines Vaters Religion abschwören wollen; im Augenblick ist dieß die allgemeine Stimme des wüthenden Pöbels, Layraisse und die Familie habe ihn aus Religionshaß umgebracht; man erklärte gleich die Herreise des Fremden so; man bildete sich ein, es sey das in einer Versammlung der Protestanten in Languedoc verabredet worden. David, eine obrigkeitliche Person, ließ also die ganze Calassische Familie, die katholische Magd, und den Layraisse in Banden legen; der Gehangene wurde mit dem größten Pomp in der Stephanskirche begraben, als ein Martyrer vorgestellt, und der Pöbel betete um Wunder auf seinem Grabe. Von dem Tage an sahe man auch den Tod des Calas als beschlossen an. Weil es eben wieder mit dem Jahr 1762, hundert Jahre war, daß man in Thoulouse 4000 Protestanten ermordet hatte, und der Pöbel dieß Fest feyert, wiewohl es verboten ist, so feuerte dieser Umstand die Einbildung des Volks noch mehr an. Man sagte laut, das Rad des Calas würde eine besondere Zierde dieses Festes seyn, die Vor-

das ohnehin durch seine Vorurtheile unglücklich genug ist, verfolgt und mißhandelt. So bald man alle

Vorsehung habe selber der katholischen Religion diese Opfer zugeschickt ꝛc. Endlich ward der Vater mit acht Stimmen gegen fünf zum Rad verurtheilt. Man hoffte, er würde unter den Schmerzen alles gestehen. Er nahm aber noch auf dem Rad Gott zum Zeugen seiner Unschuld, und bat Gott, seinen Richtern zu vergeben. Wo kein Verbrechen ist, sagte er immer, da sind auch keine Mitschuldige. Ruhig gieng er zur Marter hin, und warf sich ganz Gott in die Arme. Können Sie auch glauben, sagte er zu einem, der ihn tröstete, daß ein Vater seinen Sohn umbringen kann? Er jammerte nur, daß Layraisse auch im Kerker liegen müsse. Das Unthier David sprang noch auf das Gerüste, und wollte ihn zum Geständniß zwingen durch den Scheiterhaufen, wo die geräderten Glieder verbrannt wurden. Aber Calas sah mit einem Auge nach dem Himmel, und mit dem andern nach dem Henker, der seine Qualen endigen sollte. Das wirkte doch so viel, daß sein Sohn Joh. Calas nur aus dem Königreich verbannt wurde. Man drohete ihm anfangs auch mit des Vaters Todesart, wenn er nicht die Religion abschwören wollte, und man steckte ihn auch wirklich in ein Kloster. Eben so nahm man die Töchter von der Mutter, und sperrte sie zu den Nonnen. Unglücklicher war nun niemand als die Mutter, eine geborne Engländerin. Einige Menschenfreunde beredten sie, daß sie nach Paris kam, und am Thron Hülfe suchte. Drey großmüthige Advokaten schrieben für sie, liessen die Schrif-

alle die verdammte, die nicht glaubten, was die Kirche lehrt und glaubt, so konnten freylich Abrahams

Schriften drucken, und gaben der Wittwe die Einkünfte davon. Ganz Europa schrye für sie, und die Mutter bekam ihre Töchter wieder. Doch schryen noch einige, man müsse eher die ganze Familie aufopfern, als den Spruch der Obrigkeit in Thoulouse aufheben. Bey dem ganzen Prozeß hatte man nicht einen einzigen Beweis gegen die Familie finden können. Der Vater war ein Greis, hatte schon lange geschwollene Füsse; der Sohn war 25 Jahre alt, und stärker als sie alle; die katholische Kinderwärterin sah, und wußte alles, was vorgieng; sie behauptete standhaft, sie hätten einander den ganzen Abend nicht verlassen; am Körper des Marc-Antonin war nicht die geringste Spur von erlittener Gewaltthätigkeit, sein Kleid hatte er vorher abgezogen, und neben sich hingelegt; man hatte kein Geschrey gehört, aber im Protokoll stand kein Wort vom Ort, vom Zustand des Todten; man durchsuchte die Papiere und Effekten des Gehängten nicht, um seine Gemüthsfassung zu bestimmen; man verhörte die Angeklagten nicht erst im Hause; man nahm auf ihr klägliches Verhalten bey der Entdeckung des Todten keine Rücksicht, auch darauf nicht, daß keiner fliehen wollte, daß sie selber das Haus öffneten, und Lärm machten; für den angeblichen Uebertritt des Todten zur Königsreligion hatte man keine andere Beweise, als das Hörensagen; man wußte vielmehr, daß er noch wenig Tage vor seinem Tode viele öffentliche und geheime Beweise von seinem Eifer gegen die katholische Religion

hams Nachkommen, die den Stifter der christlichen Religion verwerfen, nicht verschont bleiben. Dreymal sind sie aus Frankreich verjagt worden; vom Jahr 1614 - 1638, mußten sie aus Spanien ziehen, und alles zurücklassen; unter Ferdinand dem katholischen wurden wieder auf einmal 170,000 Juden aus Spanien verjagt, — bloß weil sie Juden waren. Man befahl, daß alle Juden, die sich nicht wollten taufen lassen, in Zeit von vier Monaten das Land räumen sollten. Die Ketzerrichter verboten den Christen, den Juden auf irgend eine Art Vorschub zu thun. Unzählige arme

gion gegeben hatte: zu dem unnatürlichen Verbrechen, das der Vater Calas begangen haben sollte, gehörte auch ein starker Beweis; der Katholik Ludwig Calas war gar nicht gehaßt in der Familie; der Fremde war der beste Freund der jungen Leute; die aufgestellten Zeugen logen offenbar; man ließ den Angeklagten gar kein Mittel zu ihrer Vertheidigung; der alte Calas starb gar nicht als ein Fanatiker, der glaubt, er habe seiner Religion einen wichtigen Dienst geleistet ꝛc. Aus diesen und andern Gründen wurde der Richter David auf Befehl des Königs 1765. im Februar abgesetzt, und die Familie für unschuldig erklärt. Aber der Vater war einmal gemartert, und die Unschuld konnte kein menschlicher Richter wieder lebendig machen. Man sehe *Voltaire* Traité sur la Tolerance. 1763. 8 und Mémoire à consulter, et Consultation pour les Enfans de Defunt Jean Calas, à Paris. 8. 1765.

arme Juden verstellten sich, liessen sich in die Zahl der Christen aufnehmen, und waren doch keine, nur damit sie im Lande bleiben konnten. Aber mehr als 80,000 Familien zogen aus dem Königreich, und giengen nach Portugall, Italien, Afrika, und nahmen ansehnliche Geldsummen mit, wiewohl viele dabey jämmerlich umkamen. (S. Mosheims Kirchengesch. des N. T. D. von v. Einem, 5ter Th. S. 4.) Noch jetzt drückt diese Last der Verstellung das Gewissen von sehr vielen Juden in Spanien und Portugall. In der Christenheit verjagte man das Volk, und Mahomed, als er Constantinopel erobert hatte, nahm viele Juden auf, und lernte viel von ihnen. Rabbi Aben Esra klagt in seinen Schriften (s. Prodrom. in Thren. Jerem.) sehr über die heftigen Verfolgungen in Spanien, und floh auch selber aus dem Königreich. Mariana erzählt, ein eifriger Katholik habe einmal in Lissabon einen Juden auf der Strasse bekehren wollen, und als gerade die geweihte Hostie vorbeygetragen wurde, verlangte er, der Jude sollte gestehen, daß dieser Glanz, den die Monstranz von sich warf, vom Leichnam Jesu Christi herkäme. Der Jude konnte doch nicht allen Sinnen widersprechen, und behauptete immer, das sey der Schimmer der Juwelen und der Edelsteine am Kästchen. Das sah man als eine Gotteslästerung an, und sogleich wurden 7000 Juden hingerichtet. So oft ein großer Herr

Geld

Geld brauchte, richtete man mit kaltem Blut ein Blutbad unter den Juden an. Im zwölften Jahrhundert predigte ein einfältiger Mönch Rudolph gegen die Juden, verglich sie mit den Saracenen, und forderte die Christen auf, sie mit dem Schwert in der Hand überall aufzusuchen. Da entstand auch in den rheinischen Gegenden eine allgemeine Verfolgung der Juden. Die Geistlichen und Weltlichen griffen sie an; in allen Städten, Dörfern und Flecken suchte man sie auf; man nahm ihnen alles, was sie hatten; wer nicht Leib und Leben wagen wollte, mußte fliehen, und alles zurücklassen. (S. Speyerische Chronik.) Gegen dieß arme Volk verfügte man immer die grausamsten Strafen. Zu Salzmatten wurde ein Jude wegen einem Diebstahl an den Füssen aufgehängt, und lebte noch mehrere Tage am Galgen. (S. Annales Colmar. ad Ann. 1697. p. 30.) Im Jahr 1283, war in Maynz eine allgemeine Hinrichtung aller Juden; aus Wien und München wurden sie verbannt; die Juden in Augsburg mußten einmal 22,000 Gulden zahlen und doch brachte man viele um; 1384, kamen in Nördlingen am Freytag nach Jakobitag 200 Juden um, und für alles, was man den übrigen schuldig war, gab man ihnen nichts; mit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts schlug man in Prag viele tausend Juden todt, verbrannte ihre Häuser, und zwang die Kinder zur Taufe. (S. Versuch über

über die Frage, ob die Juden zu einer Reichsschlußmäßigen Toleranz unter gewissen Bedingungen gelangen können? Regensb. 1780.) Noch im Jahr 1623, vergoß man das Blut der Juden in Frankfurt. Was müssen doch so viele Unschuldige von unserm Erlöser gedacht haben, da seine Bekenner Satane wurden? Jedem neuen Kaiser mußten die Juden reiche Geschenke machen; und wie viele Unterobrigkeiten haben der unter ihren Schutz stehenden Judenschaft eben diese Last jährlich aufgebürdet? Zur Zeit der Kreutzzüge sprach der Pabst die alle von aller Verpflichtung, ihre Schulden den Juden abzutragen, los, die den närrischen Ritterzug mitmachen wollten. Der Statthalter Jesu Christi nahm andern ihr Eigenthum; das sichtbare Haupt der Kirche erlaubte Betrug, Ungerechtigkeit und offenbare Räubereyen. Man wollte ehemals nicht zugeben, daß der Jude von einem Christen ein Vermächtniß annehmen dürfte. Noch im Jahr 1633, mußte die Juristenfacultät in Leipzig darüber ein Bedenken stellen, darinnen ihnen allerdings das Recht zugesprochen wurde. Sollte man es auch glauben, daß die Empfindungen der Menschlichkeit je so verunreinigt, so eingeschränkt werden konnten? Wer hat uns denn dazu bestellt, unter diesem Volk das Elend wieder zu erneuern, das sie schon bey der Belagerung von Jerusalem ausgestanden haben, und das Josephus nicht fürchterlich genug

schil-

schildern kann? als lange vorher Tag und Nacht ein unaufhörliches Geschrey und Brüllen war! als die Greise wünschten, daß endlich der Krieg nahe kommen, und der Tempel in Flammen stehen möchte! Es war eine Zeit, wo man in Deutschland durch ein allgemeines Gesetz befehlen wollte, daß alle Juden sich schon durch die Kleidung auszeichnen, und entweder gelbe Hüte oder eigene Schnüre am Rock tragen sollten. Unter Ludwig IV. gab ein schwärmerischer Bierschenke Offenbarungen vor; das Volk rottete sich zusammen, und wollte an den Juden den Tod Christi rächen. Man gieng so grausam mit ihnen um, daß viele Juden ihre Weiber und Kinder selber umbrachten, um nicht den Unmenschen in die Hände zu fallen. Das geschah in der Christenheit, deren Stifter noch am Kreutz vergab! Der Religionshaß erdichtete oft die schändlichsten Laster, gab sie ohne allen Schein von Wahrheit den Juden Schuld, und nahm nun die Rache Gottes vom Altar, schleuderte Blitze unter sie, und jagte sie weg mit Donnerschlägen. Wenn es den Mönchen einfiel, auszusprengen, die Juden hätten die geweihte Hostie auf dem Ambos gehämmert, so dachte man nicht vernünftig über ein Geschwätz von der Art nach, man frug nicht nach dem Schuldigen, sondern ihre ganze Gesellschaft ward dafür gezüchtigt. Schon bloß dadurch, daß sie beschnitten und nicht getauft waren, verdienten sie in den Augen der

Geistlichkeit alle Strafen. Im Jahr 1306, erdichtete man, sie hätten einen Christenbuben irgendwo gestohlen, ihn heimlich umgebracht, sein Blut getrunken, und sich dabey zu allen Bosheiten verschworen. Diese falsche Anklage kostete auch 1290, in München 180 Juden das Leben. Sie hatten sich in die Synagoge geflüchtet; der wüthende Pöbel umrang das Gebäude, und zündete es an. (S. Hrn. Zaupser Noch ein Paar Worte über den falschen Religionseifer. München 1780. S. 23. ꝛc.) Im Jahre 1348, warf man ihnen vor sie hätten alle Brunnen in Deutschland vergiftet, sie seyen Ursache von der Pest, die damals eine Menge Menschen wegraffte. Man meynte, sie hätten die ganze Christenheit vertilgen wollen, und also ward nun der Tod ihnen allen geschworen. Nur allein in Deutschland wurden deswegen 12,000 Juden grausam ermordet. Mit dem Dolch in der Hand glaubten die faulen Pfaffen, es wäre nicht unmöglich, den letzten Saamen von Juden ganz auf der Erde auszurotten, und vergaßen, daß nach der deutlichen Lehre der Bibel dieß Volk noch lange als lebendiges Denkmal für die Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit unsers Erlösers unter den Christen erhalten werden wird. Als das höchst ungerecht vergossene Blut bereits vertrocknet war, sah man erst ein, daß die Kaufleute, die nach der Levante handelten, durch allerley Waaren das ansteckende Gift der schrecklichen

Krank-

Krankheit verbreitet hatten, und nun befahl man endlich dem Schwert, daß es wieder in seine Scheide zurückfahren, und ruhen sollte. Vom Kaiser Friedrich III. erhielten sie endlich einen Freyheitsbrief, worinn allen solchen Lästerungen widersprochen wurde. Man wollte endlich den Nachkommen eines ehrwürdigen Volks, dessen Geschichte eins der merkwürdigsten Stücke in der ältesten Geschichte der Welt und des Menschengeschlechts ist, auf dessen Sturz unser Glück, unser Wohlstand, unsere Religionsverfassung gebaut ist, dessen Stammväter große Personen waren, das wichtige Könige, berühmte Helden, prächtige Dichter, einen Salomo, der zu den vernünftigsten Menschen gehört, und zu allen Zeiten viele Gelehrte und Künstler unter sich hatte, und immer den Vorzug behalten wird, daß es der ganzen Welt den größten Lehrer und Erretter aufgezogen hat, mehr Billigkeit beweisen. Indessen ist es sonderbar, daß man in vielen großen und kleinen Städten den Juden nicht einmal eine freye und gesunde Wohnung erlaubt. Man zwingt sie, in einem engen Raum beysammen zu leben, schränkt sie, ungeachtet ihre Vermehrung in kurzer Zeit beträchtlich wird, auf ein gewisses Gebiet ein, nimmt nicht genug Rücksicht auf Sauberkeit und Reinlichkeit, auf die Lebensart dieses Volks, und vergißt, daß aus diesem stinkenden Pfuhl, der immer mit Wolken bedeckt ist, und seinen

pestilentialischen Geruch weit verbreitet, die geschwinden Keime einer ansteckenden Seuche nicht nur für die Juden, auch unter alle Christen ausfliegen könnten. Man bedient sich der Juden in allen Handelsstädten; man braucht einige an jedem Hof; zu vielen guten und ebenfalls nothwendigen Geschäften in der bürgerlichen Gesellschaft scheinen sie gemacht zu seyn. — Ist es nun billig, wenn sie vor Gericht alles doppelt bezahlen, oder allen Unfug, alle Ausschweifungen des Muthwillens von Großen und Kleinen, und des auch unter Protestanten noch immer versteckten Verdammungsgeistes leiden sollen? *) Ist es nicht unmenschlich, wenn

*) Den politischen Schaden, der aus dem Müßiggang der unzähligen Juden entsteht, hat Hr. Schlettwein in den Ephemeriden der Menschheit, J. 1776. 10tes St. S. 47. ꝛc. den Obrigkeiten vorgestellt. Weil man sie nicht zur Arbeitsamkeit anhält, weil sie nicht, wie in Polen und Holland, das Feld bauen, oder in Zünfte und Handwerke aufgenommen werden dürfen, so sind sie zwischen den Hervorbringern und Verbrauchern der Waaren lauter Zwischenhände, die den Preis der Waaren beträchtlich erhöhen, ausserdem, daß sie ihr Kopf- und Schutzgeld aufbringen müssen. Sie sind beynahe gezwungen, Landläufer zu werden; vom Müßiggang kommt es, und vom Mangel der vernünftigen Erziehung, die noch die wenigsten Fürsten unter ihnen veranstaltet haben, daß fast bey jeder Diebsbande etliche Juden sind. Palästina haben sie ehemals vortreflich gebaut; sie haben Kräfte und Hände

wenn man einem zum Tod verurtheilten Juden nicht erlaubt, den Rabbinen kommen zu lassen? Sollten wir nicht vielmehr, als Christen, wir, die wir gleich einem wilden Reis waren und auf den schon lange in der Baumschule gestandenen Baum gepfropft wurden, (Röm. 11, 24.) für sie beten, daß die Gnade des Herrn ihre Vorurtheile bald ausrotten, die Decke vor den Augen dieses Volks wegnehmen, und die natürlichen Zweige, die jetzt zerbrochen sind, wieder einsetzen möge? Lasset uns den Apostel lesen, und von ihm lernen, wie wir die traurige Geschichte dieser sonst so glänzenden Nation ansehen sollen. Wir sind ihnen Achtung, Schonung, Mitleiden, Liebe, gutes und anlockendes Exempel, Freundlichkeit, Redlichkeit,

P 3 Für-

Hände so gut wie die Christen: aber es ist ein Räthsel, daß man ihnen allen Müßiggang erlaubt. Es fehlt auch nicht, wenn man nicht unbillig richtet, an guten Beyspielen unter ihnen; s. ein Beyspiel der Dankbarkeit von einem Juden im Hannov. Magaz. J. 1780. S. 1054. ꝛc. Was das sündliche und übertriebene Wuchern betrift, so übertrift sie wahrhaftig mancher Christ, mancher vornehme Mann darinnen weit. Es giebt ja getaufte Juden, die sich nicht schämen, von der Noth anderer den schändlichsten Gewinn zu ziehen, und ihnen ihre jährige Geldbesoldung gegen einen greulichen Zins, oft nur gegen die Hälfte baares Geld, abhandeln, und zu ihrer Sicherheit, weil sie nicht wissen können, ob der andere so lange lebt, das übrige in den Beutel streichen.

Fürbitte und gute Wünsche schuldig. Sie beweinen noch immer das verfallene Heiligthum, das Gott ihren Vätern gab. Es ist doch guter, reiner Funke, daß sie die Trümmer der Hütte, die Gott ehemals bewohnte, wieder zusammensetzen, und den Tempel, den Gott selber geweiht hatte, wieder aufbauen wollen. Wie viele unter uns kämpften wohl mit dem heiligen und fortgeerbten Eifer für das Christenthum, wenn es allmählig wie ein Schattenbild von der Erde schwinden wollte? Wir verstehen die Geheimnisse von der göttlichen Haushaltung nicht. Aber, wenn wir etwas in den Worten des Gesandten-Jesu finden sollen, so ist es die angenehme Hoffnung, daß Gott seinen ehemaligen Lieblingen noch einen Moses schicken, der die Blindheit heilen, das Gefängniß eröffnen, und das Joch, das ihre Feinde oft von Eisen geschmiedet haben, zerbrechen wird. Denn, wie Paulus sagt: Gottes Gaben und Berufung mögen ihn nicht gereuen. — Es ist ein Geheimniß; es gebührt uns nicht zu wissen, Zeit oder Stunde, die der allgemeine Menschenvater, unser versöhnter Gott, und guter Herr, sich zur Ausführung seiner großen und allezeit liebreichen Absichten vorbehalten hat!

Noch ist der traurige Weg, den ich hier gehe, in der Geschichte die Leiden und Demüthigungen der Menschheit aufzusuchen, nicht geendigt. Lange schon erblick ich in den großen Haufen der Skla-

ven in der alten, der Sklaven in der neuen Welt. Der Mensch ist voll Widersprüche. Wir streben nach Kultur und Aufklärung. Wir rühmen uns unserer Vorzüge vor den Wilden, prahlen mit den reichen Schätzen im Verstand, und spielen mit den großmüthigen Empfindungen des Herzens. Aber wozu brauchen wir insgemein das alles? Zur Verachtung, und, wenn uns das Schicksal Macht und Gelegenheit dazu anbietet, zur Unterdrückung und Mißhandlung unserer Brüder, die noch nicht so weit, wie soll ich sagen? veredelt, oder durch die Abwege der Kunst von dem reinen und ebenen Pfade der Natur abgeleitet, und verschlimmert worden sind. Die ältesten Völker bestimmten immer den größten Theil des Volks, das von ihnen im Krieg überwunden wurde, zur Sklaverey. Man führte sie weg in ein anderes Land; man nahm ihnen Menschenwürde und Menschenrecht; man säh sie als gemachte Eroberungen, als Beute an, mit der man umgehen dürfte wie man wollte; man hob allen Rang, Ordnung und Unterscheidungen unter den Besiegten auf; man tödtete oft so viele, als man niederhauen konnte; die schönsten und jüngsten Frauenzimmer wurden für die Palläste der Großen und Reichen ausgesondert, die andern wurden dem Pöbel und den gemeinen Soldaten Preis gegeben, und die starken und gesunden Arbeiter schickte man in die Bergwerke, brauchte sie zum Strassenbau, zu

häuslichen Geschäften, und andern schweren, sauren, eckelhaften und verdrüßlichen Arbeiten. So behandelten die babylonischen Könige die Juden, die Gott durch sie züchtigen ließ. Die sogenannte Gefangenschaft war nur eine Versetzung, eine Wegführung in fremde Länder, aber verbunden mit allen den schimpflichen Lasten und Erniedrigungen, die nöthig waren, um den stolzen Uebermuth des Volks niederzubeugen. Die h. Geschichte nennt es selber eine Verpflanzung. (Matth. 1, 17.) Man legte vom edelsten Theil der Nation Colonien an, wo der Sieger es haben wollte. In der ältesten Geschichte findet man fast keinen kleinen Staat, wo nicht der Unterschied zwischen Freygebornen (Ingenuus,) Freygelassenen (Libertus,) Kindern der Freygelassenen (Libertini) und Sklaven (Servus) eingeführt, und mit der größten Schärfe und Genauigkeit beobachtet worden wäre. Daß der Zustand der Sklaven noch härter und schlimmer war, als das Schicksal der Lastthiere, das wird wohl niemand läugnen, der nur etwas Menschenkenntniß hat, und in den Urkunden aus der alten Welt nicht ganz Fremdling ist. Allein niemand dachte damals anders, und die Lehrer der heiligen Rechte der Menschheit waren entweder schlechte Philosophen, oder politische Schmeichler. Aristoteles hat die Sklaverey vertheidigt; er theilt alle Nationen in edle und unedle ein; es gebe, sagt er, Völker,

unter

unter welchen alle Mitbürger edel seyn. (S. seine Politik, Cap. 3, 4, 5, 6.) Wir erheben immer Griechenland, und zünden bald für den blossen Namen Athen Weihrauch an. Aber man kann sicher rechnen, daß freye Menschen in Griechenland gegen die Sklaven gerechnet weniger waren, als 1: 4. (S. Ueber die Glückseligkeit der Völker, 1ter Th. S. 115.) In der Schlacht bey Plataä hatte jeder Spartaner sieben Heloten bey sich. So nannte man die zu Leibeigenen gemachten Bewohner einer zerstörten Stadt Helos, die die kriegerische Republik, so wie viele andere kleinere Staaten neben sich, gleich einem Raubthier, verschlang. Die Uebriggebliebenen wurden mit der äussersten Strenge behandelt. Der Herr konnte mit ihnen nach seinem Willen handeln. Ihre Weiber und Töchter mußten Beyschläferinnen des Herrn seyn, indeß der Mann die verächtlichste Arbeit thun mußte. Man gab ihnen gerade so viel Nahrungsmittel, als nöthig war, um nicht zu verhungern. Sogar die junger Knaben, wenn man die erwachsenen noch heyrathen ließ, mußten ihrem Gebieter oft zur Sättigung unnatürlicher und viehischer Begierden dienen. Was Wunder, wenn sie oft das Joch abwerfen, und eine allgemeine Empörung versuchen wollten? Noch grausamer behandelten die Römer ihre Sklaven. Es läßt sich wohl keine Zahl angeben von allen den Städten, Dörfern und Menschen, die

durch

durch dieß Volk unglücklich wurden. Alle Jahre und aus jedem Feldzug brachte man eine Menge Sklaven nach Rom. Sie bauten eigene Werk- und Zuchthäuser (Ergastula) für sie, und waren auch so unmenschlich gegen sie, daß endlich der Sklavenkrieg ausbrach, wo 200,000 Sklaven beysammen waren. Mancher reiche Römer erlaubte nur dem Sklaven, der die Aufsicht über die andern hatte, sich zu verheyrathen, damit er desto treuer und zuverläßiger werden sollte. Die alten und gebrechlichen Sklaven, die nicht mehr dienen konnten, setzte man auf eine Insel in der Tyber, bis es Claudius verbot. (S. Suetonius Vit. Claud. cap. XXV.) Tacitus sagt von seiner eigenen Nation, einige Große hätten vierhundert Sklaven. (S. Annales L. XIV. c. 43.) Es gab einige, die 5000 Sklaven hatten. (S. Ueber die Glückseel. der Völker I. 219.) Man sah sie nicht für Menschen, nicht für Personen an, sondern nur für Eigenthum, für Sachen, die man nach Belieben veräussern könnte. Nur im äussersten Nothfall brauchte man sie zum Krieg. Sonst hielt man sie für allzuschlecht dazu. Die schwelgerischen Römer hielten die Muränen (Muræna Helena L) für einen Leckerbissen, und hatten ganze Teiche voll von diesen Fischen, weil sie auch besonders schön gezeichnet sind. Vedius Pollio mästete seine Muränen mit dem Blut und Fleisch seiner zum Tode verurtheilten Sklaven, weil er glaub-

glaubte, daß sie dadurch einen feinern Geschmack, ein zärteres Fleisch bekommeu würden. (S. Plin. Hist. natur. L. IX. c. 23.) Wenn ein Sklave das Geringste im Dienst versah, bey der Aufwartung etwa ein Gefäß zerbrach, so war es seine Strafe im Hause dieses Unmenschen, in Muränenteich geworfen zu werden. Pollio that das, weil er bey dieser Strafe besser als auf irgend eine andere Art sehen konnte, wie der ganze Mensch in Stücke zerrissen wurde. Der Naturforscher in Rom, der dieß erzählt, nennts doch selber Beweise der Grausamkeit. Wenn ein Sklave etwas gegen seinen Herrn sagte, man glaubte es ihm nicht. Seneca sagt, sie hätten die Sklaven oft schon des Morgens um 2 Uhr geprügelt, (s. seine Briefe Nr. 122.) Juvenal wirft es den Damen vor, daß sie die Sklaven hauen liessen, indeß sie an der Toilette sassen, und sich schminkten. Nach den Gesetzen durfte man sie auch nicht durch die Folter zum Geständniß gegen ihren Herrn bringen, wenn nicht von Blutschande oder von Verschwörung die Rede war. (S. die Stellen in Nieuports Rit. Rom. Argentor. 1743. 8. p. 223.) Aber weil der, der 400 Sklaven hatte, von einem ermordet wurde, so mußten alle 400 sterben. Zu allen ihren Schauspielen, Triumphen, Thierkämpfen, wenn sie gleich Menschen kosteten, nahmen sie Sklaven. Eine allgemeine Gewohnheit war es, entlaufene Sklaven von wilden Thieren

zer-

zerreissen zu lassen. Die erschreckliche Strafe der Kreutzigung (Crux sive Furca) die sie öfters halb todt, halb lebendig, mehrere Tage nach einander leiden konnten, ehe sie völlig starben, war ebenfalls bloß eine Strafe für Sklaven, und ward erst von Constantin abgeschafft. Die Christen machen mit Recht diese und so viele andere Mißhandlungen anderer Menschen den Römern zum Vorwurf. Aber was sagt die Geschichte? Wie sind wir nicht mit besiegten und unterjochten, wie sind wir mit ruhigen, stillen, friedlichen, durch ein unendlich weites und breites Meer, das vielleicht von dieser Seite noch nie ein Schiff getragen hatte, von uns gesitteten Europäern getrennten Völkern umgegangen? Seit der Entdeckung von Amerika ist der Name der Christen in mehr als einem Welttheil schwarz geworden. In Afrika hat man Sklaven geholt, und in Amerika hat man die Eingebornen, die uns nie gereitzt hatten, unter dem Vorwande, den Götzendienst auszurotten, und das Kreutz Christi aufzurichten, tausendweis hingerichtet. Kaum war die neue Welt gefunden, so tönte auch überall das Geschrey der Gequälten, und das Wimmern der Unterdrückten. Man wetzte erst die Waffen, zerfleischte sich untereinander, und ruhte, ermüdet vom Kampf, auf dem Haufen von Leichnamen aus. Im amerikanischen Sand sind Meere von indianischem Blut vertrocknet. Der Vorwurf fällt insbesondere auf

die Spanier, die in dem neuentdeckten Welttheil innerhalb 40 Jahren funfzehn Millionen Menschen umgebracht, und einen Erdstrich, der fünfmal größer ist als Spanien selber, zur Einöde gemacht haben. Man landete am Ufer eines ganz fremden Volks, und nahm ihm Gold, Silber, Edelsteine, Weiber, Kinder, Gärten, Felder, Götterbilder, Ruhe, Freyheit, Sicherheit, frohen Genuß der Wohlthaten, die ihnen Gottes Natur anbot, und zuletzt das Leben selber. Der Pabst schenkte ein Land weg, wovon man jetzt zum erstenmal hörte. Nicolaus V. erlaubte in seiner Bulle den Christen ausdrücklich, alle Ungläubige zu Sklaven zu machen, und nun hielten sich die grausamen Christen für berechtigt, die Leute, die Gott alle Tage mit seinem schönsten Segen in der Schöpfung erfreute, wiewohl sie nichts von seinem Sohne wußten, zur Schlachtbank zu führen, und den neuen Welttheil gleich in eine Schaubühne, auf der alle Bosheit und Unmenschlichkeit frey wirken darf, ohne menschliches Gefühl zu verwandeln. Der spanische Bischoff Bartholomeus de las Casas sah selber alle Greuel seiner Landsleute, und mißbilligte sie: (s. seine Verdienste und seine Fehler in der allgem. deutsch. Bibliothek, 42. B. 2. St. S. 493.) Man weiß, daß die Spanier von den gutherzigen, so etwas von Geschöpfen, die doch ein menschliches Gesicht hatten, gar nicht befürchtenden Wilden ganze Schiffe voll pakten, und

mit

mit ihnen auf das Meer führen, als wenn sie ihnen ein Vergnügen machen wollten, und, als sie weit vom Ufer waren, Schiff, Mann und Maus in den Wellen versenkten. Da dachte man nicht, daß der Rächer der Christen auch der Gott der Wilden sey. Die stummen Thränen der Insulaner und Amerikaner, ihr flehendes Auge, ihr strömender Schweiß, ihr klägliches Geschrey über Gewalt und Unrecht machte die Menschlichkeit nicht rege in der Brust, die von Geitz, Eigennutz und blinder Religionswuth beherrscht wurde. *) Fast immer sind die Europäer, wenn Kämpfe mit den Wilden entstehen, der angreifende und beleidigende Theil. Auch die Portugiesen haben oft ihre grausame Gemüthsart gezeigt, als sie den Weg nach Indien eröffneten. Die Hottentotten in Afrika sind ungesittete, aber doch gutartige Menschen. Die Portugiesen hatten einmal allerley Streitigkeiten mit ihnen, da sie sich auf der Rückreise von Ostindien am Vorgebirge der Hottentotten mit Wasser und Lebensmitteln versehen wollten. Das gieng vorüber, aber einige Jahre nach-

*) Marmontel sagts schön und wahr: L'avarice a inventé des tortures inconcevables, et des supplices inonis. Ingénieuse à compliquer et à prolonger les douleurs, elle donne à la mort mille formes horribles, que la mort ne connoissoit point. S. les Incas, T. I. à Paris 1777. 8. chap. X. p. 131.

nachher kamen die Portugiesen wieder, wollten sich vermuthlich mit Gewalt in dem Lande festsetzen und um sich an den Leuten zu rächen, die damals ihre Wohnung und Freyheit herzhaft vertheidigt hatten, sinnen sie auf eine garstige List viele Hottentotten auf einmal zu tödten, machen aber vorher die Leute treuherzig, und versichern mit allen möglichen Zeichen, daß an die ehemaligen Auftritte gar nicht mehr gedacht werden soll. Man ladete nemlich erst ganz insgeheim auf dem Schiff eine Kanone mit Musketenkugeln, brachte sie hernach ans Land, und ließ sie von den Eingebornen mit Stricken fortziehen. Der Konstabel folgte mit einer brennenden Lunte, und als die Hottentotten in gerader Linie vor der Kanone standen, und zogen, feuerte er ab; ein großer Theil der guten sichern Hottentotten ward getödtet, die andern jagte der Schrecken in den dicksten Wald, und die Holländer versichern, daß das Volk noch jetzt eine unvertilgbare Furcht vor Kanonen und anderm Schießgewehr habe. (S. Neue Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Leipzig 1779. 1tes St. S. 4, 5.) Das war nun das schöne Schauspiel, woran sich der Witz dessen, der es angegeben hatte, weiden konnte! So freut sich ein Tiger, wenn er eine im Gras und Sonnenschein ruhende Gazelle überfallen, und ins Dickicht schleppen kann! Die meisten Wilden müssen wie Kinder angesehen werden. Sie sehen

alles mit großer Neugierde an, trauen fast jedermann, greifen nach allem, lassen sich leicht besänftigen, thun ungereitzt niemand Schaden, und argwohnen selten Böses von andern. Ist es denn nun schwer, über solche unreife, gutmüthige wahre Naturmenschen mit allen den künstlichen Werkzeugen, die wir haben, um einander leicht zu ermorden Meister zu werden? Man sage nicht, daß man keine gute Anlagen bey ihnen bemerkte. Wie oft haben die Engländer, die die Welt umschifft haben, gegen Kleinigkeiten, gegen Glaskorallen, Messer, Spiegelchen, Nägel rc. alles, was sie wollten, von den Bewohnern der Südseeinseln erhalten? Die Pflicht der Dankbarkeit, die der menschlichen Natur so gemäß ist, erkennen sie auch. Man findet Spuren davon unter den wildesten und ungesittetsten Nationen; in Europa sind die Beyspiele oft seltener. Byron ließ einigen Wilden, die er auf sein Schiff geladen hatte, Musik machen. Beym Weggehen nahm einer von ihnen eine rothe Schminke, dergleichen sie immer bey sich tragen, aus dem Sack, und überfärbte damit den Musikanten, der ihm so viel Vergnügen gemacht hatte. Er wollte auch dem Capitain, weil er nicht mit ihm reden konnte, seine Dankbarkeit auf eben diese Art beweisen. (S. Hawkesworths Reisen um die Welt, I. S. 114.) Man lese nur Reisebeschreibungen, so wird man finden, daß die Heiden und Wilden lange die abscheulichen

Men-

Menschen nicht sind, wie sie oft von vielen Lehrern abgemahlt werden. Bey vielen grausamen und närrischen Gewohnheiten sieht man doch noch überall Beweise der Menschlichkeit, der Ehrlichkeit, der Liebe und der Dienstfertigkeit. *) In unsern Staa-

*) Z. B. In Indien lassen sich einige Frauen, wenn ihnen der Mann stirbt, mit ihm vergraben oder verbrennen. Sie beten das Feuer, einen Ochsen, eine Kuh an, weil die Nutzbarkeit dieser Dinge sie verleitet zu glauben, die Gottheit wohne darinnen. Die Königin in Otaheite und der Greis, der den Engländern den Weg zeigte, und Lebensmittel zum Verkauf brachte, waren doch gewiß gute Charaktere. (S. Hawkesworths Reisen, I. S. 343. 351 = 354.) Ein Indianer hielt gerne den Matrosen den verwundeten Fuß. (S. am angef. Ort S. 362.) Empfindungen des geschehenen Unrechts und des Mitleidens sieht man Th. II. S. 364. Auf Madagascar bringt der Sohn eines Vaters, der lange krank gewesen ist, ihrem Gott ein Opfer mit ziemlich jüdischen Ceremonien, und setzt den Kranken dem Opfer gegenüber, wobey mit großem Eifer gebetet wird. (S. Ives Reisen, d. 1ter Th. S. 43.) Kalm giebt den Wilden in Nordamerika ein gutes Zeugniß; sie halten, sagt er, ihre Zusagen, und erzeigen den Fremden von ihren Bundsgenossen viel Gutes. 1746. ward ein englischer Handelsmann der mit Waaren unter ihnen herum reiste, erschlagen. Erst nach einem Jahre erfuhren die Wilden den Mörder. Sie ergriffen ihn, schickten ihn gebunden und mit einer Wache an den englischen Gouverneur in Philadelphia, liessen

Staaten will man noch immer nicht einsehen, daß die spielenden Diebe die größten und gefährlichsten sind, (z. B. die Spielgesellschaft in Spaa hat schon Jahre gehabt, wo sie 20,000 Carolinen an reinem Gewinn theilen konnte, (s. T. Mus. 1780. Dezemb. S. 520.) aber alle Isländer hassen das Spielen um Geld. Nach einem alten Gesetz in diesem Lande verliert jeder, der nur um einigen Werth spielt, sein ganzes Vermögen, und kann von jedem andern darüber zur Verantwortung gezogen werden. (S. Neueste Mannigf. I. S. 165.) Die wenigsten denken daran, daß sie Gottes Beystand zu allem erbitten, und ihm für alles danken sollten. Aber der Ostiacke trägt, so oft er auf die Jagd geht, seinen Götzen im Stiefel mit sich. (S.

ihm sagen, sie erkennten den Bösewicht nicht mehr für ihren Landsmann; er sollte ihn nach den englischen Gesetzen strafen. (S. seine Reisen II. S. 248.) Wenn die Wandertaube in Canada Eyer legt, oder noch kleine Jungen hat, schiessen die Wilden die Alten niemals, leiden es auch nicht von den Franzosen, wehren es ihnen erst mit Liebe, dann mit ernstlichen Drohungen, erklären es für eine Unbarmherzigkeit, und sagen selber, die Jungen müßten ja sonst verhungern. (S. Abhandl. der schwed. Akad. XXI. 1759. S. 278.) Die Natur lehrt sie eben das gegen Thiere, was Moses seinem Volk befehlen mußte. Türkische Galeerensklaven haben schon schöne Dankerkenntlichkeit bewiesen. S. Neueste Mannigfalt. I. S. 333.

(S. Beschreibung aller russischen Nationen, S. 84.) Und unter diesen guten Menschen, die von mancher Bosheit, die ein Junge in Europa schon treibt, den Namen nicht wissen, haben die Europäer oft die Felder, wo vorher nie das Getöse der Waffen erschollen war, mit Blut überströmt, und noch ist ein großer Theil der Wilden zur Sklaverey verdammt. Was ist Amerika? Beynahe eine einzige Plantage für das wollüstige und schwelgerische Europa. Ein großes Zuchthaus für viele tausend Sklaven, die beständig Zucker, Caffe, Baumwolle, Indigo, Cochenillen auf indianischen Feigen, und so viele andere Waaren mit bitterm Schweiß, mit den schwersten und schmerzhaftesten Duldungen, unter den abscheulichsten Mißhandlungen bauen müssen. Ist es nicht für jedes fühlende Herz ein stechender Schmerz, in weiter Ferne so viele weinende Mitbrüder im widernatürlichen und unglücklichsten Stand zu sehen, die, mit Jammer belastet, von einem Kerl mit der längsten Peitsche wie eine Heerde Vieh aufs Feld hinausgetrieben werden, und, indem sie den bittern Gram in der Seele, die nagende Sehnsucht nach dem Vaterland, das unaufhörliche Verlangen nach Menschenrecht und Freyheit, die gerechtesten Klagen über blutsaugende Herren, und löwenartige Peiniger verschweigen müssen, einander nur in der Nacht durch Zeichen und Thränen trösten können, und so oft der Tag anbricht, nur für die Berei-

cherung einiger Wenigen, und für den lüsternen Gaumen unzähliger Menschen arbeiten müssen, die ihnen nicht helfen können, und wovon die Wenigsten, indem sie die indianischen Schätze geniessen, an sie denken? Rührt uns dieß Gemälde nicht? O der Weise hat Recht, wenn er unserer Unzufriedenheit spottet, und uns den Rath giebt, so oft wir unser Schicksal beklagen wollen, immer zu denken, daß noch viele tausend Unglücklichere in der Welt sind, die keinen Augenblick Ruhe haben, die der helle Himmel nicht erfreuen kann, die ihr ganzes Leben in der Knechtschaft, in den härtesten Fesseln, ohne Erholung und Abwechslung zubringen müssen, von deren weinenden Augen auf Erden alle Hoffnung verschwunden ist. Die Franzosen, Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer kaufen nemlich alle Jahre in Afrika, meistens in Guinea und Madagascar, eine Menge Neger und Negerinnen ihren dortigen kleinen Fürsten ab, (auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung sind auch einige Maleyen aus Indien,) laden sie gleich den andern Waaren auf Schiffe, und führen sie nach ihren Besitzungen in Amerika, wo sie von den Eigenthümern der Colonien gekauft, und zu allen Arbeiten angehalten werden. *) Ehe man sie kauft, muß sich jeder

auf

*) Daher hängen sie sich oft, weil die schwere Bürde sie nieder drückt, oft mit dem süssen Traum auf, daß sie nach dem Tod wieder in ihr Vaterland kommen.

auf einem Tisch ganz nackend von einem Wundarzt überall betasten und untersuchen lassen, ob er gesund ist, starke Knochen und derbe Muskeln hat. Unläugbar ist es, daß noch ein Tausch von Pferden gegen Menschen bey den Marokkanern und Negern fortdauert, und daß in England gar oft für ein vorzüglich schönes und schnelles Pferd mehr bezahlt wird, als für einen schwarzen Menschen. Europäer! und ihr insbesondere, die ihr in unserm Welttheil so viel von Großmuth, Edelmüthigkeit, weicher Seelenstimmung und Philanthropie schwatzt, aber über dem Meere wahre Satane seyd! So weit haben wir also unsere menschliche Natur, und unsere christliche Würde erniedrigt! Wie lange wird es noch währen, so ist alle Tugend unter euch nur noch gemahlt; der Eigennutz wird sie von der Scene des thätigen Lebens wegdrängen, und nur im Komödienhause, wo Betrug und Schattenspiel die Augen täuscht, und der Langeweile abhilft, wird sie noch erscheinen. Der Schiffskapitain verkauft seine Neger an die Colonisten; einer gilt 200, 300, höchstens 450 holländische Gulden; ist er schon ein geübter Maurer oder hat das Handwerk eines Zimmermanns ꝛc. gelernt, so kann er in Surinam mit 2000 Gulden bezahlt werden, weil dort Handwerksleute noch selten sind. Ihre Sprache ist meistens ein Gemische von der englischen und holländischen. Wenn in einem Hause zur Bedienung oft zehn

Sklaven sind, so können vielleicht auf den Feldern 180, auch 200 von ihren Landsleuten arbeiten. Unter den Negerinnen lernen einige auch Stricken, Sticken Nähen ꝛc. Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erhielt Brasilien jährlich von Angola 28,000 Neger; es gab dort Pflanzer, die 10,000 Sklaven, und 18 arbeitende Zuckermühlen hatten. Der französische Kräuterkenner Aublet, der lange in Amerika war, rechnet zu einer nutzbaren Plantage 400 Sklaven. Nach seiner Angabe sind allein auf St. Domingo 200,000 Sklaven. Aber um immer so viel zu haben, müssen alle Jahre 20,000 neue dazu gekauft werden. (Oekon. Bibl. VI. S. 29.) Zwanzigtausend Sklaven sind auf der Isle de France, fast alle aus Madagascar, und alle 18 Jahre werden so viele neue angeschafft. (S. Oekon. Biblioth. IV. S. 372.) Von diesen höchst beklagenswürdigen Geschöpfen sind — man kann es beynahe ohne Schaudern nicht sagen, allein in Barbados innerhalb 16 Jahren 60,000 eines langsamen Todes gestorben. Wegen dieser großen Menge werden sie an der Brust oder am Arm gezeichnet, damit sie nicht verwechselt werden, so ungefähr, wie man bey uns die Thiere zeichnet, die unter die Heerde getrieben werden sollen. Dazu hat man ein silbernes Blech, worauf die Anfangsbuchstaben des Herrn gelötet sind. Man steckt das auf einen hölzernen Stiel, macht es

glü-

glühend, und drückt es auf die Stelle am Körper, wo das Zeichen stehen soll, nachdem man sie vorher mit Olivenöhl eingerieben hat. So stempelte man auch ehemals in Griechenland die Sklaven. (Daher die Redensart des Apostels Ephes. 4, 30.) Vom Jahre 1649, ist die älteste spanische Verordnung, in welcher des Sklavenhandels gedacht wird. Vom Jahre 1664, ist der erste in Frankreich ihrentwegen gegebene Befehl. (S. Göttigische Anzeig. J. 1778. St. 66.) Aus den seltenen Schätzen der königlichen Bibliothek in Göttingen ist es nun erwiesen worden, daß die kleinen afrikanischen Fürsten selber den Verkauf ihrer Landeseingebornen an die Portugiesen angefangen haben. (S. Hrn. Pr. Sprengels Progr. vom Ursprung des Negernhandels, Halle. 8. 1779.) *). Die Veranlassung dazu war ohne Zweifel die natürliche Unmöglichkeit für den Europäer, das heisse Amerika zu bauen. Oft ist die Hitze so drückend, daß das eben getrunkene Wasser gleich wieder durch die Schweißlöcher ausdünstet. Man mußte Arbeiter haben, die an einen gleichen Grad der Hitze gewohnt sind, und diese fand man in Afrika. Ihre Körper sind so stark und dauerhaft, daß sie alles, Laufen, Rennen, Schwimmen, Jagen, Klettern, alle Geschäfte und alle

*) S. einen Auszug in der allgemeinen deutschen Bibliothek, 42ter Th. 2tes St. S. 489. rc.

alle Mißhandlungen aushalten können. Schwangerschaft und Geburt machen ihnen keine Schmerzen. Fermin sah, daß eine Negerin in Suriname wegen einem Verbrechen fünf Stunden vor ihrer Entbindung noch funfzig Streiche auf das Hintertheil des Leibes bekam, und sie hatte doch eine glückliche Niederkunft. (S. Beschreibung der Kolonie Suriname, Berlin. 8.) Die Hitze des Landes erregt die natürliche Heftigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Triebe noch mehr. Sie vermehren sich in Afrika und in der Sklaverey sehr stark, und beyde Geschlechter vermischen sich auch gerne mit den Weissen. Um ihre sittliche Bildung, Aufklärung und Erziehung zu vernünftigen Menschen und Christen bekümmern sich die reichen Güterbesitzer gar nicht. Man will nur, daß sie fleißig und gut arbeiten, das Capital, das sie gekostet haben, durch ihren Fleiß wieder in kurzer Zeit mit großen Zinsen erwerben, hernach noch etliche Jahre für den reinen Gewinn des Herrn leben, und durch ihre Aufmerksamkeit verhüten sollen, daß nicht einmal durch einen Zufall, oder durch Unvorsichtigkeit eine ganze Erndte von Caffee, Zucker, Cacao ꝛc. verloren wird, und der Nutzen der Colonie von vielen Jahren in einem Tage wieder im Rauch davon fliegt. Man schont daher die Neger nur so lange, bis sie sich selber bezahlt und den Herrn reich gemacht haben. Nachher mag einer nach dem andern, und ein Hundert

nach

nach dem andern unter den Padoggen sterben, oder von einer Mühle zerrissen, von einer Maschine ergriffen, und platt wie ein Pfannenkuchen gequetscht werden, oder mag bey seinen gefährlichen Handthierungen ein Glied nach dem andern verlieren — was liegt an der Piéce des Indes? So nennen sie die Franzosen, und sprechen ihnen alle Rechte der Menschheit ab. Arbeiten müssen sie, so lang sie noch eine Hand haben; ist aber das Geld des Ankaufs einmal wieder gewonnen, so gilt ihr Leben nichts mehr, und ihr Tod macht nicht so viel Aufsehen oder Bewegung im Hause, als der Tod eines Hundes, einer Katze, oder eines Vogels. Ihre Schlafkammern sind ungesunde Winkel. Sie haben selten Appetit zu essen. Die groben Lumpen verunstalten sie mehr, als daß sie sie bedecken. Mit dem Anbruch des Tages werden sie zur Arbeit geführt; die Stunden sind vorgeschrieben; die Geschäfte werden unter sie vertheilt; die geringste Versäumung oder nur scheinbare Nachläßigkeit wird auf der Stelle mit Schlägen, wozu eigene Mittel und besondere Maschinen erfunden worden sind, aufs empfindlichste, ohne alle Nachsicht, Schonung und Billigkeit bestraft; dazu sind die Negernoffiziere da — selber Sklaven, man vertraut ihnen aber, wenn sie lange schon in der Colonie sind, oder besondern Fleiß und Geschicklichkeit zeigen, die Aufsicht über ihre Mitbrüder an. Allein fast alle Reisende stimmen in

der traurigen Nachricht überein, daß diese Leute die geringe Unterscheidung nur dazu brauchen, daß sie selber fast nichts arbeiten, aber das Unglück, dem sie selber noch nicht ganz entgangen sind, schon vergessen, und ihre niedergeschlagene Landsleute oft noch strenger behandeln, und bitterer peinigen, als ein weisser Vorgesetzter. Oft thun sie es, um sich dadurch bey den gewinnsüchtigen Herren, die in Amerika in wenigen Jahren nicht genug zusammenraffen können, um hernach in Europa, wenn sie in Westindien alles verkauft haben, auf den vornehmsten Fuß zu leben, zu empfehlen. Auch hier sieht man, welch ein schnell tödtendes Gift der Geitz für alle menschliche Empfindungen ist. In St. Domingo müssen die Schwarzen die Grundstücke, von denen sie sich nähren, am Sonntag und Festtag, und in den zwey Ruhestunden bauen, die man ihnen alle Tage verwilligt. (S. Nicolsons Essais sur l'hist. natur. de St. Doming. p. 54.) In der Colonie Cayenne werden die Neger auch nicht von ihren Herren unterhalten. Man begnügt sich damit, daß man ihnen alle 14 Tage einen Sonnabend zum Anbau der Felder, woraus sie ihren Unterhalt ziehen, freygiebt. (S. Ueber die Glückseligk. der Völker, l. Th. S. 84.) Das thun die Franzosen, die sonst immer, wenn sie über die Gränze ihres Königreichs hinaussehen, von Barbaren, von rauhen und nordischen Völkern reden; und so

ist es freylich begreiflich, warum unsern armen Brüdern in Amerika unter diesen Umständen das Grausen des Todes selber, und das Ermorden ihrer Weiber, Kinder und Freunde wünschenswerther ist, als das Leben im Elend und in der schwersten Knechtschaft. Auf den dänischen karaibischen Inseln hat man Beyspiele, daß Sklaven aus Verzweiflung die giftigen Früchte des Manchinellbaums (Hippomane mancinella L.) verschluckt und sich selbst eine tödtliche Entzündung im Blut zugezogen haben, nur um aus dem Höllenkerker wegzukommen. (S. Neueste Mannigfaltigkeiten 3ter Th. S. 250.) Viele Negerinnen machen selber, daß sie unglücklich niederkommen, damit ihre unersättliche Herren nicht von ihren Kindern Nutzen ziehen können, und zu diesem Vergnügen der Rache kommt eine Art von Mitleiden. Ihre Leibesfrucht soll sterben, ehe sie geboren wird, damit sie nicht auch so unglücklich werde, wie die Mutter, und einst der Brust fluche, die sie gesäugt hat! (S. Nicolson l. c. p. 55.) Sonst füttert man doch in Martinique und in allen andern Pflanzungen die Sklaven alle Tage mit runden Kuchen aus der Wurzel eines Strauches (Jatropha Manihot,) die gerieben ein Mehl giebt, durch das Backen die giftige Milch verliert, und im Feuer zu dem sogenannten Cassavebrod wird, das etliche Monate lang süß und frisch erhalten werden kann. (S. Bankrofts Nachricht

da-

davon in Buffons allgem. N. G. 6ter Th. Berlin 8. S. 174. ꝛc. Neueste Mannigfalt. II. S. 658. ꝛc.) Nebst dem ist es beynahe das höchste Vergnügen der Sklaven auf Erden, wenn man ihnen Rauchtoback schenkt. Ach oft könnte man mit geringen Gaben einem Menschen sein Leiden vergessen machen, und die rohe Seele so vieler Unempfindlichen giebt ihm eine Kleinigkeit nicht! Sie denken nicht an die Sklaverey, indem sie den angenehmen Rauch in den Mund saugen können. Dies Kraut hat von je her den Ruhm gehabt, daß es bey mäßigem Gebrauch erheitere, die Dünste verjage, die das Gehirn beschweren, und sich im Kopf sammeln, und mit unmäßigem oder anhaltendem Gebrauch ganz sanft betäube, und die Sinnen auf eine nicht unangenehme Art leicht verwirre. Erlaubt man den Sklaven dabey noch das Tanzen, so meynen sie neugeboren zu seyn. Sie lieben dies Vergnügen ausserordentlich, und sie können auch tanzen mit bewundernswürdiger Geschmeidigkeit. Durch diese wenige und geringe Ergötzlichkeiten halten sie sich für die harte Arbeit schadlos, die man ihnen überall auflastet. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ist das Erdreich im Drackensteinischen Gebiet so fruchtbar, daß es fünf und zwanzig und zu Zeiten dreyßigfältige Früchte trägt; es sind auch viele Bäche in der Nähe, und doch bauen die Holländer keine Wassermühlen dort, um ihr Korn zu mahlen.

Sie

Sie bedienen sich immer kleiner Handmühlen, die in der Mauer des Hauses befestigt sind, und beständig von Sklaven mit unaufhörlichem Schweiß und großer Mühe gedreht werden. (S. Neue Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, Leipzig 1779. 1. St. S. 79, 80.) Weil man sie gar nicht wie Menschen ansieht, so müssen sie sich alles gefallen, und sich zu allem brauchen lassen. Will ein reicher Pflanzer dort in der Mittagshitze schlafen, so stellt er etliche Sklaven an sein Bett, die von ihm mit einem wehenden Tuch die stechenden Insekten abhalten müssen. Nicolson selbst ein Franzose, sah ihre eisernen Ketten in St. Domingo, und sagt: Sie säen, und dürfen nicht erndten. Sie bauen, und haben keine Wohnung. Sie machen andere reich, und sterben vor Hunger. Sie verschaffen ihren Herren alle Materialien zum Luxus, und sind ohne Kleider. Sie helfen, daß andere, die vorher verachtet waren, und im Staube krochen, alle Bequemlichkeit geniessen, und sogar reich werden; und ihre Belohnung dafür? Das Schmachten in einer fürchterlichen Sklaverey, worüber die Menschheit alle Tage seufzt. (S. Essais sur l'hist. natur. de S. Domingue. à Paris 1776. p. 52. &c.) Beym Auspressen der Zuckerrohre liegt in der Mühle ein blosses Schwert. Wird ungefähr ein Finger, oder die Hand des Sklaven auch von der Mühle ergriffen, so muß der andere Sklave

da.

daben ihm gleich mit dem Schwert das Glied abhauen, wo er zukommen kann, damit er nur noch am Leben erhalten werde. Denn man denkt gar nicht daran, wie man ihnen die Geschäfte erleichtern oder Gefahren abwenden könnte. Das heisse Clima des Landes, und die schwere Arbeit verursachen ihnen natürlich öfters Kopfschmerzen; aber auch die Hinfälligkeit der Natur spricht sie nicht los vom Tagewerk. Die ägyptischen Frohnvögte treiben immer. Doch giebt ihnen die Natur einige Mittel dagegen. Die Neger in Jamaica legen die Blätter der Christus Palme auf den Kopf, und spüren davon große Linderung. Das ist aber auch in dem Fall ihr einziges Labsal, ihre einzige Erleichterung. (S. Abhandlungen aus den philosoph. Transact. zur Physik und Naturgesch. 1ter Th. 1ter B. S. 13.) In Suriname suchen die Schwarzen, wenn sie von diesem Uebel geplagt sind, den Zitteraal, (Gymnotus electricus L.) auf, legen die eine Hand dem Fisch an die Kehle, die andere an die schmerzende Stelle des Kopfs; indem sie den Fisch anfassen, erhalten sie den elektrischen Schlag, und, ohne daß es ein einzigesmal fehlt, wird ihnen besser. (S. Martini allgem. Geschichte der Natur, 1ter Th. S. 8. Taf. I.) Wenn die Schwarzen in Senegal wegen der Sonnenhitze und dem brennenden Sand ein einseitiges Kopfweh bekommen, so reiben sie sich die Stirne mit einer lebendigen

Kröte, (Rana Bufo L.) Adanson sah dieß dort, hörte es von den Eingebornen als ein erleichterndes Mittel rühmen, und würde es oft selbst gebraucht haben, wenn ihn nicht der unüberwindliche Abscheu, der den meisten Menschen von Jugend auf gegen dies Thier eingeflößt wird, gehindert hätte, so vertraut mit den Kröten umzugehen. Aber, wie gesagt, die Güte der Natur gegen alle ihre Geschöpfe reitzt die stolzen Menschen nicht zur Nachahmung. Der sinkende Tag kündigt doch den Lastthieren das Ende ihrer Arbeit an. Aber der Afrikaner ist am Joch des Europäers unglücklicher, als der Stier und das Pferd. Mit dem Anbruch der Nacht verändert man nur seine Beschäftigungen. Hat er keine Kräfte mehr, so ermüdet man noch seine Geduld, und braucht ihn noch zu kleinen Arbeiten; sein Tag währt vom ersten Morgenlicht bis 10 Uhr in der Nacht. (S. Nicolson l. c. p. 55.) Die meisten Sklaven müssen Heiden bleiben: denn so bald sie oder ihre Kinder getauft werden, sind sie nach den Gesetzen frey, und werden wenigstens in den holländischen Colonien als Bürger angenommen. Auch entschliessen sich die Herren selten, den Unterricht, und den Freyheitsbrief zu bezahlen. Daß der Unterricht, den sie erhalten, äusserst schlecht und zweckwidrig sey, gestehen ihre eigene Schriftsteller. Der Herr, der den Sklaven frey läßt, muß auch, wenn anders der Schwarze kein Handwerk versteht,

steht, der Kirche oder der Compagnie ein großes Capital versichern, wovon der Sklave, wenn er arm oder alt worden ist, ernährt werden kann, damit er nicht zu den Feinden der Colonie in die Wälder gehe. (S. Neue Beschreib. des Vorgeb. der guten Hoffnung, 1tes St. S. 126.) Durch diese und andere Einschränkungen ist der Wunsch, die Sklaven auf diesem freylich sauren und blutigen Wege in die freundlichen Arme der christlichen Kirche zu führen, beynahe unmöglich gemacht, und ganz vereitelt. Man schneidet aus der dicken holzartigen Haut des Nashorns Stöcke, und prügelt die Sklaven damit. Man nimmt einen ganzen Büschel von den jüngsten Zweigen der spanischen Röhre (Calamus Rotang L.) und haut sie damit blutrünstig. Fast alle ihre Strafen sind unmenschlich; weil die Menge der Sklaven so groß ist, so will man sie dadurch in Angst jagen, und in beständiger Furcht erhalten. Nach Nicolsons Zeugniß ist die Zahl der Herren, die den Sklaven auch Brod geben, wenn ihr Acker nichts mehr trägt, die ihnen jährlich auch 5 bis 6 Ellen Tuch geben zur Kleidung, und die am Feyertag und in den Ruhestunden keine Arbeit von ihnen fordern, sehr klein, und in der Colonie sieht man diese menschlicher gesinnten Herren als große Thoren an, die ihre Sklaven durch allzuviele Güte verderben. (S. Essais sur l'hist. nat. de St. Doming. p. 54.) Die Züchtigung, die in der

er-

ersten Wuth befohlen wird, muß auf der Stelle am Sklaven vollzogen werden. Ich weiß aus einem sichern Munde, daß die Sklaven in Liverpol so schrecklich und so oft geschlagen werden, daß etliche Papagayen, die in der Gegend gehalten wurden, endlich diese betrübte tägliche Musik lernten und das klägliche Schreyen der Sklaven nachahmten. In Martinique haben die Franzosen vier Pfähle zu diesem Endzweck zusammengeschlagen, und so wie ein Sklave das Geringste nicht recht thut, so muß er aus der Reihe heraustreten, und sich in dieser Maschine jämmerlich zerfetzen lassen. Sie reiben hernach dem blutenden Schwarzen Piment in die Wunden. Das thun sie den Menschen, die doch ein großes Stück Feld mit der Hand, und mit dem Spaten weit schneller bearbeiten können, als es mit zwey Pflügen geschehen könnte, und ihre Schläge geduldig hinnehmen, zufrieden, wenn sie nicht weit vom Meere geschlagen werden, und hineilen dürfen, um in seinen Wellen und in seinem Schlamm ihre aus allen Adern fliessenden Wunden auszuwaschen. Wird auch in den französischen, spanischen und englischen Provinzen ein Sklave todt geprügelt, und zum Scheusal zerfetzt, so müssen die andern Sklaven ihn einscharren, und nun deckt der Sand sein Blut. Auf Erden hört kein menschlicher Richter das Rufen des Erschlagenen um Rache. Gott im Himmel! was ist der Mensch? In Eu-

ropa sammeln wir Geld, schicken es nach der Levante, um Türkensklaven loszukaufen, und in Amerika plagen wir selber viele tausend Brüder weit ärger, als sie von Türken geplagt werden! Sind wir dann dazu bestimmt, daß unser Leben ein ewiger Widerspruch mit sich selber, ein unaufhörlicher Streit der Vernunft und der Leidenschaften seyn soll? Im schwarzen Gesetzbuch sind freylich viele gute Gesetze: aber die Erfahrung lehrt, daß sie nicht gehalten werden. (S. Petit Traité sur le Gouvernem. des Esclaves, à Paris 1777. 8. I. II.) In Jamaica hängt man oft die Sklaven an den Händen auf, und peitscht ihnen mit einer Hand voll Dornen den nackten Unterleib so lange, bis die zerrissenen Stücken herabhängen. Sollte uns nicht diese Herabsetzung der menschlichen Natür auch in andern wehe thun? Sind sie denn etwa deswegen nicht unsere Mitmenschen, nicht unsere Mitunsterbliche, weil sie unter der Oberhaut schwarz sind, und ein dickes filzigtes Haar haben? Die Tyranney der Reichen ist schon bis zu dem unter dem rohsten Volk bisher noch nie gehörten Grad gestiegen, daß man Sklaven zum Saufen und Fressen gezwungen hat; und wenn dann die Natur ihren Gang gehen, und eine Ausleerung bewerkstelligen wollte, so stopfte man den Sklaven die Oeffnungen am Leibe mit Gewalt zu, und ließ sie so in ihrem ei-

eigenen Kothe auf die schrecklichste Art sterben. *) —

*) Die Grausamkeiten reitzten an vielen Orten die Neger, daß sie einmal in der Nacht losbrachen, ihren Herren alles in Brand steckten, in die Wälder entwischten, und da als ein freyes republikanisches Volk lebten. Kaum hatten einige den Anfang dazu gemacht, so wuchs ihre Anzahl täglich durch neue Ueberläufer. Man unterscheidet daher in Amerika die Neger, die noch in der Sklaverey sind, und die Marrons oder die Waldneger. Von diesen letztern mußte man alle Nächte die schrecklichste Rache befürchten. Die Holländer machten ernsthafte Anstalten gegen sie, und richteten doch nichts aus, weil die Neger die dicken Wälder, die Moräste und Sümpfe, Hitze, Insekten u. s. w. viel besser gewohnt sind, als die Europäer, sehr sicher schiessen, Schießgewehr heimlich stehlen, Verhacke machen, die krummen Wege im Wald besser kennen, besser über die Flüsse schwimmen können ꝛc. 1759, mußten die Colonien in Suriname ordentlich Friede mit ihnen schliessen, und sie als ein freyes Volk ansehen. Allein die abscheuliche Art, womit sie mit jedem Marron, der ihnen in die Hände fiel, umgiengen, machte das Uebel nur noch ärger; z. B. einer mußte an einem eisernen ihm in die Seite geschlagenen Haken lebendig am Galgen seinen langsamen Tod erwarten. Andere Waldnegers wurden lebendig verbrannt, und dabey das Fleisch mit glühenden Zangen zerrissen. Und als man auch acht Weiber zusammen hinrichtete, so brach 1772, wieder ein ordentlicher Krieg aus, und

O ihr, die ihr oft Tonnen Goldes verschwendet, um das Schlachtgewühl auf der See nur im

und die Colonie wäre gewiß untergegangen, weil gar viele Europäer den Zug in die dicken Wälder gar nicht aushielten, und immer mehr Sklaven zu den Waldnegers liefen, wenn nicht der Gouverneur 150 der getreusten Sklaven aufgesucht, ihnen auf dem Rathhaus ihre Freyheit, wenn sie treu dienen wollten, gerichtlich versprochen, und sie sodann gegen ihre eigene Brüder angeführt hätte. Mit dieser Hülfe zerstörte man wenigstens einige Nester von Marrons. (S. Fermins Beschreib. der Colonie Suriname, 8.) Und nun will die Obrigkeit in den holländischen Colonien wissen, wenn eine öffentliche und ernstliche Züchtigung nöthig ist, damit nicht jeder einzelne Herr durch Tyranney seine Sklaven zur Empörung reitze. — Ein Engländer Sharpe hat seiner Nation das Schreckliche des Sklavenhandels selber vorgehalten. Das Blut von vielen tausend Unschuldigen, sagt er, und alle Jahre ermordeten Menschen schreye laut gen Himmel. Die Türken hielten ihre Sklaven besser; man könne, und Sharpe hat es gethan, durch Rechnungen zeigen, daß die Colonien bisher keinen oder doch nur geringen Vortheil davon gehabt haben. (S. Oekon. Bibliothek 5ter Th. S. 56. ꝛc.) Forster, ein denkender Engländer, hat seiner Nation in diesem Punkt auch nicht geschmeichelt. (S. seine Betrachtungen über die vornehmsten Stücke der Religion, 2ter Th. Aus dem Englischen. Leipzig 1753. 8. S. 251, 252.) Auch Aublet selber nennt seine Landsleute Henker und Unmenschen; denn die Franzosen

im Scherz nachzumachen, oder mit Zauberkunst den Schauplatz zu erleuchten, und mythologische

zosen schiessen jetzt die Marrons beym Spatzierengehen im Wald, wo sich einer blicken läßt, als wenn's Wildpret wäre, zur Lust, aus Scherz todt, und gehen aus auf diese Jagd. Zur Entschuldigung dieser ganzen Sache beruft man sich I. auf die Sklaverey im alten Test. und zur Apostel Zeit. Allein die Stellen 1. Cor. 7, 21=24. und 1. Petri. 2, 18. Ephes. 6, 5=8. Coloss. 3, 22. Tit. 2, 9. beweisen nicht, daß es die Apostel gebilligt haben. Sie fanden diese Einrichtung in der Welt eingefüht, und verbieten nur, unter dem Vorwand der christlichen Religion Zerrüttungen in der bürgerlichen Gesellschaft anzufangen. In die Frage von der Rechtmäßigkeit oder Unbilligkeit läßt sich der Gesandte Jesu Christi gar nicht ein. Weil es einmal das traurige Schicksal von vielen Menschen war, so lehrt der Apostel, wie man sich auch darinn nach dem Willen Gottes betragen könne, und als Christ so lange sich zu betragen schuldig sey, bis die Vorsehung einen erlaubten Weg zeigt, die Fesseln abzuschütteln. II. Ist selbst der sonst denkende und billige V. des B. Ueber die Glückseligkeit der Völker, 1ter Th. S. 117. ꝛc. unbillig genug, das barbarische Vorurtheil zu behaupten: die Schwarzen in Afrika seyen eine höchst wilde und viehische Nation; es sey eine zu große Unähnlichkeit zwischen ihnen und uns, als daß die Empfindungen der Menschlichkeit sehr gereitzt werden könnten; die Erfahrung habe gelehrt, daß man auch durch Wohlthaten und gütige Begegnung die=

Thorheiten zu erneuern! wenn werdet ihr dann auch, da ihr so viel thun könnt, der Menschheit diese

dieser Nation nie ihren niederträchtigen, undankbaren und grausamen Charakter nehmen könne ꝛc. Aber andere, die nicht so vom Nationalstolz geblendet sind, schildern uns die Schwarzen anders. Und selbst an den Mohren, die man in Europa fast an allen Höfen und bey vielen reichen Herren findet, sieht man, daß es kein so verächtliches Gesindel von Menschen ist, wie die Franzosen uns bereden wollen. Aublet sagt selber, der Eigennutz vergrößere diese Beschuldigung, sie seyen nicht alle und im ausnehmenden Grad bösartig; ihre Laster seyen den europäischen gleich; der grausame Zustand reitze sie, und treibe sie an zur Bosheit; er erzählt viele rührende Beyspiele von Gefühl und Zärtlichkeit, die man an Sklaven gesehen hat. (S. Oekon. Biblioth. VI. S. 29.) Auch Nicolson hat mir mündlich in Paris das Gegentheil versichert, und in Essais sur l'hist. natur. de St. Domingue. 8. hat er ebenfalls schöne Exempel von der Treue der Sklaven erzählt. Die tägliche Erfahrung, sagt er, (S. 57.) widerlegt das Vorurtheil, als wenn die Neger keine Anhänglichkeit an ihre Herren, keine Vernunft, keine Empfindung hätten. Wer sie gütig und vernünftig behandelt, kann alle Tage Proben ihrer Treue sehen. Aber die Menschen vergessen gerne die Wohlthaten anderer gar geschwind. Tausend Exempel, sagt er, beweisen, daß sie sich in die augenscheinlichste Todesgefahren gestürzt haben, um andere zu retten. Sie schwimmen um ihres Herrn willen durch die tiefsten und reissendsten Strö-

diese Wunde wieder heilen? Wenn werdet ihr die Pest der Menschenkäufer und Verkäufer aus

Ströme. Er selber, sagt er, (S. 58.) müsse es dankbar rühmen, daß sie ihn oft vor Gefahren gewarnt hätten, die er nicht bemerkt habe, er sey ihnen sein Leben schuldig ꝛc. In Port au Prince warf 1770, ein Erdbeben viele Häuser um. Eine Negerin war ganz allein in einem Hause, und säugte das Kind ihrer Herrschaft. Jeder floh, und rettete sich, aber diese Negerin nicht. Sie wollte lieber ihren Säugling am Leben erhalten, opferte sich selber auf, machte aus ihrem Körper ein Gewölbe über das liebe Kind, beugte sich über den Säugling hin, ließ mit unerhörter Herzhaftigkeit die umstürzenden Trümmer des Hauses auf sich fallen; das Kind ward erhalten, aber sie starb wenige Tage nachher. -- O ihr unmenschliche Herzen! glaubt ihr wohl, daß unser gerechter und guter Gott dieß edle Herz in der Ewigkeit unbelohnt gelassen habe? Meynt ihr wohl, er sey auch so partheyisch, wie ihr? er messe auch Tugend und Größe der Seele nach dem Vaterland, nach der Kirche, nach der Sektenreligion ab? O Christen! es wirkt alles in die Ewigkeit, alles kommt vor Gottes belohnenden Richterstuhl, ob es ein Schwarzer thut, oder ein Weisser, ein Jude oder ein Christ! Im Besitz der wahren Religion seyn, ist eine große Wohlthat Gottes; aber deswegen ist die Menschheit nicht überall ganz ausgeartet, deswegen sind ausserhalb den Ringmauren der christlichen Kirche nicht überall Teufel. Da Hybla, oder Bahil, ein wackerer protestantischer Geistlicher in

euern Gränzen verbannen? Könnt ihr oft lange Abende die Stimme der Sänger und Sängerinnen

Ungarn, wider den Abfall von der reinen Lehre ein Buch geschrieben hatte, kam er durch die damalige Macht der Jesuiten in Kerker. Da er hörte, daß er verbrannt werden sollte, entkam er noch glücklich durch die Trunkenheit seiner Wächter, brach aber auf einem Sprung das Bein. Auf der Flucht ward die Wunde immer gefährlicher. Aber ein Jude auf der polnischen Gränze war ihm ein wohlthätiger Samariter. Sollen wir nun diese Verpflegung nicht schön, nicht edelmüthig nennen, weil sie ein Jude dem andern erzeigt hat? Und gesetzt, die Neger vergiften öfters ihren Herren das Vieh und andere Sklaven, oder verüben sonst allerley Bubenstücke — ist dieß Wunder, da man sie in der Wildheit aufwachsen läßt? da man sie behandelt, als wenn sie keine Menschen wären? Sie denken auf nichts, sagt Nicolson, als wegzukommen aus dem traurigen Leben, dessen Tage sie nach den schrecklichen Strafen zählen können, die sie ohne Aufhören leiden müssen. Er erzählt den Fall, wo ein Neger, der gehangen werden sollte, als der Strick brach, gern alles, was er hatte, hergab, um einen bessern Strick zu kaufen, und sich unerschrocken zum zweytenmal hängen ließ. S'il faut sagt Nicolson, les guider en tout, s'ils n'imaginent presque rien, c'est que l'esclavage brise les ressorts de l'ame, et l'abatardit tout. (p. 58.) Man giebt III. vor, Guinea sey von Gott und der Natur so verlassen daß die Einwohner zur Sklaverey bestimmt wä-

nen hören, und sie noch mit Millionen bezahlen, wenn werdet ihr dann dieß Gewinsel der Mensch- heit,

wären, und sie erträglicher fänden, als Freyheit in ihrem Vaterlande. Allein Sharpe hat schon bemerkt, daß der Europäer ein afrikanisches Land und Klima nicht nach dem Europäischen, nicht nach seinem Körper beurtheilen muß. Auf der ganzen Erde ist kein Land, wo nicht Menschen fortkommen könnten. Aber eben dieser jährliche Aufkauf von gesunden und starken Menschen beyderley Geschlechts muß das Land gewaltig entvölkern: und wenn Guinea schlecht und traurig aussieht, so ist dieß Folge, nicht Ursache und Entschuldigung, des Menschenhandels. — 1772, hatten die Engländer allein in allen ihren amerikanischen Inseln und Colonien 850,000 Negersklaven; 100,000 werden dazu jährlich aufgekauft, und davon stirbt ein Drittel auf der Reise, oder an Krankheiten. (S. Alton. Merkur, 1772. Nro. 104.) Man vergleiche auch Considerations de l'état présent de la Colonie françoise de St. Domingue. I. II. Paris 1777. 8. vergl. Götting. Anzeig. 1778. 81. St. Wie der Sklavenhandel in Gottes Augen angesehen werden muß, das können wir schon aus Gottes unpartheyischer und allgemeiner Menschenliebe, und noch deutlicher aus der Verordnung schliessen, die den Juden gegeben war, daß jeder, der nicht freywillig und vor der Obrigkeit auf seine persönliche Freyheit Verzicht gethan hatte, im Jubeljahr ohne Bezahlung losgelassen werden mußte. 5. B. Mos. 15, 12. 18. Der Grund, der hinzugesetzt wird, ist von der natürlichen Empfindung eines

heit, das einschneidende Wimmern der leidenden Unschuld hören? Ist es euch gleichgültig, wenn von Batavia und Suriname, von allen Küsten in Ost- und Westindien Seufzer, Klagen, Flüche und Gebete gegen euch zum Allwissenden aufsteigen? Sollte nicht jeder Mensch für sein Geschlecht sprechen dürfen, wenn so grausame Kränkungen unserer natürlichen Rechte allgemeine Mode werden?

Und wo ist denn nun die Arzney für das unübersehbare Elend in der Menschenwelt? Wo ist Trost und Erquikung für alle die verschiedenen Gattungen von Unglücklichen, die ich genannt und nicht genannt habe? Traurige Wahrnehmungen für den Menschenfreund! Schreckliche Labyrinthe und unauslösliche Räthsel für den Denker, wenn für alle Herabgewürdigte, Mißbrauchte, Eingekerkerte, Zurückgestossene, Aufgehaltene, und verwahrloste Menschen ein anderer Staat Gottes nur in unserer Einbildung erschaffen ist! Ist Gott

Schö-

jeden, der im ähnlichen Zustande gewesen ist, hergenommen. B. 15. Eine schlechte Vertheidigung des Sklavenhandels s. in den Neuen Mannigfalt. I. S. 391. ꝛc. Denn, man wird doch nicht glauben, daß in den kleinen Kriegen der afrikanischen Fürsten so viele Tausende gefangen, und schon zu Sklaven bestimmt werden? noch weniger, daß, wenn die Europäer sie nicht holten, diese Hunderttausende alle von ihren Ueberwindern gefressen werden würden?

Schöpfer und Vater des Menschengeschlechts, und ist er weise und gut, so muß die Gestalt des Erdbodens verändert werden. Das trübe Gemälde des menschlichen Lebens muß heller und angenehmer werden. Der düstre Himmel, der immer noch über ganzen Ländern, über Millionen einzelner Menschen hängt, muß sich aufklären, und von seinen schwarzen Wolken gereinigt werden. Entweder giebt es gar keine Grundregeln im Reiche Gottes, oder die feurigsten und vorzüglichsten Bestrebungen unserer Natur können nicht immer fruchtlos bleiben. Die guten und belohnenden Folgen der Tugend müssen allgemein, müssen sichtbar und vorzüglich werden. Die unangenehmen und schmerzhaften Nachwehen des Lasters müssen an jedem ausbrechen, der seine Natur beschimpft, und Gottes Gesetze verachtet hat. Die Bürden des Lebens müssen den Edeln und Besten abgenommen werden. Auf diesem verwirrten Schauplatz muß doch einmal Ordnung und Regelmäßigkeit hergestellt werden. Es kann der letzte Endzweck Gottes nicht seyn, daß der Betrug triumphirt, und die Gewaltthätigkeit noch geschmeichelt wird. Die edelsten Menschen müssen einmal den Rang erhalten, der ihnen in der Schöpfung gebührt. Die verkannte, gelästerte und verfolgte Rechtschaffenheit des Christen muß ihren Glanz auf bessern Scenen zeigen können. So viele herrliche Thaten, die bisher in der Stille der Verborgenheit

geschehen und verdeckt waren, müssen den Augen der Welt vorgelegt werden. Nicht immer darf die Thräne des Armen ungetrocknet von seinem schwindenden Gesicht herabfliessen. Der ehrgeitzige Stolz der Großen und Reichen muß mit Gewalt an die natürliche Gleichheit aller Menschen erinnert, und gedemüthigt werden. Die Quelle von so manchen Erniedrigungen und Verirrungen der Menschheit muß verstopft werden. Der wankende Verstand muß berichtigt, die schwärmende Einbildung muß gebändigt, das in der süssen Trunkenheit seiner Lüste oft ausschweifende Herz muß an bessere, edlere, würdigere Gegenstände gefesselt, und durch ihren innern Werth vor ähnlichen Schwachheiten bewahrt werden. Das ganze Kramwerk des menschlichen Lebens, dieser Markt voll Kleinigkeiten und Spielsachen, muß aufgehoben und den veredelten vom Grabe wiederkehrenden Menschen ein neues Thor eröffnet werden. In ruhigern, nicht immer den Abwechslungen der streitenden Elemente unterworfenen Gegenden müssen aus unserm Umgange mit andern alle die schalen, nichtswürdigen und unbedeutenden Veranlassungen zu Spaltung und Mißverständniß, alle Reitzungen zur Trennung der Gemüther, alle in dieß buntscheckigte und wunderbare Leben so innig verwebte Ursachen zu Zank und Streit wegfallen, und nicht mehr die Störer des Vergnügens, die Mörder der Freundschaft, die Räuber unserer stil-

lern

lern Freuden seyn. Das alles wünscht sich die Seele des Christen, und wir erwarten es von dir, Vater aller Geschöpfe! Du Erstes, Größtes und Vollkommenstes unter allen Wesen, von dir, Vater der Christen, der du uns nicht bestimmt hast, ewig die traurigen Folgen unserer herabgesunkenen Natur zu empfinden, sondern die Seligkeit zu besitzen durch unsern Herrn Jesum Christum.

Es ist wahr, die Erde ist schön, die Natur ist unerschöpflich reich an Werken der Allmacht und der Weisheit; das Menschenleben hat seine Reitze; die Wissenschaften und alle Beschäftigungen haben eine gewisse Süßigkeit bey sich; die Tugend belohnt sich in gewissem Verstande selber: *) aber — — unsere

*) In Jakob Fosters Reden über wichtige Wahrheiten der christlichen Religion, aus dem Engl. 4ter Th. Frankf. 1751. 8. Rede IX. steht das Beste hievon kurz. S. 196. 2c. sagt der V. „die natürlichen guten und übeln Folgen der Tugend und des Lasters können oft verhindert, oft vermieden werden. In allen diesen Fällen ist eigentlich gar keine Belohnung noch Bestrafung. Ferner sind diese Belohnungen und Strafen weder an sich so merklich, noch so allgemein, noch in dem gegenwärtigen Leben so gewiß, daß man vernünftiger Weise erwarten sollte, sie würden eine feste und standhafte Redlichkeit bey allem, was ihr Widerwärtiges widerfährt, unterstützen, oder den starken Anreitzungen weltlicher Ehre und Lüste das Gleichgewichte halten. Daß überdieß in einer großen Menge

unsere Seele wird doch durch dieß alles noch nicht ausgefüllt. Sie ist ein Abgrund, der alles, was uns unter dem Monde begegnet und vorkommt, zwar einnimmt, aber das Meiste davon wieder ausstößt, und als schlecht und unbrauchbar wegwirft. Sie faßt immer alles auf, und verlangt doch immer mehr. Tausendmal fühlt sie es selber, daß sie gleichsam nicht an ihrer rechten Stelle ist, daß ihr noch das Beste, das Würdigste fehlt, daß ihr ewiger Aufenthalt nicht in den engen Banden des leimernen Körpers, von dem alle Tage einige Theile verwesen, seyn kann. Nicht der kleinste Theil ihrer Wünsche wird auf Erden befriedigt. So lang wir hier an die Körperwelt ge-

Menge von Fällen der Tugendhaften Elend weltkündig ist, aber ihre Belohnung nicht in die Augen fällt, und die äusserlichen Vortheile der Boshaften ungemein merklich und sichtbar sind, ihre Bestrafung aber verborgen ist, nehme man dazu. In allen solchen Fällen wird sich der Tugendhafte so wenig durch sein vorzügliches Glück unterscheiden, daß man ihn vielmehr für den Elenden halten wird. Also ist, wenn kein künftiges Leben seyn sollte, die vornehmste Absicht der Strafen und Belohnungen verloren, nämlich: der Unterschied, den sie zwischen allen Beyspielen der Tugend und des Lasters machen sollen, zu jener aufzumuntern, und von diesem abzuschrecken, und dieß in allen Arten und in allen Stufen derselben zu thun.

gebunden sind, besteht unsere ganze Glückseligkeit in der Einschränkung der Begierden. Wir müssen das Maas erkennen, das jetzt allen unsern Kräften und Fähigkeiten vorgeschrieben ist. Sobald wir diese Gränzen überschreiten, folgt das Unglück auf dem Fusse nach. Aber so gewiß das ist, so gewiß muß auch dieser Erziehungsstand mit dem Stande der Vollkommenheit abwechseln, wo wir durch die möglichst größte Ausdehnung unserer Seelenkräfte glücklich seyn werden, wo sich unser Verstand in das Unendliche ausbreiten, und immer mehr erweitern, wo unsere Liebe nicht auf wenige Menschen eingeschränkt seyn, wo sie alles umfassen wird, was in Gott, was im gränzenlosen Meere der Schöpfung, was im Reich der Engel und aller Geister herrlich, vollkommen, groß und gut ist. Käme sie nie, diese glückliche Zeit — nun so hätte der Schöpfer vergebens diesen Durst nach immersteigender Glückseligkeit, dieß innere Sehnen, dieß tiefaufsteigende Verlangen in den Grund der Seele gelegt; so wäre das ewige Rufen und Verlangen nach Vollkommenheit und Seelengröße nur Marter für uns, und verkündigte nicht den Gott der Liebe, der den Plan unserer Glückseligkeit für künftige Welten, für künftige Zeiten angelegt hat. Aber diese Stimme der Gottheit tönt in der Seele unter allen Leiden und Widerwärtigkeiten. Sie erhält sich unter allen Stürmen, und schweigt auch im Geplagtesten

nicht.

nicht. Es ist eine geheime unsichtbare Kraft, die uns immer das Auge in die Höhe zieht. Verborgene Ahndungen vom künftigen Seyn hat wohl jeder, auch der Unausgebildete, in gewissen Augenblicken, die der Weise auffaßt, und, wenn er kann, in Stunden verlängert. Der Körper ist eine dünne brechliche Schale. Wenn die Vernunft anfängt, stark zu werden, wird er schwach und nimmt ab. Wenn er voll Saft ist, hindert er den Geist durch seine Reitzbarkeit; wenn er ein Knochenhaus ist, durch seine Unempfindlichkeit und Trägheit. Bald sind die feinsten Röhren zu voll, bald zu enge. — Wie unglücklich wären wir, wenn wir nie aus der Hülse entwischen könnten! Jedes Vergnügen wird uns in kurzer Zeit fade und geschmacklos, und jeder weitere Schritt in der Welt kostet unendlich viel Mühe, Sorgen und Ueberlegung. Die menschlichen Leidenschaften stossen unaufhörlich zusammen, es wird nie Friede auf diesem Kampfplatz. Die Fehler des Temperaments begleiten uns bis zur Grube; wir sündigen auch im hohen Alter alle Tage, und fallen oft wieder weit zurück. Die gebietenden Herren der Erde machen durch ihre Schwachheiten, Thorheiten und Grausamkeiten dem weisern Theil des Menschengeschlechts manche unangenehme Stunden. Gute Menschen kommen oft weit von einander. Dagegen hat jeder Rechtschaffene immer seinen Verfolger, Neider, Lästerer, seinen Satan

ne-

neben sich. Der redliche Christ leidet bey der geringsten Vergehung unendlich viel von seinem Gewissen. Der Lasterhafte erstickt diese Empfindung, härtet sich ab, und hat weder Scham noch Reue. Die strengen Prüfungen treffen immer die Besten. Der Anblick so vieler versäumter, verwilderter, armer, siecher, preßhafter, nothleidender, zum Kriegsdienst oft auf die ungerechteste Art gezwungener, und von aller sichtbaren Hülfe entblößter Brüder und Schwestern müßte uns, im Fall, daß Gott nicht einmal den Vorhang aufziehen, und über das alles entscheiden wollte, nothwendig allen Muth nehmen, und alles Vertrauen zu ihm ersticken. Bliebe eine einzige gute Handlung, bliebe auch nur ein Gedanke, der edel und schön ist, unbelohnt — das wäre Schimpf für die Gottheit, die den Erdkreis regiert. Ihr angefangener Plan kann zwar durch so viele eingemischte Ursachen aufgehalten, aber zerstört kann er nicht werden. Aber alles wird besser werden. **Wir warten eines neuen Himmels, und einer neuen Erde, in welcher nur Tugend und Frömmigkeit wohnen wird!**

Paulus, der immer groß und liebenswürdig ist, ruft uns eben das zu! **Laßt uns nicht traurig seyn, wie die andern, die keine Hoffnung haben!** (1. Thessal. 4, 13.) Er tritt mit den weinenden Christen an das Grab ihrer schlummernden Freunde, und predigt da eine

Weisheit, die eben so erhaben als tröstend ist. Damals wüthete schon die Verfolgung. Der stürmische Geist der Eifrer, der von der Synagoge ausgefahren war, und die Waffen der Römer gegen den edelsten Theil ihrer Bürger schärfte, drang auch in Thessalonich ein, wo der Gesandte des Erlösers die schönste Gemeinde, wo er keine Schüler, lauter Söhne und Töchter, nur Brüder und Freunde hatte. Ehe sie noch alle in allen Lehren des Christenthums hinreichend befestigt waren, mußten schon einige für die Wahrheit der neuen Religion Blut und Leben hergeben. Eine allgemeine Traurigkeit und Muthlosigkeit verbreitete sich unter den Christen. Sie standen zum Theil in der Meynung, daß der Tag der Erscheinung Jesu Christi noch zu ihren Zeiten einbrechen, und sie alle lebendig antreffen werde. Von der Auferstehung unserer Leiber waren sie noch nicht vollkommen unterrichtet, daher glaubten sie, daß diese Hingerichteten und Entschlafenen die Seligkeit einst ohne Körper und Hülle geniessen würden. Bey dieser angreifenden Vermuthung erwachte die vorige Zärtlichkeit gegen die Verlornen. Sie verwandelten den Irrthum in Wahrheit. Man bedauerte die Verstorbenen, als wenn sie gar nicht mehr vorhanden wären. Es fehlte nicht viel, die guten schwachen Seelen hätten an die Vernichtung geglaubt, und ihre heidnische Gegner selber in den seltsamsten und übertriebensten Ausbrü-

brüchen ihrer Traurigkeit nachgeahmt. Paulus, der wie ein sorgfältiger Vater seine Kinder leitete, kommt ihnen zu Hülfe, und zerstreut die Zweifel, mit welchen sie bisher gerungen hatten. Er tadelt ihre Thränen nicht. Wo lebt der Mann, der Christ, dem die Welt allezeit gefallen kann? Er verlangt keine verstellte und erzwungene Unempfindlichkeit. Wie oft weinte er selber über seine und anderer Menschen Umstände in der todten Stille der Mitternacht Ströme von Thränen, die die blasse Farbe des Kummers im Gesicht zurückliessen? Er will nur, daß sie die nassen Augen gen Himmel erheben, und keiner übermäßigen Traurigkeit nachhängen sollen. Er erinnert sie daran, daß sie als Christen viel bessere, sichrere, gegründetere Hoffnungen hätten, als jene betrügliche, ungewisse, verstümmelte Erwartungen einiger Weisen unter den Heiden von einer andern Welt. *)

*) In allen Reisebeschreibungen findet man die seltsamsten Gebräuche der Wilden bey den Krankheiten und dem Absterben ihrer Verwandten. Die Hottentotten wissen nichts von einer andern Welt. Daher, wenn jemand todtkrank ist, versammeln sich die Verwandten bey ihm in einem Kreis, schreyen, heulen, stampfen mit den Füssen, klatschen mit den Händen, und machen einen entsetzlichen Lärm, als wenn sie unsinnig wären. Nach dem Tode wird das Geschrey noch ausschweifender, und beym Wegtragen der Leiche machen wieder alle die lächerlichsten Geberden. Mit Schreyen

Es sey ein Stück von der kostbaren Lehre ihres Meisters, daß alle die Millionen Menschen, die je auf Erden gewesen seyn, und noch seyn würden, einst von den Gräbern wiederkommen, und dem Haupt der Kirche dargestellt werden sollten. Mit diesem stärkenden Gedanken sollten sie die gepreßte Seele erquicken, und ihren Feinden ruhig zusehen.

Eben dieser Apostel schildert an einem andern Ort seinen Zuhörern die großen Erwartungen der Christen, damit sie eben so, wie er, alle Wünsche und Begierden, alle Hoffnungen auf eine andere Welt, auf eine seligere Verfassung richten sollten. Das erste, wozu uns die christliche Religion Hoffnung

Schreyen gehen sie weg; um den Verstorbenen zu ehren; beflecken sie sich mit Kuhmist und Urin; dieß Geschrey und Lärmen wird noch einige Tage um dieselbe Stunde wiederholt ꝛc. S. Neue Beschreibung des Vorgeb. der guten Hoffnung, 1tes St. S. 107. ꝛc. In Otaheite gehört es zu den Ausdrücken der Zärtlichkeit, daß sich die Weiber am Begräbnißorte ausser dem Wehklagen etlichemal mit Seehundszähnen in den Kopf stossen, das Blut auf Zeug auffassen, und der Leiche dieß als Todtenopfer hinwerfen. Fünf Monate lang halten sie oft Prozessionen dabey, schlagen einander derb mit einem zackigten Prügel, sie schaben die Knochen sorgfältig ab ꝛc. S. Hawkesworths Reisen um die Welt, 3ter B. gr. 8. S. 547. ꝛc. mit einer Kupfertafel.

nung macht, ist eine bessere Welt. Unsere Vaterstadt, sagt Paulus, ist der Himmel. (Phil. 3, 21.) Die heil. Schrift stellt uns immer als Wanderer vor, die, jetzt noch von ihrem wahren Vaterland entfernt, in fremden Gegenden leben. Wir reisen alle über die große Strasse der Welt hin: aber an dieß unruhige, mühselige, streitvolle Leben schließt sich genau für jeden frommen Christen, für jeden Menschen, der auf seinem Platz, bey seinem empfangenen Talent, nach dem Maaße seiner Fähigkeiten, unter seinen Umständen, und nach dem Ausspruch Gottes gut und treu war, ein anderes Leben an, wo wir angenehmere Verhältnisse, glücklichere Umstände, dauerhaftere Güter, edlere Freuden, keine Leiden, bessere Gesellschaft, zärtlichere Freunde, leichtere Beschäftigungen, reitzendere Wohnungen, seligere Unterhaltungen, größere Gedanken, heiligere Empfindungen, ruhigere Begierden, und keine unerfüllte Wünsche mehr haben werden. Unsere schwache Augen ertragen das Licht nicht, in dem Gott wohnt. Paulus sah die Wonne der vollendeten Tugendhaften; er schmeckte die Freuden des Himmels; aber er hatte keine Worte, sie zu beschreiben. Das andere, was wir als Christen erwarten dürfen, wenn die Verfassung dieser Welt ein Ende nimmt, ist die Verklärung und Verherrlichung unsers Leibes. Wir erwarten, dieß sind die prächtigen und lieblichen Versicherungen des Apostels, vom

Himmel unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leib nach der Wirkung, womit er auch kann alle Dinge ihm unterthänig machen. Wer versteht ganz diese Sprache? Wer kennt die Herrlichkeit, die der Leib des Erlösers hat? Wer weiß, wie weit unser wieder erweckter Körper jenem Tempel der Gottheit ähnlich werden kann? Laßt uns aber doch nicht zweifeln. Die Allmacht Jesu Christi, auf die sich sein Zeuge beruft, da er selbst das Gewicht dieser Verheissung empfand, ist uns Bürge dafür. Ist ihm gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, hat ihn Gott gesetzt zum Herrn über alles, was genannt mag werden nicht allein in dieser, sondern auch in der zukünftigen Welt, so können auch die Leichname der Christen auf seinen Befehl wieder erbaut, verschönert, und jener Welt, jenen Geschäften, jenen Umständen gemäß gebildet werden. Wir freuen uns schon heute auf diese Probe der göttlichen Güte; erklären können wir sie nicht. Diese Hütte von Staub, die jetzt keinem Unfall, keinem Druck widerstehen kann, die voll Kunstwerke, aber auch so brechlich und mürbe ist, daß sie immer eher aus einander fällt, als wir sie ganz erforschen können; dieß Gebäude, womit uns Gott umgab, damit wir zwischen dem Engel und dem Thier stehen, und mit

sicht,

sichtbaren Geschöpfen Verbindung haben sollten; diese Sinne, die hier unsere Führer, Lehrer, Belustiger und zugleich Betrüger sind; diese Glieder, die oft Werkzeuge der sündlichen Begierden seyn müssen, aber auch selbst zuweilen durch körperliche Reitze die Lust zur Sünde in uns anfeuren und verstärken; dieß Wohnhaus des Geistes, das ihm so oft zur Last fällt, und, wenn er zum Vater der Geister sich aufschwingen, alle Werke Gottes umfassen und in Wahrheiten schwimmen will, wie ein schweres Gewicht an ihm hängt; diese so vielen Schwächungen, Zerstörungen, und zuletzt doch einer gänzlichen Zertrümmerung unterworfene irdische Hälfte von uns, die unter einer Menge von Gefahren entwickelt, mit der größten Mühe, und nur mit der sorgfältigsten Pflege erhalten, und oft durch die scharfsichtigste Kunst nicht wieder gereinigt und verjüngt, im Alter doch gekrümmt, verunstaltet, unbrauchbar, durch sich selbst unbiegsam, und allmählig zu ihrer völligen Auflösung vorbereitet wird; dieß Gefäß unsers Geistes, das uns durch peinigenden Schmerz im kleinsten Glied am Denken stört, oft alles Licht, alle Munterkeit des Verstandes raubt, die Hälfte des Lebens zu seiner Erholung der Ausbildung der Seele entzieht: dieß Kleid des Geistes soll uns allen vielleicht erst nach vielen tausend Jahren wieder gegeben werden, soll alsdann den Geist in der glühenden Andacht nicht mehr stören, soll uns wieder wer-

den, ohne daß wir nöthig hätten, noch immer mit so vieler Unruhe für seine Bedürfnisse zu sorgen, ohne Fehler, ohne Mängel, ohne Saamen der Krankheit, in ewiger Blüthe mit schnellern Bewegungen, mit feinern Empfindungen, neugeschaffen und schön, um auch von dieser Seite ganz glücklich zu seyn. — So wird der Leib vom Grabe wiederkommen, wie wenn vom verdorrten Stängel eine prächtige Blume wieder hervorbricht! wie wenn das dürre verachtete Reis im Staube wieder aufblüht zum Himmel! Das Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche; der Tod wird verschlungen in den Sieg.

Ach, so laßt uns dann auch nach himmlischen Gesetzen leben, und der Welt zeigen, daß wir hier keine bleibende Stätte suchen. Der muntere freudige Genuß der mannigfaltigen Gaben Gottes in der Natur ist uns nicht untersagt. Die Gottseligkeit streitet nicht mit dem Wunsch, den wir alle haben, in der Welt ein ruhiges und bequemes Leben zu führen. Sie streitet nicht mit dem Kleid, das wir tragen, nicht mit den Ergötzungen, die wir alle suchen, nicht mit den Kostbarkeiten, die die Sinne reitzen. Unser Erlöser hat der Natur diesen Schimpf, der menschlichen Seele diesen Zwang nirgends angethan. Es ist vielmehr Pflicht, beständig, auch bey dem täglichen Gefühle des irdischen und des menschlichen Elendes, doch den Dank gegen Gott nicht zu ver-

vergessen, so manches schon genossene Gut wieder zurückzurufen, und mit in den Anschlag des Lebens zu bringen, die Summe der göttlichen Wohlthaten öfter und besser, als gewöhnlich geschieht, zu berechnen, so manche schöne, gute, vortheilhafte Seite der Welt, so viele herrliche und dauerhaft nützliche Einrichtungen in der Natur aufzufassen, hochzuschätzen, und mit Dankerkenntlichkeit gegen ihren Urheber zu rühmen. Es ist Pflicht für uns wider die Unzufriedenheit zu kämpfen, und die Mutter dieser uns höchst unanständigen Gesinnung, Eigenliebe, Neid und Stolz, aus dem Herzen zu verbannen. Es ist Pflicht für uns, auch die unangenehmsten Ereignisse in der Welt von beyden Seiten zu beschauen, und sie mit der ganzen Reihe ihrer Folgen so lange zu überdenken, bis wir uns überzeugen können, daß ein ununterbrochenes Glück auf diesem Planeten nicht möglich ist, daß es in den meisten Fällen unser größtes Unglück wäre, daß auch Ruthenschläge wahre Wohlthaten Gottes, und Beweise seiner Liebe zu uns sind. Es ist Pflicht für uns, Gott immer und unaufhörlich für sein größtes Geschenk, für seinen Sohn zu loben und zu danken, und uns an dem Anblick der ewigen Erlösung, die er gestiftet hat, selbst im schrecklichsten Gewirre dieses Lebens, als fromme, demüthige, gläubige, nachahmende, auf seine Verheissungen wartende Christen zu laben. Schmecket und sehet,

sag

sagt die Religion, wie freundlich der Herr ist! Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich euch: freuet euch! Aber eben die Religion will auch, daß wir unsere Seelen nicht verwöhnen lassen, daß wir uns nie so ganz an das Irdische anschliessen, daß wir darüber den Geschmack an Gott und göttlichen Dingen verlieren, und der Seele schaale, kleine, nichtswürdige Dinge zu ihrer Sättigung anbieten.

Sollen wir nicht ewig in dieser Welt wohnen, so laßt uns dann alle mögliche Treue beweisen, wir mögen irgend eine Stelle in der Gesellschaft bekleiden, die die Bewunderung der Meisten auf sich zieht, oder wir mögen tief unter andere erniedrigt seyn. Am Pflug, in der Werkstätte, in der Kinderstube, in der Schule, im Handel, auf dem Kampfplatz, in der tiefsinnigen Einsamkeit, am Krankenbette, in der Gerichtsstube, am Ruder des Staats, an der Spitze eines ganzen Volks, auf dem Königsthron — überall ist es Pflicht, den Willen des obersten Herrn und Weltregierers zur Richtschnur zu nehmen, und auch aus Gehorsam gegen ihn den bittern Kelch nicht wegzustossen, den er uns zu unserm Tagewerk hingestellt hat. Laßt uns nur dem Wink der Vorsehung folgen. Sie weiß gewiß für jeden ihrer Unterthanen den besten Platz in der Welt, den sichersten Weg zur Ewigkeit. Sollten wir deswegen an der Güte Gottes zweifeln, wenn er uns den Weg zu

glän-

glänzenden Verrichtungen in der Welt verschlossen hat? So wissen wir auch vom glänzenden Elend, von der prächtigen Last der Großen nichts; so sind wir auch frey von den gefährlichen Reitzungen, die mit jedem vornehmen Stand in der Welt verbunden sind; so leiden wir nicht so viel von der Tadelsucht und der Mißgunst anderer Menschen; so geniessen wir im Mittelstand mehr aufrichtige, herzliche Liebe von andern; so vergessen wir bey der stäten Arbeitsamkeit alle die leeren Gaukelspiele, die andern die Seele immer herumwerfen, und beunruhigen; und in unserm Kreis, er sey so eng wie er wolle, werden wir doch immer unsere Frömmigkeit, unsern Glauben an den Erlöser, unsere Menschenliebe, unsere Rechtschaffenheit zeigen, und für die Ewigkeit arbeiten können.

Ist so viel Unglück, sind so viele Leiden und Thränen, sind so viele böse Menschen in der Welt, so laßt uns desto besser, desto menschenfreundlicher, desto sanftmüthiger, dienstwilliger und gefälliger gegen andere seyn, damit diejenigen, die zunächst neben und mit uns leben, nicht auch seufzen über uns. Das ist die wahre Kunst zu leben, die wir alle wissen sollten. Gleich den Oelbäumen Segen auf andere träufeln, wie Fackeln und liebliche Sterne in der dunkeln Nacht noch schimmern, daß nicht alles von der Bosheit überwunden, nicht alles mit Wolken bedeckt werde. Glücklich ist der, der so viel empfangen hat, daß er fremden Kummer

mer erleichtern, und traurende Herzen erquicken kann. Ahmen wir darinn Gott nach, der alle Tage Elenden und Unglücklichen besonders Gutes thut, und der uns noch in der Ewigkeit die letzte Thräne, die wir vom Ufer der Angst, vom Todeskampf mitbringen, abwischen will. Indem wir unsere Glückseligkeit auch auf andere verbreiten, verlängern und vervielfältigen wir ihren Genuß, und machen uns selber zu neuen, und immer größern Wohlthaten Gottes fähig. — Und wenn wir die, die mit uns an einem Feld arbeiten, erfreut haben, so laßt uns auch die alle, deren Schweißtropfen wir nicht rinnen sehen, in unser mitleidiges Gebet zum Gott des Trostes und der Barmherzigkeit einschliessen. So werden wir das Maas des Unglücks in der Erdenwelt, so viel an uns ist, vermindern, und andere Menschen, die vielleicht lange im endlosen Jammer geächzt haben, zum Preis Gottes ermuntern. Das Unglück knüpft ja sonst alle Bande fester. Unter Leuten, die wenig oder nichts haben, ist immer die beste Freundschaft. Man rechnet oft andern ihre Leiden zum Verdienst an, und will sie durch Liebe schadlos halten.

Und sollten wir dann selber bey so großen Hoffnungen immer traurig und mißvergnügt seyn? Sollten dann heitere, zufriedene, freudige Menschen noch immer auch unter Christen selten seyn? Haben wir doch so kostbare Zusagen in unserer

herr-

herrlichen Religion! Warum wollten wir denn immer ein finsteres düsteres Leben führen? warum immer ein klagenvolles Herz, und ein Jammergesicht auf der schönen Erde herumtragen? Abschütteln müssen wir das kleine muthlose Wesen, die Niedergeschlagenheit, den geheimen Lebenseckel, und die Unzufriedenheit mit unserm Schicksal. Es ist Undank gegen Gott, und Beschimpfung der Religion. Dem Lasterhaften mögen die Furien im Gewissen ewig alle Ruhe nehmen. Er mag überall zurückbeben, wie ein Wanderer, wenn vor ihm der Weg dunkel ist, und ein Wassersturz von weitem schallt. Aber das Leben der Christen sey heilige Freude und sanfte Gelassenheit. Auch unter dem Druck der unvermeidlichen Leiden können wir uns doch immer mit der Erinnerung an unser wahres Vaterland, an die immer näher rückende Ankunft Jesu Christi, an unsere bevorstehende Verklärung und Verherrlichung wieder aufmuntern und erfrischen. Die christliche Religion hat Balsam für alles. Können wir dann nicht beten, daß uns Gott durch den Trost seines Worts, und durch seinen im Verborgenen wirkenden Geist immer mit Friede und Freude erfüllen, und seine Hand nie von uns abziehen wolle? Verschwindet alles um uns herum, so bleiben uns doch immer die großen Erwartungen des Cheisten. Wir dürfen es ja nur fest glauben, wenn er uns zuruft: Ich will dich nicht verlassen, und

nicht

nicht einmal versäumen. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm! Gerecht und fromm ist er! Wie sich ein Vater erbarmt über seine Kinder, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten! Jesus Christus ist deswegen in die Welt gekommen, damit wir aus seiner Fülle Gnade um Gnade nehmen können, damit wir Leben und volle Gnüge haben sollen. *) Eine Religion, wie diese ist, kann uns wahrhaftig nie verlassen. Folgen wir ihr nur, sie wird uns gewiß immer mit fröhlichen Empfindungen erfüllen, und die Seele bewaffnen. Mitten unter den bittern Thränen, die wir oft auf das Grab der besten Menschen strömen lassen, und über uns selber vergiessen müssen, können wir doch immer leise zu uns sagen: Dein Vaterland ist im Himmel: dort wirst du bey dem Herrn seyn allezeit. Dort wird die Menschheit nicht mehr weinen, dort wird sich die Tugend nicht mehr abhärmen, und herumirren, um eine Ruhestätte zu finden. Um Mitternacht, wenn uns alle Schwierigkeiten des Lebens, alle Menschen, denen wir nicht helfen können, alle die, die uns im Weg stehen, und es nicht gut mit uns meynen, in Sinn kom-

*) Daß auch das letzte Stück der Offenbarung wahres Lehr- und Trostbuch der Christen seyn kann, das hat Herr Oberkonsistorialr. Herder vortreflich gezeigt. S. sein Buch von der Zukunft des Herrn. Riga. 8. 1779. S. 257 - 266.

kommen, und uns an der Ruhe stören, wenn uns alle Besorgnisse, alle Ungewißheiten der dunkeln Zukunft bange machen, können wir uns doch immer aufraffen und denken: Er, unser Herr und Heiland! unser bester Bruder, und unser theuerster Freund ist nur vorangegangen, und wird gewiß wieder zu uns kommen. Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe. (Ebr. 4, 3.) Die matten Knechte Gottes werden nicht ewig nach Erlösung seufzen, sie gehen hin, und ruhen in ihrer Kammer. (Esai. 26, 20.) Alles sehnt sich darnach, alles wartet mit ängstlichem Harren, und weit hinausreichendem Blick auf die Offenbahrung der herrlichen Freyheit der Kinder Gottes. (Röm. 8, 18 = 23.) Unser großer Wohlthäter wird uns vollbereiten, stärken, bekräftigen und gründen, wird mehr an uns thun, als wir bitten und verstehen, wird uns zu sich nehmen, und seine Herrlichkeit mit uns theilen. Stark müssen wir seyn, meine wandernde Christen! und wären wir auch mitten im Gefühl der Schmerzen, nicht verschmachten; wenn uns nichts mehr aufrichten kann, doch noch an der Säule der Religion anfassen, und hinaufsehen, wie Stephanus unter den Steinen, nach dem Anfänger und Vollender unsers Glaubens. *) Ist wahre christliche

*) Boerhaave schrieb in seiner letzten Krankheit an seinen Freund Bassand: Quicquid fiet, id omne con-

liche Freundschaft selten unter uns, so ist doch der Ewiglebende treu, der uns berufen hat zur Gemeinschaft seines Sohnes. An ihm werden wir doch immer den besten Helfer und Tröster haben. Wandeln wir nur vor ihm. — Er, unser Vater im Himmel, stirbt uns nie ab. Seine Jahre nehmen kein Ende, und sein Herz verändert sich nie gegen uns. Unsere tägliche Mängel und Fehler werden seine Langmuth nicht müde machen. Unser tägliches Gebet zu ihm wird ihm desto angenehmer seyn, je mehr es unser Ernst ist, seine väterliche Liebe zu geniessen. Ueber unser Vermögen wird er uns niemals etwas aufladen. Und wenn wir hier eine kurze Zeit gelitten haben, werden wir doch an seiner guten Hand über alle gefährliche Gegenden sicher

contingет ex arbitrio summi numinis. Cur ergo metuam? Quid cupiam aliud? Adoremus Deum, sufficit. Interim lectissima adhibeo remedia, vt leniam et maturem, securus de exitu. Vixi vltra 68 annos, semper lætus. Nunc omni fere momento suffocor a terribili dyspnœa. — Sic visum Deo, cujus absolutissimum ius in me agnosco, amo, adoro, id orans, liceat pati patienter, et cum laude infinita supremi numinis. — Fruamur hoc, donec sine labe puræ animæ unice in Deo amando, venerando, colendo occupantur, et in purum amorem accenduntur. Welch ein beschämendes Beyspiel von einem so großen Gelehrten für so viele Unbedeutende!

sicher wegeilen, und Er — Er wird nie aufhören, uns selber zu seiner Gemeinschaft, zum Erbtheil der Heiligen, die ihm um seines Sohnes willen angenehm sind, vorzubereiten.

Was ist gewisser, als dieß, daß unser Leben ein Schatten ist, und ist kein Bleiben auf Erden? Denn nur noch wenige Jahre, so werden wir alle nur noch dem Namen nach in der Welt seyn. Wie viele Zeit gehört dazu, bis andere Regenten, andere Befehlshaber, andere Lehrer, andere Weise und Gelehrte auftreten! Hoffen wir nicht auf Nachruhm — die Wenigsten verdienen ihn, und die Einrichtung der Welt leidet diesen Götzen nicht. Am Tage des Begräbnisses beschäftigt man sich mit uns, nachher sinken wir immer mehr in Vergessenheit. Die Thränen versiegen, der Kummer verliert sich, die Verdienste werden verachtet, die Gemälde verbleichen, die Lästerung arbeitet daran, uns immer mehr zu verdunkeln; unsere Nachfolger erheben sich über unserer Asche; die Feinde tadeln uns, weil wir uns nicht mehr vertheidigen können, unser Staub fliegt in der Welt herum, und unser Name ist insgemein nach dem Tode ein Ding, das andern weder sehr schaden, noch beträchtlich nützen kann. Die wenigen guten Menschen, die etwa noch in der Stille unsern Verlust betrauern, treten nach und nach selber von der veränderlichen Bühne ab; alle andere sind so ganz mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, daß sie an das Vergangene nicht denken können — ach! so müssen wir uns dann mit einer Seelengröße, mit einer Standhaftigkeit

waffnen, die der Religion selbst vor Spöttern und Ungläubigen Ehre machen kann. Es ist Schande, wenn wir matt werden, weil uns in der Ferne so ein glänzendes Ziel aufgesteckt ist. Ist gleich dieß Leben wie ein Bach, der bald trübe, bald hell fließt — so ist es doch nur eine Reise, die nicht lange dauern kann. Die Leidenschaften der Menschen werden uns nicht immer verfolgen. Die Quelle des Elendes wird endlich auch vertrocknen müssen. So viele Bedürfnisse werden uns nicht immer drücken. Unsere liebste Personen werden uns nicht immer so viel Kummer verursachen. Nicht ewig werden wir in dieser Dunkelheit herumkreutzen; und du — baufälliges, und vielleicht schon heimlich angestecktes Gehäuse meines Geistes! nicht ewig wirst du wie ein schalenloses Ey jeden Zufall fürchten müssen! Wie geschwind vergißt der Wanderer in einer guten Herberge alle die kleinen Ungemächlichkeiten, die er auf der Strasse in einem unbequemen Fuhrwerk ausstehen mußte! Laßt uns dann das Farbenspiel der Welt bey dem Bewußtseyn unserer christlichen Erhabenheit verachten! Laßt uns das Wehklagen und Seufzen durch die glänzende Aussicht nach dem größten Glück dämpfen und ersticken! Laßt uns die großen Muster des Glaubens, die Helden im Vertrauen auf Gott, die Meister in der Geduld, die schon den Zweig der lieblichen Palme errungen haben, dort im Chor der Engel und Erzengel ansehen! Die Lorbeern wachsen erst am Ende der Laufbahn, der Kampf wird uns zu Belohnungen vorbereiten. Wie lange wird es noch währen, so kommen

wir

wir alle in unsers Vaters Hause, wo eine Menge Wohnungen sind, zusammen. Vertrauen wir nur immer auf Gott, so sind wir in seiner ganzen unermeßlichen Monarchie gleichsam heilig, und an unserm bessern Theil unverletzlich. Können wir öfters im Leben die Thränen nicht zurückhalten — verzweifeln wir deswegen nicht an unserer Tugend! Sieh nur die Natur an! Welche Harmonie unter Millionen Millionen Kräften bey der scheinbarsten Unordnung! Du wirst gewiß belohnt; im Staat Gottes ist keine Störung der allerbesten Gesetze ewig. Verlasset mit euern Gedanken die Erde, und versetzt euch in den Himmel. Seht ihr den großen majestätischen Gerichtstag dort aufgehen? Hört ihr die Posaune Gottes von einem Ende der Erde bis zum andern schallen? Seht ihr den Richter, den Allsehenden, den alles Abwägenden, den Unbestechlichen in den Wolken des Himmels? Gerechtigkeit und Gnade stehen um seinen Thron: alle Menschen erwachen; das Meer giebt seine Todten wieder. — Wie es so helle wird vor unsern Augen! Wo sind die Verwirrungen? Wo sind die Ungleichheiten? wo sind die Ungerechtigkeiten der Erde? Alle Menschen sind gezeichnet, geprägt, sind, was sie sind, und die Heuchlerbrut ist ausgerottet — weil es Recht ist bey Gott, Trübsal zu vergelten denen, die uns Trübsal anthaten; uns aber, die wir Glauben und gutes Gewissen bewahrten, Ehre und Wonne, wenn nun Jesus Christus offenbar wird am Himmel! Dann werden wir reich an Erkenntnissen, ruhig und glücklich durch unsere Empfindungen seyn! Dann wer-

den wir mit den frömmsten, würdigsten Menschen, die schon lange mit Gott Umgang hatten, Gesellschaft machen! Dann wird der Schleyer, der dieß Leben verdeckte, wegfallen: Dann werden so viele tausend Menschen aus allen Zonen und Epochen das Elend vergessen, das ihnen hier das Leben verbitterte! Dann werden sie nicht mehr gleich den Trümmern seyn, die von den Wellen des Meers herumgetrieben werden! Dann werden wir die Stunden segnen, die wir hier mit frommer Geduld, im Leiden, ohne Ruhe und Erleichterung, nur durch kindliches Gebet gestärkt, zugebracht haben! *) Dann werdet ihr uns wieder werden, Eltern, Lehrer, Freunde, Kinder! Dann wird unsere christliche Religion in ihrer wohlthätigen Größe strahlen! Dann wird das Lob Gottes von unsern Lippen strömen! Dann wird dem Christen sein größter Kummer, die Sünde, die ihm immer anklebt, und ihn träge macht, abgenommen seyn! Dann wird dieß Herz, das hier so oft darben muß — nur wonnevollen, nur seligen Empfindungen offen seyn! Meine ganze Seele wird durchdrungen, erfüllt, erhoben werden von deinem prächtigen Anblick, göttlicher Erlöser!

*) Die Alten fabelten viel vom Fluß Lethe, aus dem jeder bey der Ankunft im Reich der Schatten trinken mußte, um alles, was in diesem Leben vorgefallen ist, zu vergessen. Aber wir, Christen! werden das Andenken an unsere Tugend nicht verlieren. Jede gute Handlung wird uns dort noch freuen, jede genossene Wohlthat Gottes, jede gepflogene Freundschaft mit andern, jedes überstandene Leiden wird uns dort noch gegenwärtig seyn.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sander, Heinrich

Ueber die Vorsehung

Bd.: 2

Frankfurt [u.a.] (1795)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Theol.syst.453(1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11118168-3
VD18 12594318-001